



Hg 315

V e r m i s c h t e
M u s i k e

v o n
Wilhelm Ferdinand Chastot
von Florencourt.

Me vero primum dulces ante omnia Musae
Accipiant!

Altenburg,
in der Richterschen Buchhandlung
1793.

1793

1793

1793

1793

1793

1793

1793

1793

1793

1793

1793



Seinem Freunde

d e m

Landrathe von Holzbrink

zu Altena

widmet diese Versuche
der Verfasser.

1788

1788

Handwritten text, possibly a title or address, appearing as a faint mirror image.

1788

1788

1788



Nisi est utile, quod facimus, stulta est gloria.

V o r r e d e .

Die erste Absicht, die der Verfasser bey dem Entwurfe dieser Versuche hatte, bestand einzig und allein darinn, die müßigen und oft traurigen Stunden eines finstern Winterhalbenjahres auf eine angenehme Art auszufüllen, und sie schneller und heitrer vorbeugleiten zu machen. Durch die Erreichung dieses Zwecks würde er sich für hinreichend belohnt gehalten haben, und gewiß nie auf den Gedanken gefallen seyn, diese Aufsätze dem Publikum vorzulegen, wenn ihn nicht dringendes Verlangen seines Herzens zuletzt dazu vermocht hätte. Wer von lieben Freunden lange abwesend gewesen ist, wird

V o r r e d e .

wird wissen, wie ungeduldig man jeder Nachricht von ihnen entgegensteht, wie gern man jeden ihrer Gedanken, jede ihrer Beschäftigungen erfährt. Der Verfasser ist von einigen Menschen, die trotz ihrer Entfernung doch immer zu dem Liebsten gehören werden, was er auf dieser Welt besitzt, zu verschiedenen Malen aufgefordert worden, ihnen seine Gedanken über manche Gegenstände, und die Früchte seiner dem Nachdenken gewidmeten Augenblicke mitzutheilen. Die süße Idee, seinen fernen Lieben, wo nicht Nutzen, doch wenigstens Unterhaltung verschaffen zu können, wirkte zu lebhaft auf ihn, um lange einen ernsthaften Widerstand zu finden, und die Folge dieser Idee — ist die Erscheinung der gegenwärtigen Blätter.

Ihre Entstehungsart mag zur Entschuldigung für die Verschiedenartigkeit ihres Inhalts dienen. Die drei ersten Abhandlungen werden wahrscheinlich gegen die letztern sehr auffallend contrastiren. Aber wenn man bedenkt, daß sich die Philosophie des Lebens nie in einem lebenswürdigen Lichte schildern läßt, als wenn man die Erhabenheit und Wichtigkeit ihrer Lehren durch Beispiele aus dem wirklichen Leben anschaulich macht: so wird man es hoffentlich verzeihlich finden, daß man
hier

V o r r e d e .

Hier bey einigen ernstern Abhandlungen aus dem Staatsrechte und der Moral zwey die Erläuterung eines wichtigen Sages zum Entzwecke habende Geschichten antrifft.

Ueber den Werth der ganzen Sammlung wagt der Verfasser nicht zu entscheiden. Bescheidenheit kann dem Schriftsteller bey seinem Urtheile über seine Schrift wenig nützen — Eitelkeit wird ihm immer schaden. Unendlich schwer ist es aber, die Mittelstraße zwischen diesen beyden Klippen nicht zu verfehlen. Es ist daher am klügsten, zu schweigen, und der Meynung des Publikums nicht vorzugreifen. Doch glaubt sich der Verfasser schmeicheln zu dürfen, daß, wenn seine Versuche gleich nicht durch glückliche Einfälle, oder durch neue lichtvolle Ideen glänzen, sie doch wenigstens ein reines unverderbtes Gefühl schildern, und deshalb auf das Verdienst einer ächten Moralität Ansprüche zu machen berechtigt sind.

Innhalt.

Inhalt.

- I. Hat der Mensch unveräußerliche Rechte? • S. 1.
 - II Deutschland ist kein Utopien • • S. 25.
 - III. Ist die deutsche Verfassung dem inländischen Handel vortheilhaft oder schädlich? • • S. 62.
 - IV. Also wäre die Selbstliebe doch nicht der einzige Grundtrieb des menschlichen Willens? • S. 86.
 - V. Gedanken über den Nutzen einer öftern Erinnerung an den Tod • • S. 100.
 - VI. Bleibt der Natur treu, studirt ihre Reize und ihr werdet nie ganz unglücklich seyn • • S. 108.
 - VII. Apophtegmen über das menschliche Wissen und einige andre Gegenstände des Lebens • • S. 116.
 - VIII. Ueber die Freundschaft • • S. 127.
 - IX. Die Idee der Gottheit ist ein nicht zu fassender Begriff für unser Erkenntnißvermögen • S. 136.
 - X. Der Stoiker • • • S. 141.
 - XI. Der Epicuräer • • • S. 153.
 - XII. Apologie des schönen Geschlechts • S. 163.
 - XIII. Englands Gegenden • • S. 169.
 - XIV. Die Erzählung des Priors im Kloster zu Forbisi S. 182.
 - XV. Wer möchte ihm nicht gleich seyn? Erzählung S. 202.
-

I. Hat

I.

Hat der Mensch unveräußerliche Rechte?

Nullius addictus iurare in verba magistri
 Quo me cunque rapit tempestas deferor hospes.

Horat.

In einer Zeit, wo die ersten Sätze des Naturrechts durch die großen Begebenheiten, die auf ihre Verbindlichkeit gegründet und unter ihrem Ansehen hervorgegangen sind, für die ganze Menschheit den Einfluß und die Wichtigkeit bekommen, die sie bisher nur vorzugsweise für einzelne Individuen gehabt hatten, in einer solchen Zeit muß es gewiß mehr als jemals der Mühe werth seyn, diese Lehren genau zu prüfen und ihren Werth sorgfältig zu bestimmen. Dieses dürfte um so viel notwendiger scheinen, wenn man bedenkt, welch erstaunliches Unheil durch Verdrehung oder irrige Auslegung der ehrwürdigsten Grundgesetze der Natur zu allen Zeiten angerichtet werden kann, besonders aber in unsern Tagen, wo jeder Unbefugte sich den Beruf anmaßt, die verwickeltsten Lehren der Metaphysik zu ergründen, und wo der Bauer und der Handwerker sich nicht entschüden, über Freyheit, Gleichheit, Menschenrechte, kurz über Gegenstände, die ausschließlich ins Gebiet der reinern Erkenntniß gehören, mit eben so viel apodiktischer Untrüglichkeit zu urtheilen, wie der Gelehrte, der seine besten Lebensjahre mit Untersuchungen über ähnliche Gegenstände

zugebracht hat. Wie fürchterlich, wie oft mit völliger Blindheit und Ideenverrückung die Göttin der Weisheit das kecke Eindringen mancher Angeweiheten in ihren heiligen Tempel zu bestrafen wisse, davon können uns mehrere der neuesten Begebenheiten in Frankreich den überzeugendsten Beweis geben. Jeder Deutsche von der denkenden Klasse mache es sich daher zum unverbrüchlichen Gesetze, seine Mitbürger von der arbeitenden Klasse nach allen seinen Kräften durch gründliche Auseinandersetzung der Ideen und sorgfältige Erklärung mancher Wörter und ihres ächten Werths, vor ähnlichen Uebeln zu bewahren, und dem immer mehr und mehr um sich greifenden Freyheitschwindel, der oft nur durch Träume an eine idealische nie zu realisirende Glückseligkeit erzeugt wird, so viel als möglich zu steuern. Man gebe mir nicht Schuld, als wolle ich durch diese Aeußerung allen Menschen, deren Beruf keine gelehrte Beschäftigung ist, das Befugniß abläugnen, sich mit Denken, diesem edelsten Vorzuge der Menschheit, und der Ausbildung ihres Verstandes abzugeben; diese Absicht ist mir fremd; denken möge jeder Mensch, nur halte er seine Gedanken nicht für untrügliche Wahrheit, und unterlasse nichts, um sie durch fremde Einsicht zu prüfen, und ihnen den höchsten Grad der Nichtigkeit zu verschaffen. Ohne mich auf den Rath des Appelles zu berufen, wird mir ein jeder gern zugestehen, daß man immer erstaunlich viel wagt, wenn man sich über seinen Gesichtskreis hinaus verirrt; und untersuchen, prüfen, urtheilen, bleibt doch vorzugsweise das Geschäft des Philosophen, nicht aber des gemeinen Mannes.

Unter allen den neuen Ideen, die bey Gelegenheit der jetzigen allgemeinen Gährung in Umlauf gekommen sind, giebt es wohl keine, die fleißiger discutirt worden wäre, als die Unveräußerlichkeit der Rechte der Menschheit. Ueberall hört man von unveräußerlichen Menschenrechten sprechen,

sprechen, und es läßt sich auch leicht erklären, warum diese Lehre bey dem größern Theile des Publikums einen so günstigen Eingang gefunden hat. Denn wie vielen Menschen würde nicht geholfen seyn, wenn man zu ihrem Besten unumstößlich darthun könnte, daß der Besitz des Hauses, des Landguts u. s. w., zu dessen Verkauf sie der ungestüme Gläubiger unhöflicher Weise zu nöthigen wüßte, zu den unveräußerlichen Rechten zu zählen, und folglich jede diesem Rechte zuwiderlaufende Handlung für null und nichtig zu betrachten sey? Man wird dieses übertrieben finden; vielleicht ist es auch so; so viel glaub' ich aber in immer versichern zu dürfen, daß es keine noch so alberne Behauptung giebt, wozu die schiefgefaßte Lehre von der Unveräußerlichkeit der Rechte nicht Anlaß geben könne. Die folgenden Blätter mögen dazu dienen, die in dem Ausdrucke liegende Undeutlichkeit fortzuschaffen, und den richtigen Begriff, den man damit zu verbinden hat, festzusetzen.

Wenn von einem Rechte behauptet wird, daß es ein unveräußerliches Menschenrecht ist: so will dieses, wie mir deucht, weiter nichts sagen, als daß der Mensch einige Rechte besitze, über die er nicht disponiren, die er nicht übertragen könne, weil eine solche Uebertragung, als eine seinen Pflichten, seiner Natur und seinem Hauptzwecke zuwiderlaufende Handlung, wie null und nichtig zu betrachten sey, und daß das in Frage stehende Recht zu dieser Klasse gehöre. So zum Beispiel (um doch einen Fall anzuführen, der mit diesem wenigstens einige Ähnlichkeit hat) läßt sich darthun, daß der Mensch gewöhnlicher Weise *) kein Recht hat, sich das Leben zu nehmen,

*) Die Ausnahmen von dieser Regel sehe man in Mendelssohns philosophischen Schriften t. I. Br. 9. u. 14. Engels Philosoph für die Welt t. I. p. 24. ff.; auch *Roujseau nouvelle*

men, weil im Leben der Grund des Vermögens liegt, viel Gutes zu genießen und zu thun, und zugleich die Kräfte des Geistes zu vervollkommen. Ob es nun wirklich solche Rechte giebt, wird in der Folge gezeigt werden. Hier ist es uns bloß um die Festsetzung des Begriffes zu thun gewesen.

Die Lehre von der Unveräußerlichkeit der Rechte in diesem Sinne ist noch ganz neu. Unse ältern Naturrechtslehrer kennen sie nicht. Montesquieu beweist zwar schon sehr überzeugend, daß die Slavery unverbindlich sey, weil der Vertrag ungültig wäre, wodurch sie entstanden sey *). Des bestimmten Ausdrucks der Unveräußerlichkeit (*inaliénabilité*) bediente er sich doch aber nicht. Diese Neuerung in der Sprache, die zugleich mit einer Neuerung in den Ideen verbunden war, brachte zuerst Rousseau in seinem *Contrât social*, diesem so schön, wenn gleich nicht immer richtig, geschriebenen Buche auf. Er stellt hier hauptsächlich zwey Menschenrechte auf, die er für unveräußerlich erklärt, die Souverainetät eines Volks nemlich, und die Freyheit jedes einzelnen Menschen. Da seine Sätze so erstaunliches Aufsehen gemacht haben: so wird es wohl nicht unnötig scheinen, sie hier etwas genauer zu prüfen.

Was die Behauptung von der Unveräußerlichkeit der Souverainetät eines Volks betrifft, so ist zu bemerken, daß dieses unveräußerliche Recht nicht aus etwas Absolutem für sich bestehendem, sondern aus etwas Bedingtem entspringt. Bekanntlich ist der ganze *contrât social*, und das auf ihn gegründete höchste Principium des allgemeinen Staatsrechts eine Bedingung; und folglich können auch alle von diesem ersten Principium abgeleitete

Folges

nouvelle Heloise in dem trefflichen Briefe gegen den Selbstmord.

*) Montesquieu de l'esprit des loix l. XV. c. 2.

Folgerungen nichts absolut wahres enthalten; sie müssen vielmehr als hypothetische Sätze mit der Autorität ihres gemeinschaftlichen Vaters fallen oder bestehen. Eine Hauptclausel des Vertrags, wodurch einzelne Menschen sich zum Volke organisiren, ist diese, daß sie der von ihnen allen erklärten Meinung, als dem allgemeinen Willen, gehorchen wollen. Diese Bedingung ist in das Wesen des Vertrags verwebt, und ohne sie läßt er sich nicht denken. Die Handlung also, wodurch das Volk einen fremden Willen als die Richtschnur seines Betragens anerkennt, (welches nichts anders, als die Veräußerung der Souveraineté ist) diese Handlung hebt die erste Bedingung des Vertrags, der sie zum Volk machte, auf, vernichtet ihn, und zugleich mit ihm den Staatskörper. Was kurz vorher noch ein Volk war, ist jetzt nur eine Gesellschaft einzelner Menschen, die durch feitt politisches Band weiter zusammen hängen *). Der Zweck dieser Abhandlung schreibt mir zu enge Gränzen vor, als daß ich durch weitre Entwicklung der rousseauschen Maximen der hier nothwendig zurückbleibenden Undeutlichkeit völlig abhelfen könnte. Vielleicht bewegt dieses manchen, bey dieser Gelegenheit das ganze Werk zu lesen, das, trotz seiner einzelnen Mängel und häufigen Paradoxen, im Ganzen doch gewiß ein Meisterstück des menschlichen Verstandes bleibt. Hier ist es genug, gezeigt zu haben, daß, seinem Systeme nach, Rousseau die Souveraineté eines Volks mit Recht für unveräußerlich erklären konnte **).

A 3

D6

*) Si donc le peuple promet simplement d'obeir, il se dissout par cet acte, il perd sa qualité de peuple; a l'instant, qu'il y a un maitre, il n'y a plus de souverain, et deslors le corps politique est détruit. *Rousseau contrat social*. lib. II. c. I.

**) Bekanntlich gehört große Deutlichkeit nicht zu den Hauptverdiensten dieses Schriftstellers. Deswegen ist er auch so oft

Ob die zweite Behauptung, daß der Mensch seine Freiheit nicht alieniren, sich nicht zum Sklaven machen könne, gegründet sey, wird uns die Folge lehren. So viel scheint mir aber ausgemacht, daß man sich nicht des Rousseauschen Beweises bedienen müsse, um diesen Satz gegen alle Anfechtung sicher zu stellen. Meine Leser mögen selbst urtheilen. „Seiner Freiheit entsagen, schreibt Rousseau, heißt eben so viel, als seiner Menschheit, seinen menschlichen Rechten, seinen Pflichten entsagen. Wer auf alles Verzicht thut, darf nie auf die geringste Entschädigung hoffen. Der Vertrag ist nichtig, wodurch von der einen Seite die höchste Gewalt, und von der andern ein gränzenloser Gehorsam bedingt wird. Ist es nicht ganz deutlich, daß man dem nichts schuldig ist, von dem man alles fordern darf, und liegt nicht schon in dieser einzigen Bedingung die Nullität des Contracts?“ In einem andern Orte sagt derselbe Schriftsteller: „Wenn ein Mensch sich umsonst weggiebt, wie dieses doch der Fall ist, wenn er sich zum Sklaven macht: so begeht er eine Handlung, die keine Verbindlichkeit hervorbringt; denn ein solcher Mensch muß nothwendigerweise toll seyn, und dementis nulla datur obligatio *). Dasselbe kann bey einem Volke eintreten.“

Man

oft mißverstanden, für paradox und absurd ausgeschrien und geradelt worden. Ich kenne einen sehr gelehrten Mann, der das ganze Capitel im *contrât social, que la souveraineté est inaliénable* gradezu für Unsinn erklärte, weil er den Sinn nicht gefaßt hatte.

*) Dire qu'un homme se donne gratuitement, c'est dire une chose absurde et inconcevable; un tel acte est illégitime et nul, par cela seul, que celui qui le fait n'est pas dans son bon sens. Dire la même chose de tout un peuple, c'est supposer un peuple de foux; la folie ne fait pas droit. *Contrât social*. 1. I. c. 4.

Man sieht leicht, daß die Prämisen in diesem Raisonnement eben nicht die richtigsten sind. Erstlich giebt es doch unendliche Abstufungen der Sklaverey, und sie kann sehr wohl existiren, ohne eben im höchsten Grade drückend, ohne eben slavisch zu seyn *). Zweytens ist es aber auch nicht wahr, daß der Mensch durch den Contract, der ihn zum Sklaven macht, alles und zwar alles umsonst weggiebt, so daß er nunmehr alles thun müsse, und nichts verlangen dürfe. Dies ist eine Voraussetzung, die sich weder durch die Natur der Sache, noch auch durch die Erfahrung bestätigen läßt. Fast überall, wo Leibeigenschaft herrscht, sehen wir, daß diese gelinde Art von Sklaverey durch einen Vertrag entstanden ist, vermöge welches dem Leibeigenen Vortheile eingeräumt und Grundstücke abgetreten worden sind, unter der Bedingung, daß er Knechtsdienste dafür leisten, und in einer gewissen Abhängigkeit von seinem Herrn stehen solle. Hier ist doch wohl eine gegenseitige Verbindlichkeit vorhanden, und der Leibeigene ist weder alles zu leisten, noch auch nichts zu fordern schuldig. Nehme man aber auch die schrecklichste Sklaverey an, so finden sich doch selbst hier reciproke Verbindlichkeiten. Der Herr nährt und kleidet seine Sklaven, und diese dienen ihm dafür. Wenn also kein anderer Grund einträte, der die Sklaverey für unrechtmäßig erklärte, und die Freyheit zu einem unveräußerlichen Rechte erhöhe, als blos der von Rousseau angeführte, daß nemlich ein Vertrag null

U 4

und

*) Der Name Sklaverey als Synonymum der niedrigsten Knechtschaft scheint von den Slaven, einem wendischen Völkerverstamme, herzukommen, das vor den Zeiten der sächsischen Kaiser eben so frey und edel, wie die Franken oder Sachsen, war. Nach langen mörderischen Kriegen mit den letztern wurden sie besiegt, und geriethen nun in den bejammernswürdigsten Zustand. Siehe Runde's deutsches Recht S. 537.

und nichtig sey, wo sich auf der einen Seite alles onus, und auf der andern alles commodum befinde *), und wo folglich der contrahirende verrückt seyn müste: so würde den armen Slaven wohl noch nicht viel geholfen seyn, und die Freyheit würde immer ein unveräußerliches Recht bleiben. Aus der Untersuchung, die wir jetzt vornehmen wollen, ob, und welche Rechte für unveräußerlich zu halten sind, wird sich auch ergeben, welche Beschwandniß es mit der Freyheit hat.

Der Mensch ist ein freyes nach eigener Willkühr handelndes, durch eigne Einsicht geleitetes Wesen. Die Vernunft ist die höchste Richtschnur aller seiner Handlungen, sie ist der Spiegel, der, wenn er rein und ungetrübt erhalten wird, ihm den Willen der Gottheit deutlich darstellt. Hier hinein blick' er, und er wird finden, daß das höchste Gesetz der Vernunft ihm als Norm seines Wandels die Regel vorschreibt, alle in ihn gelegte Anlagen durch Uebung und Ausbildung zu entwickeln, und die in der Welt herrschende Ordnung und Glückseligkeit nach allen seinen Kräften zu vermehren **). Die Beförderung der Vollkommenheiten aller vernünftigen Wesen, und folglich auch seine eigne Vervollkommnung in physischer und moralischer Hinsicht ist also sein höchster Zweck. Er ist zu allem befugt, wodurch dieser Zweck entweder erfüllt, oder wenigstens doch nicht vereitelt werden kann. Aller ihm durch seine Lage und durch die Natur verliehenen Vollkommenheiten kann er sich frey bedienen, und sie zu seinem Vergnügen oder Nutzen gebrauchen, ver-
tauschen

*) Die Rechte, die durch die weitgetriebenste leoninische Gesellschaft (societas leonina) abgetreten werden, wird aus dem Grunde doch gewiß niemand zu unveräußerlichen Rechten machen wollen.

***) G. Hume's Enquiry concerning the principles of morals, sect. III, et Append. II. Cicero off. H. 3. III. 3. 28.

tauschen oder auch veräußern, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß durch alle diese Handlungen die Kräfte zu seiner sittlichen Vervollkommnung nicht beschränkt, der Zweck seines Daseyns nicht vereitelt und seiner Natur nicht Zwang angethan werde. Dasjenige Recht also nur, durch dessen Veräußerung diese Bedingung verletzt würde, wäre mit Sicherheit für ein unveräußerliches Recht zu halten, weil nur über dasjenige frey disponirt werden kann, dessen Eigenthum und Gebrauch keinen Einschränkungen unterworfen ist, und eine höhere Pflicht den uneingeschränkten Gebrauch eines solchen Rechts unterlagt. Ohne allen Widerspruch dürfte daher wohl die Vervollkommnung der Geistesfähigkeiten und der in den Menschen gelegten Kräfte zu den unveräußerlichen Rechten gezählt werden, und ein Vertrag, wodurch auf dieses Recht, wie auch auf die dem Menschen aufliegende Pflicht, die allgemeine Glückseligkeit zu vermehren, Verzicht gethan würde, als ein nichtiges und unverbindliches Versprechen zu betrachten seyn. Daß ähnliche Verträge niemals directe geschlossen sind, läßt sich mit dem höchsten Grade von moralischer Gewißheit vermuthen; wäre es aber auch der Fall gewesen: so würd' ich dann dem Genfer Bürger in seinem oben angeführten Raisonnement mit Vergnügen beypflichten, und die Verbindlichkeit eines solchen Vertrages schon aus dem Grunde bestreiten, weil einer der contrahirenden Theile bey der Schließung desselben seiner Vernunft beraubt gewesen seyn mußte. Verträge hingegen, wodurch indirecte dieselben Wirkungen hervorgebracht werden, lassen sich nicht nur sehr gut denken, sondern sind auch, zur Schande der Menschheit sey es gesagt, nur zu häufig eingegangen und in Erfüllung gebracht worden. Wenn der Mensch durch die unerträglichsten Arbeiten, durch die drückendsten Lasten, durch eine völlige Abstumpfung seiner Sinne und seiner schönsten

Gefühle der Sittlichkeit, durch eine mit Sorgfalt in ihm erzeugte und genährte Brutalität, seiner Denkkraft endlich fast ganz beraubt und unter die Klasse der Thiere herabgesunken ist, dann hört er freylich auf, Mensch zu seyn, dann ist durch die schrecklichste aller Grausamkeiten sein Wesen zerstört, sein Zweck vereitelt, und das edelste Meisterstück der Schöpfung muthwilligerweise zerbrochen. Jedes fühlende Herz wendet sich mit Unwillen von diesem Bilde weg, und jeder richtige Verstand fällt ohne Bedenken das Urtheil, daß nur die schwärzeste Tyranney ein so gehässiges Dubsstück verüben konnte. Die Gewalt konnte diese That hervorbringen, das Recht konnte sie nicht sanctioniren. Wer wollte einer Handlung Rechtmäßigkeit belegen, wodurch der Mensch der Menschheit beraubt, wodurch er zu der untergeordneten Klasse in der Schöpfung herabgewürdigt wird? In unsern Zeiten würde selbst keiner von den feigen Myrmidonen des Despotismus eine solche Behauptung mehr vorzubringen wagen.

Die Slavery also, die dem Menschen nicht allein die Möglichkeit, seine Anlagen zu vervollkommen, und sich und seine Nebenmenschen glücklich zu machen, entzieht, sondern sogar diese Anlagen größtentheils vernichtet, ist ein schwereres Verbrechen, der Vertrag, worauf sie gegründet ist — wenn das je durch einen Vertrag geschehen konnte — ein Stück Papier ohne Kraft, und die Freyheit, die durch sie verloren gieng, ein unveräußerliches Recht. Dieß ist aber auch das einzige Recht, was seiner Natur nach für unveräußerlich zu erklären ist, weil mit seiner Veräußerung die Vereitlung des wichtigsten Zwecks des Menschen unumgänglich verknüpft ist. Jeder andre Vertrag, wodurch der Mensch seine Vortheile zum Besten eines Dritten weggiebt, wodurch er diesem Dritten seine Hände, seinen Beystand, seine treueste Arbeit auf immer verspricht, bleibt gültig vor dem Richterstuhle der gesun-

den

den Vernunft, und jede Einwendung, daß die Willensfreiheit dadurch beschränkt werde, ist als unerheblich und ungegründet zu verwerfen. Der Wille des Menschen kann eingeschränkt, an den Willen eines andern gebunden werden, und er kann deshalb doch aller seiner Menschenrechte genießen, alle seine Menschenpflichten erfüllen. Sogar unsre Bauern, der Stand, der bekanntlich am meisten unter uns gedrückt ist, werden sich schwerlich auf ihre Menschenrechte berufen, um unter diesem Vorwande manche ihnen unangenehme Lasten abschütteln zu können. Seine Verstandskräfte kann der Bauer auch in seiner jetzigen Lage hinlänglich und zweckmäßig ausbilden, wie auch zur Summe seiner und der allgemeinen Glückseligkeit, will er dieß anders, sehr viel beitragen. Thut er es nicht, so ist dieses nicht sowohl die Folge seiner eingeschränkten Vermögensumstände, als vielmehr die Wirkung seiner individuellen Organisation und Erziehung, die ihn beyde zum Geisteschlafe hinziehen, und in dieser Hinsicht ist ihm eine zweckmäßigere Behandlung und Bildung vom Staate allerdings zu wünschen. Wollte man weiter gehen, und aus seinem in manchen Ländern drückenden Zustande, die Illegitimität dieses Zustandes und die Unveräußerlichkeit der Rechte, durch deren Uebertragung jener einst bewirkt wurde, herleiten: so müßte man auch die Rechtmäßigkeit jeder Lage, wodurch der Entwicklung der Geisteskräfte nur die geringste Gränze gesetzt wird, in Zweifel ziehen, jeden Vertrag umwerfen, und jede Uebertragung eines Rechts, die mit der Aufopferung des unbedeutendsten Vortheils verbunden ist, für nichtig erklären. In solche Irrwege wird hoffentlich Niemand gerathen, der gesunde Grundfäße eines geläuterten Naturrechts im Kopfe hat. Ich bleibe dabey, der Mensch kann alle seine Rechte veräußern, nur nicht die, wodurch seine Natur gekränkt, und der Zweck seines Daseyns vereitelt wird.

Auch

Auch die Völker haben unveräußerliche Rechte, so wohl in Hinsicht auf ihre innere Verfassung, als auch auf ihr äußeres Verhältniß, auf ihre Lage gegen ihre Nebenvölker. Der rohe Naturmensch findet sehr bald, daß er für sich ohne seine Vereinigung mit einer größern Gesellschaft den Zweck seines Daseyns nicht erreichen kann. So lange er beständig mit den Waffen in der Hand sein Leben und sein Eigenthum gegen den Anfall unsittlicher Barbaren und wilder Thiere schützen muß, kann er höchstens nur sehr langsam auf seinem Wege zur moralischen Hervollkommnung fortschreiten. Um so viel freyer und freudiger überläßt er sich dem ihm von der Natur eingesetzten Triebe zur Geselligkeit *), und opfert gern bey seinem Eintritte in die Staatsgesellschaft einen Theil seiner natürlichen Freyheit auf, weil ihm diese Aufopferung durch die ihm zugesicherte Bedingung verfüßt wird, daß er die ihm verliehenen Kräfte forthin besser und ungestörter zur Beförderung seiner Zufriedenheit und der Glückseligkeit aller denkenden Wesen üben, die zarte Blume der Geisteskultur sorgfältiger pflegen, und den in ihm beabsichtigten Zweck der Natur sicherer erfüllen werde **). Wird ihm

*) Der Grundsatz, den Grotius als höchstes Principium des Naturrechts annahm, Geselligkeit nehmlich, und den Puffendorf nachher unter folgendem Ausdrücke: suche die Gesellschaft aufrecht zu erhalten, oder sey gesellig, modificirte, scheint schon aus dem Grunde verwerflich zu seyn, weil Geselligkeit ein Trieb ist, und auf Triebe keine philosophische Wissenschaft errichtet werden kann.

**) Einige haben irrig behauptet, Gesellschaft sey der Zweck der Natur; sie ist nur ein Mittel zum Zwecke. E. Lessings Ernst und Falk p. 44 u. 45. Die Perfectibilität ist das schönste Geschenk, das die Natur dem Menschen gegeben hat, der diese Fähigkeit erhalten hat, damit er sie immer mehr ausbilde, nicht aber daß er sie ungenützt liegen lasse. Im wilden

ihm diese Bedingung gehalten: so lebt er unter einer weise geformten und billig regirten Verfassung, deren Aufrechterhaltung ihm selbst mit Vergießung seines Bluts zur heiligsten Pflicht wird, weil er ihr seine bestre Eistenz, die Erweckung seiner schönern und edlern Empfindungen, die Hervorrufung aller verborgenen Talente, einzig und allein verdankt. Wird diese Bedingung hingegen vernachlässigt, mit Füßen getreten, bedient man sich der freywillig von ihm unterschriebenen Urkunde, wodurch er sich des möglich kleinsten Theils seiner natürlichen Freyheit begiebt, um ihn wie ein Lastthier zu untergeordneten, auf sein Wohl gar keinen Bezug habenden, sondern blos der Laune des Herrschers schmeichelnden Absichten zu gebrauchen: so verliert von Stund an die Urkunde ihre verbindliche Kraft, wie jeder Vertrag von selbst aufhört, wenn seine wesentliche Erfordernisse von einem der contrahirenden Theile nicht befolgt werden. Die Banden des Staatskörpers sind aufgelöst, das Volk hört auf Volk zu seyn, und ist nichts weiter als eine Gesellschaft Menschen, deren jeder unabhängig von dem andern und blos für sich besteht. Sollte auch die Verfassung solche grobe Eingriffe in die Rechte der Menschheit geheilligt, sollte sie die Einschränkung aller Freyheit im Handeln und Denken gut heißen haben:

wilden Naturstande bedürfen wir nur des Instincts, (des an die Organisation gebundenen Triebes) den wir mit den Thieren gemein haben, und können von unsrer Perfectibilität, vermöge welcher wir uns über die Thiere erheben, entweder gar keinen, oder doch nur einen höchst eingeschränkten Gebrauch machen; es ist daher ganz unstreitig die Absicht der Natur gewesen, daß der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft leben solle; denn hätte sie gewollt, daß er im Naturstande fortlebte: so würde sie ihm gewiß nur den Instinct verliehen haben, der ihm in diesem Falle auch genügt hätte, wie er den übrigen Thieren genügt. *E. Defense des recherches philosophiques sur les Américains p. 251.*

Haben: so würde selbst eine solche Verfassung, die nur die Gewalt der furchtsamen Schwäche abtrogen konnte, nicht länger verbindlich seyn, weil durch sie etwas geheißt wurde, was den ewigen Gesetzen der Natur Hohn sprach — die völlige Vernichtung aller Moralität im Menschen. Auch im allgemeinen Staatsrechte giebt es also unveräußerliche Rechte, und das erste, wichtigste, vielleicht einzige von allen, ist das Recht jedes Menschen, sich unter dem Schutze der Gesetze immer mehr und mehr auszubilden, und im Handeln und Denken einer uneingeschränkten Spontaneität — dieses schönen Mittels zur wahren Aufklärung — zu genießen, in so fern diese anders nur mit dem letzten Zwecke des Staates vereinbar ist. Das Versprechen, wodurch zum Nutzen eines Tyrannen dieses inalienable Recht weggegeben wird, ist ein unverbindliches, ein nichtiges Versprechen. Es sage mir keiner, daß solche Verträge nie geschlossen worden; sie wurden geschlossen zu allen Zeiten, und dauern auch jetzt noch fort; gleichviel, ob ihnen ausdrücklich oder stillschweigend verbindliche Kraft zugestanden wurde, bleibt so viel gewiß, daß selbst noch in unsern Tagen der größte Theil des Menschengeschlechts unter ihnen leidet; Dank sey es der Vorsehung! daß Europens Bewohner mit Riesenschritten eilen, sie zu zertrümmern; aber dennoch muß jeder unparteyische Beobachter mit Wehmuth zugestehen, daß die meisten Völkerschaften in Asien und Africa durch den vergiftenden Hauch der Tyranny in einen Stumpfsinn verfallen sind, dem sie nur ein höheres Wesen zu entreißen vermag. Auf die politische Lage eines jeden von ihnen paßt die schöne allegorische Definition, die Montesquieu vom Despotismus giebt *), leider! nur zu treffend.

*) Quand les Sauvages de la Louisiane veulent avoir du fruit, ils coupent l'arbre au pied et cueillent le fruit.
Espria

treffend. In den Gegenden kann die Regierung nur verheeren, wenn sie bessern will, und das feine Saitenspiel des menschlichen Herzens zerbricht da in der metallenen Hand des Tyrannen.

Haben denn nun auch die Völker unveräußerliche Rechte, oder ist ihre Gewalt in dieser Hinsicht völlig unbeschränkt? Einige wenige Schlüsse werden uns der Aufklärung dieser Frage näher bringen. Ein Volk ist eine moralische Person, eine Gesellschaft, die zur Erreichung gewisser Zwecke zusammengetreten ist *). Sicherheit und Wohlfahrt macht ihr erstes Gesetz, ihr Wesen, ihre Natur aus. Gleich andern Menschen können sie Verträge schließen, wodurch sie ihre Rechte und Vortheile entweder vergrößern, oder auch zum Besten eines Dritten vermindern und aufgeben. Nur sind sie wie jene an die Vorschrift gebunden, daß sie nichts freiwillig unternehmen dürfen, wodurch sie sich und ihre Natur vernichten, und den Zweck ihres Daseyns vereiteln könnten. Rechte, die zu ihrer Existenz unumgänglich erforderlich sind, müssen daher für inalienable Rechte, und jeder Vertrag, wodurch sie übertragen werden, muß für unverbindlich zu halten seyn. So weit wäre man nun ohne Schwierigkeiten gekommen, und in abstracto wäre der Fall leicht entschieden; denn hier gälte die Regel: ein Recht, ohne welches ein Volk seinen Zweck nicht erfüllen kann, ohne welches

Esprit des loix I. V. c. 13. Was ein rechtmäßiger Fürst, einverstanden mit seinem Volke, durch Weisheit und Popularität im Laufe eines Geschlechtsalters wirken kann, wird ein Tyrann augenblicklich durch den vermeintlichen Zauberstab seiner unumschränkten Herrschaft aufwachen sehen wollen. Die zerföhrenden Wirkungen des Despotismus findet man trefflich aneinander gesetzt und schön geschildert beyne Helvetius de l'esprit. Discours III.

*) le Droit des gens par Mr. de Vattel §. 2. sq.

welches es aufhören muß, ein Volk zu seyn, ist ein unveräußerliches Recht; wenn man diese Sache aber nun in concreto nähme, und hier die Frage aufwürfe: ohne welche Rechte kann denn ein Volk nicht bestehen? Dieß ist ein Problem, das sich vielleicht gar nicht, wenigstens gewiß nicht im Allgemeinen, auflösen läßt. Sogar der größte Mann in unserm Jahrhundert hat sich darüber nicht anders als schwankend, undeutlich und selbst widersprechend ausgedrückt *). So viel ist doch aber gewiß, daß ein Volk oft Vortheile aufopfern kann, deren Verlust ihm höchst schädlich zu seyn scheint, und die in der Folge doch zu seiner höchsten Wohlfahrt ausschlagen. Ich darf zur Bestätigung dieser Behauptung nur an die Engländer erinnern, deren Macht nach dem Verluste der americanischen Provinzen einen weit höhern Gipfel erreicht hat, als vorhin. Zwentens kann aber auch eine Nation die größten Aufopferungen machen, und die wichtigsten Vortheile abtreten, und sich dabey doch recht wohl bey ihrem Wesen erhalten. Wollte man das Gegentheil annehmen, wollte man behaupten, daß keine große Provinz oder starke Festung, wodurch die Macht beträchtlich geschwächt werden, cedirt, keinem Handelsvortheile, worunter der Volksreichthum erstaunlich leiden würde, rechtsbeständig entsagt werden könnte, was würde dann aus allen Verrägen werden, und könnten sie dann etwas anders seyn, als das Spielwerk einer niedrigen ränkevollen Politik? Nein, so lange ein Vertrag nicht unausbleiblich den Ruin eines Volks zur Folge hat, muß er heilig und unverletzlich bleiben, und darf unter keinem Vorwande eines durch
ihn

*) S. des Königs von Preußen Erklärung über diesen Gegenstand in den Jahren 1746 u. 1775. in dem *mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frederic II. Roi de Prusse*, par Mr. le Comte de Herzberg.

ihn übertragenen unveräußerlichen Rechts umgestoßen werden.

Aber, wird man vielleicht einwenden, die meisten Verträge der Völker werden nicht freiwillig eingegangen, sondern fast alle durch Gewalt erzwungen; wie ist diese zu rechtfertigen? Und kann ein Vertrag auf eine andre Art verbindliche Kraft bekommen, als durch freiwillige Anerkennung von beyden Theilen? Freylich nicht; doch diese Anerkennung existirt ja auch, nachdem ein Vertrag geschlossen ist. Man wird zwar sagen, daß es im Grunde doch nur die Gewalt war, die diesen Vertrag erzwang; wenn gleich keine physische, doch wenigstens eine moralische, die Furcht des Schwächern nemlich vor einem noch größern Nachtheile, als er sich durch Unterzeichnung des Vertrags zuziehen würde. Dieses ist aber auch alles, was sich verlangen läßt. Wenn der höchste Grundbegriff der Sittlichkeit in der Vermehrung der allgemeinen Glückseligkeit und in der Vervollkommnung aller denkenden Wesen besteht: so schließt dieser darum die Gewalt, die freylich immer ein Uebel bleibt *), gar noch nicht in allen Fällen aus. Dann nemlich, wenn durch den Gebrauch dieses kleinen Uebels einem größern vorgebeugt werden, das Böse in der Welt gemindert, das Gute vermehrt werden

*) Ein vernünftiges Wesen zwingen, heißt, es wider seinen Willen bestimmen, d. i. es nicht als Zweck an sich, sondern als ein Sinnenwesen, ein bloßes Mittel behandeln, und es von der erhabnen Würde einer Person zu einer bloßen Sache erniedrigen. Eben hierinn besteht aber die Verletzung der unveräußerlichen Urrechte des Menschen. Also ist Zwang, an sich betrachtet, grade das, was das Wesen der Ungerechtigkeit ausmacht. Soll daher Zwang erlaubt seyn: so muß ihn nicht nur ein höheres Gesetz gebieten, und dazu berechtigen, sondern daß dieses so sey, muß zugleich apostrophisch gewiß seyn.

werden kann, dann erscheint die Gewalt der Vernunft in keinem gehässigen Lichte. Dieser Fall tritt aber ein, sobald die Vollkommenheiten in der Welt durch irgend eine Handlung vermindert werden. Um eine solche Verminderung zu verhüten, wird alles, ja sogar der Zwang, gerecht erscheinen müssen. Daher ist denn auch für das höchste Principium des Naturrechts, oder der Wissenschaft von den Zwangsrechten, der Satz entstanden: verhindere, daß die Vollkommenheiten aller empfindenden, vorzüglich der vernünftigen Wesen, nicht gemindert werden *).

Es läßt sich also wohl nicht läugnen, daß Gewalt in einigen Fällen erlaubt, und Zwang rechtmäßig ist, wenn anders dasjenige recht ist, was durch keine höhere Pflicht untersagt wird. Hiermit könnte es aber scheinen, als ob wir noch nicht viel weiter gekommen wären; denn wenn ein Volk sich berechtigt glaubt, Gewalt zu gebrauchen: so handelt es hierinn doch nur nach seiner individuellen Vernunft, nach seinem subjectiven Rechte, nach seiner Einsicht, daß seine Handlung durch keine Pflicht gehindert werde, und daß seinem Gegner daher die Schuldigkeit obliege, es in der Ausübung dieser Handlung nicht zu stören. Diese seine subjective Einsicht kann aber vielleicht

*) S. Hufelands Lehrsäze des Naturrechts und der damit verbundenen Wissenschaften. Jena 1790. p. 33 — 36. und sehr scharfsinnige Untersuchungen über die Gründe und die Realität des natürlichen Zwangsrechts in Flatts vermischten Versuchen 1785. Es ist hier keinesweges meine Absicht, den Grundsatz des Naturrechts zu prüfen, und zu untersuchen, ob der hier nach der Hufelandschen und Kantischen Theorie aufgestellte der einzige richtige sey, und vor allen seinen Vorgängern den Vorzug verdiene. Dieß ist hier um so unndthiger, da alle Grundsätze des Naturrechts darin übereintreffen, daß sie den Zwang gut heißen und billigen.

leicht der Einsicht seines Gegners, der aller übrigen Böskfer, ja sogar der Wahrheit und dem objectiven Rechte völliig entgegen seyn. Und wenn es nun Gewaltthätigkeiten anfängt, die mit einem glücklichen Erfolge begleitet sind, und durch diese Gewalt die Erfüllung seines Verlangens von seinem Feinde wirklich erzwingt: so handelt es zwar bona fide, aber doch nicht nach den unwandelbaren Normen des Rechts, und der Vertrag, welcher diesem Kriege ein Ende macht, hat als ein durch Gewalt hervorgebrachtes, nicht aber auf das Recht gegründetes pactum keine verbindliche Kraft, und braucht deshalb auch nur so lange respectirt zu werden, bis die Politik nach Aufhörnung der überlegenern Gewalt es als dienlich anrath, sich ihm zu widersetzen. Dieses ist freylich alles wahr; und da einige auch als ausgemacht annehmen, daß es keine objective, keine allgemein anerkannte, keine absolut zu erweisende Wahrheit, und folglich auch kein objectives Recht giebt *): so würde hieraus folgen, daß nur höchst wenige Völkerverträge zu halten wären, weil bey einer Verschiedenheit der subjectiven Einsicht von beyden Seiten, und bey dem Mangel eines objectiven Rechts, die Vernunft nicht zur Schiedsrichterin angenommen werden könnte, sondern die Entscheidung lediglich den Waffen, dem Rechte des Stärkern, oder, welches einerley

B 2

ist,

*) Bisher hat die Philosophie weder allgemein geltende feste Grundsätze der Religion, noch auch der Moral und des Naturrechts gehabt. Es steht zu erwarten, ob die kantische Philosophie diesem Mangel abhelfen wird. Jeder Unbefangene muß so viel zugeben, daß der Weg, dessen sie sich zur Auffindung dieser allgemein geltenden Erkenntnißgründe und Grundsätze bedient, gewiß vorzüglich sicher ist. Denn sie fängt alle ihre Untersuchungen von der wichtigen, bisher so ganz vernachlässigten Frage an: welches sind die Grenzen unsers Erkenntnißvermögens? C. Reinhold über das menschliche Vorstellungsvermögen, erstes Buch.

ist, einem Phantome von Recht, überlassen werden müßte. Dieser Schluß würde doch aber wegen des Mangelhaften in den Prämissen völlig fehlerhaft seyn. Denn wenn man auch vielleicht zugeben muß, daß in dieser Welt keine absolute Wahrheit zu finden, sondern alles hypothetisch und bedingt ist, daß deßhalb auch schwerlich zu hoffen steht, Sätze als Recht festzusetzen, die von allen Menschen als Recht anerkannt würden, und subjective Ueberzeugung bisher alles gewesen ist, wozu man es durch die reinste Erkenntniß hat bringen können: so muß man doch auf der andern Seite eingestehen, daß sich die Richtigkeit einer großen Menge Begriffe so unwiderleglich darthun läßt, daß sie jeder leidenschaftlose Verstand als wahr anerkennen muß, und unter denkenden und bündig schließenden Menschen hierüber weiter kein Streit seyn kann. Wenn sich gleich immer noch einige finden sollten, die sich von dem Werthe dieser Sätze nicht überzeugen könnten: so thut man doch wohl, sie als objectiv wahr gelten zu lassen, so lange wenigstens, als das Gegentheil nicht bewiesen werden kann. Ein verschiednes Verfahren würde uns bald dahin bringen, alle philosophische Wissenschaften umzustürzen; denn bis jetzt hat sich die menschliche Schwachheit nur der Wahrheit nähern, nicht aber sie völlig erreichen können. Aus solchen Sätzen ist auch unser Naturrecht und Völkerrecht entstanden; was die denkendsten, scharfsinnigsten Weltweisen für Recht erkannt haben, das ist als objectives Recht angenommen und sanctionirt worden. Jedes Volk handelt seiner Pflicht gemäß, wenn es diesen Coder des natürlichen Rechts zu Rathe zieht, und ihn im Collisionsfalle sogar seiner eignen Vernunft, die in einer solchen Lage gewöhnlich durch Zorn, Rache, Habsucht oder andere Leidenschaften geblendet ist, vorzieht. Fällt die Entscheidung zu seinem Vortheile aus: so ist es ohne Zweifel befugt, dem blinden Gegner mit derben Fausts

Faustschläge die Augen zu öffnen, und ihn mit Gewalt zur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten. Seine nachkommende und im Friedensvertrage erklärte Ueberzeugung von seinem Unrechte ist hinlänglich, um jeden angewandten Zwang zu purificiren, und jede Einrede der Furcht, der Gewalt u. s. w. (*exceptio metus, vis etc.*) als nichtig zu verwerfen. Wollte man dieses nicht annehmen: so wäre das Völkerrecht ein Wort ohne Sinn und Bedeutung, und jeder auf dasselbe gegründete Vertrag ein gemeines Blatt Pergament. Die ältern Rechtsphilosophen hatten hierüber und in wiefern die gebrauchte Gewalt einen Vertrag annulliren könne, schon eine ähnliche Theorie; so behauptet unter andern Puffendorf, daß ein Vertrag völlig null und nichtig sey, der durch physische Gewalt erzwungen wäre: (wo z. B. jemand die Feder des Schreibenden geführt hätte) daß derjenige hingegen sehr wohl bestehen könnte, zu dessen Errichtung man sich einer moralischen Gewalt bedient habe, wenn anders nur der den Vertrag Erzwingende das Recht auf seiner Seite gehabt hätte *); denn im entgegengesetzten Falle wäre er auch null, weil der Titel fehlte. Man sieht leicht ohne meine Erinnerung, daß dieses ganze Raisonnement einen starken Anstrich von der römischen Rechtsgelahrtheit an sich trägt, die in ältern Zeiten oft nicht allein als positives Recht, sondern auch als Philosophie dienen mußte.

Ich habe mich bey dieser letzten Untersuchung über das durch die Gewalt unter den Völkern zu begründende Recht vielleicht etwas länger aufgehalten, als es meinen Lesern lieb seyn könnte. Ich konnte mich nicht wohl kürzer fassen, wenn ich die Behauptungen eines verehrungswürdigen Gelehrten über diesen Gegenstand widerlegen wollte. Wahrscheinlich hat sich der Herr Hofrath Forster in Mainz durch seine Empfindung und sein wohlwollendes Herz zu

B 3

weit

*) Puffendorff *droit de la nature et des gens* I. III. c. 6.

weit hinreisen lassen, als er sich auf seiner Reise durch die östreichischen Niederlande zu der Aeußerung bewogen fand, daß die den Belgiern durch den Friedensschluß von 1648 zum Vortheile der Holländer aufgelegte Beschränkung ihres Handels unverbindlich, und das durch ihre Versprechen abgetretene Recht, auf der Schelde in See zu fahren, ein inalienables Recht sey *). Ich bin vom Gegentheile vielmehr so vollkommen überzeugt, daß ich die von Joseph II. über die Schelde angefangenen Streitigkeiten, und den zu Fontainebleau 1785 ertrognen Frieden nicht zu den kleinsten unrechtmäßigen Gewaltthatigkeiten rechne, deren sich so manche in der Regierung dieses großen Kaisers antreffen lassen **). Herr Hofrath Forster würde nicht nöthig gehabt haben, bey dieser Gelegenheit über den Ton mancher Publicisten zu lächeln, die das heilige Wort: Recht, noch auszusprechen wagen, wenn er erst untersucht hätte, ob das Recht, auswärtigen Handel zu treiben, und die Vortheile zu benugen, welche die Natur zur Vergrößerung dieses Handels anbietet, denn so ganz unstreitig zu den inalienablen Rechten eines Volks gehört, wie er dieses anzunehmen scheint. Ich beziehe mich auf das oben von mir angeführte, woraus deutlich erhellt, daß die Vernunft diesem Rechte die Unveräußerlichkeit keinesweges zugesetzt. Als die vereinigten Niederlande den 30ten November 1648 mit den Spaniern den Vertrag schlossen, wodurch ihnen ihre Unabhängigkeit zugesichert wurde, was

ren

*) Man findet die ganze übrigens vortreflich geschriebene Stelle im zweyten Theile der Ansichten vom Niederrhein 2c. t. II. p. 249 — 261., diesem Werke, das unter den klassischen Schriften der Deutschen gewiß einen vorzüglichen Rang behauptet.

***) Man sehe hierüber die meisterhafte Darstellung des deutschen Fürstenbundes nach; viertes Buch.

ren sie, deucht mir, sehr wohl befugt, außer dieser Un-
abhängigkeit noch einige Entschädigung für den unerfetz-
lichen Schaden zu verlangen, den ihnen ein blutiger
70 Jahre ungerechterweise fortgesetzter Krieg zugefügt
hatte. Und daß sie diesen Ersatz von den Belgiern, von
einem Volke verlangten, das sie nicht nur treulos verlas-
sen, sondern auch zuletzt eben so arg wie die Spanier ge-
gen sie gewüthet hatte, war ihnen um so weniger zu ver-
denken, da sich eben dieses Volk auf ihre Unkosten und
durch Vernichtung ihres Handels bereichert hatte. Dieses
sind aber alles nur Gründe der Billigkeit; und wären auch
sie nicht vorhanden: so könnte das strenge Recht deswe-
gen doch bestehen. Durch Aufopferung eines Theils ihrer
Handelsvorteile, durch Beschränkung ihrer Fahrt nach
Indien und durch Verschließung der Schelde, mußten die
Belgier freylich beträchtlich verlieren, aber konnten deshalb,
wie es auch die Erfahrung gelehrt hat, noch immer als
Volk fortdauern, und alle ihre Zwecke als ein solches er-
füllen. Ich sehe also gar nicht ein, wie man ohne Ums-
werfung aller vernünftigen Rechtsbegriffe das Recht eines
Volks, auf seinen Flüssen in See zu fahren, für ein inas-
sienables Recht erklären kann. Der Ocean ist freylich
aller Menschen Eigenthum, er ist und bleibt allen
gemein, die ihn benützen wollen *); ich geb' es zu;
aber kann ich mich nicht des Nutzens einer mir und meh-
reren gemeinschaftlich zustehenden Sache zum Vortheil
eines Dritten begeben, und sollte nicht ein Volk eben so
rechtsbeständig wie ein Particulier sich eine Servitut auf-
legen können, die im Nichtthun, im Unterlassen, im
Nichtgebrauch ihres Eigenthums bestände? Wäre das
Gegentheil hievon bewiesen, wehe dann den so mannich-
faltig in den verschiednen kleinen deutschen Ländern consis-
tuirten servitutibus juris publici, die man alle unter

B 4

dem

*) Ansichten p. 261.

dem Vorwande eines durch sie weggegebenen inalienablen
Rechts leicht über den Haufen zu werfen Mittel finden
würde. Doch wird hoffentlich dieses nicht der Fall seyn,
so lange man noch, wie bis jetzt geschehen ist, fortfährt,
die in der Feuerprobe der Wahrheit bestandenen Sätze
des natürlichen Rechts leeren Declamationen über einges-
bildete unveräußerliche Menschenrechte vorzuziehen.

Deutsch.

II.

Deutschland ist kein Utopien.

Tu civem patremque geras, tu consule cunctis,
Non tibi; nec tua te moveant, sed publica damna.

Claudianus.

Wie oft habe ich leise in mir geseufzt, wie oft meinen steigenden Mißmuth mit Gewalt in mich zurückgedrängt, wenn ich meinem guten Vaterlande, wenn ich dem Nationalcharacter seiner Bürger die ungerechtesten, die bittersten Vorwürfe machen hörte! Wie oft glüht' ich vor Unwillen, wenn ich es von dem gereizten Gecken dulden mußte, daß er nicht nur die Sitten seiner Landsleute, sondern sogar ihre Tugenden lächerlich zu machen sich bestrebte, und sie in der Vergleichung mit den Italienern und seinen Lieblingen den Franzosen, als ein verworfenes Volk aufstellte, das sich zu seinen Nachbarn ungefähr verhielte, wie der Feuerländer zum Patagonier. Aber wenn ich meine Geduldskräfte bey solchen Gelegenheiten auch üben mußte, so wußt' ich dieß doch alles zu ertragen: denn was erträgt man von der Thorheit nicht? Sie kann im ersten Augenblicke vielleicht aufbringen, aber nie anhaltend beleidigen. Weit tiefer hingegen verwundete es mein Herz, wenn ich von den gescheutesten Leuten (sey es aus Vorurtheil, Unkunde, oder aus dem der menschlichen Natur so durchgängig eigenem Triebe, das Befessene

sene unter das Unbeseffene herab zu würdigen) harte Urtheile aussprechen hörte, die den biedern Deutschen, ihrem Freiheitsfinne, und ihrer auf diesen Sinn gegründeten Verfassung erstaunlich nahe traten. Wie empörte sich mein Gefühl, wenn ich von ihnen als Sclaven reden hörte, die schon zu versunken wären, um die Ketten abzuwerfen, die sie drückten, und die, während ihre edeln Nachbarn im Norden und Süden Europa's, die Pohlen und Neusfranken, alles wagten, um sich eine bessere Existenz zu verschaffen, noch den Trägheitschlaf schlummerten, und sich mit einer Verfassung begnügten, welche als ein unordentliches, Herz und Auge beleidigendes Gemisch aller Greuel des Feudalsystems und der Ueberreste aus den Zeiten des Faustrechts vorgestellt, und mit den widrigsten Farben geschildert wurde! Bescheidner Widerspruch und bessere Ueberzeugung war alles, was ich solchen Reden entgegensetzen konnte; aber was vermögen alle Künste der Ueberredung gegen vorgefasste Meinungen, gegen Partheylichkeit? Gewöhnlich traf mich also das Loos, zu schweigen, und meinen Gegnern im Herzen bessere Einsichten zu wünschen.

Um desto erfreulicher mußte es mir seyn, als ich Männer aufstreten sah, die Willen und Kraft hatten, den Deutschen und ihrer Verfassung Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Zuerst eröffnete ein Ausländer die Bahn — Der große Mirabeau; ihm folgte Wieland; dann Kandel; kürzlich ein Dr. Weiße, und endlich der Hofrath Häberlin zu Helmstedt — Aller dieser Gelehrten Zweck geht darauf hinaus, die Vortheile deutlich auseinander zu setzen, welche die physikalische und politische Lage von Deutschland jedem Deutschen anbieten, und also das Vaterland gegen jeden heimlichen oder öffentlichen Vorwurf der Unwissenheit, und der einheimischen Undeutschen sicher zu stellen.

So

So edel und patriotisch diese Bemühung ist, so gründlich sie ausgeführt, und mit so großem Erfolge sie auch begleitet gewesen ist, so sehr endlich ich insbesondre von diesem Unternehmen entzückt bin: so glaub' ich doch, daß sich gegen die Art, wie sie ausgeführt ist, noch manches einwenden lasse.

Mehrere dieser Apologisten suchen, durch einen edeln Eifer angefeuert, alle Fehler unsrer Lage und Verfassung so zu verschleiern, daß man fast glauben sollte, wir lebten in einer platonischen Republik oder einem morusschen Utopien, und man nun sehr leicht auf den Verdacht gerathen könnte, die Schriften dieser Gelehrten eher für Lobreden als für das, was sie doch eigentlich seyn sollten, treue Darstellungen der Beschaffenheit unsers Reichs, zu halten.

So verzeihlich ich dieses finde, so sehr ich einsehe, daß man vom Patriotismus zu weit hingerissen werden, und um sich den Pfeilen des Spotts und des einfältigen Tadels desto kräftiger zu widersetzen, in der ersten Hitze leicht dahin gebracht werden kann, eine zu schwere Last aufzulegen, von deren Last man hernach zu Boden gedrückt wird: so sehr bin ich auch überzeugt, daß ein übertriebner Panegyricus, wo mehr bedeckt werden soll, als wozu der Vorrath der Bekleidung zureicht, der guten Sache mehr schaden als nützen muß. Täuschung kann nur auf eine Zeitlang wirken; der helle Strahl der Vernunft wird die Nebelwolken, die auf der Wahrheit ruhen, doch endlich zerstreuen, und nun bey dem großen Haufen, der von einem Extrem gar zu leicht in das andre fällt, die böse Wirkung hervorbringen, daß er jetzt alles für Trug hält, da ihm noch kurz vorher alles Wahrheit zu seyn deuchte.

Laßt uns also nicht handeln wie die Priester des Alterthums, die ihre Götter in dicke Weihrauchwolken, und ihre

Ihre Thaten in ehrwürdige vom Aberglauben geheiligte Myſterien hüllten, um die Schwächen dieſer erdachten Gottheiten deſto beſſer zu verſtecken. Wir bedürfen ſolcher Fictionen nicht. Schildern wir dem Deutſchen ſein Vaterland, wie es iſt, nicht wie es ſeyn ſollte, und iſt ſein Verſtand richtig und unbefangen; weiß er, daß wir in einer wirklichen, keiner Ideenwelt leben, auf die ſich die holden Träume der Philoſophie nicht immer in aller Strenge anwenden laſſen: ſo wird er die Gebrechen ſeiner Lage und ſeines Vaterlandes anſehen, ohne darüber zu murren, und ſich vielmehr Glück wünſchen, daß er in einem Lande lebt, wo das Uebel durch das überwiegende Gute zu Boden gedrückt, und durch dieſes Verhältniß ein Zuſtand hervorgebracht wird, der für dieſe Welt viel leicht der möglichſt beſte iſt.

Nachdem ich alſo den Geſichtspunct, woraus ich die Sache anſehe, angegeben habe: ſo wird man mich hoffentlich keines Mangels an Vaterlandsliebe beſchuldigen, wenn man in den folgenden Blättern einige Krankheiten angezeigt findet, woran unſer Staatskörper unſtreitig das nieder liegt. Ich glaube mir für dieſe Unternehmung von jedem guten Patrioten eher Lob als Tadel verſprechen zu dürfen, da, nachdem ein Mirabeau und Wieland geſprochen hat, bey keinem länger der geringſte Zweifel über die überwiegende Vortreflichkeit der deutſchen Conſtitution eintreten kann.

Ich werde mich bey dieſer Unterſuchung hauptſächlich auf das Staatsrecht, auf die gegenseitigen rechtlichen Verhältniſſe des Fürſten und der Unterthanen beſchränken. Zugleich werd' ich mehr auf den Hauptzweck des Staats, auf die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, als auf den Neben Zweck, auf die Beförderung der Wohlfahrt jedes einzelnen Bürgers Rückſicht nehmen. Meine Abſicht iſt hiebey wohl unverkennbar; ich halte nemlich

ben,

ben, Ehre und Eigenthum für die schätzbarsten Güter der Menschen; der Staat, der nur diese erhält, hat immer eine sehr gute Verfassung, wenn er zur Vermehrung des Wohlstandes der Einzelnen auch nicht so viel beiträgt, wie er es wohl sollte oder könnte. Kann man also Deutschland in dieser Hinsicht freysprechen: so will ich als Deutscher sehr gern darauf Verzicht thun, daß die Verfassung meines Vaterlandes für meinen individuellen Wohlstand durch Beförderung des Handels und der Manufacturen nicht so sorgt, wie Britannien es für seine Einwohner thut.

Gesellschaft ist die Folge unsrer Bedürfnisse; Regierung die Folge unsrer Verderbniß, sagt Schlozer irgendwo sehr richtig. Das menschliche Geschlecht ist keiner solchen Vervollkommnung fähig, welche alle Religion und Staatsverfassung entbehrlich machte. Sobald nun also ein Volk die Nothwendigkeit einsieht, daß es in einen Staat zusammentreten muß, sobald es sich, durch die Umstände bewogen, zur Aufopferung eines Theils seiner natürlichen Freyheit entschließt, um sich durch diese Aufopferung Sicherheit der Person und des Eigenthums zu erkauen: so kann ihm gewiß nichts wichtiger seyn, als die richtige Beantwortung der Frage, durch welche Regierungsform dieser Zweck am besten, und mit der möglich geringsten Aufopferung der natürlichen Freyheit erreicht werden könne? Und hier lehrt uns die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß bey einer großen Nation eine eingeschränkte Monarchie, wo der Alleinherrscher in den wichtigsten Regierungsrechten an den Willen seiner Stände, die das Volk als seine Repräsentanten aufstellt, gebunden wird, immer von den wohlthätigsten Wirkungen gewesen ist. Auch ist es eine solche Verfassung, (wie man in der Geschichte mehrere Beispiele davon antrifft,) die sich am längsten erhalten, und am längsten das schreckliche Unglück

glück der Revolutionen von sich abwehren konnte, da hins gegen reine Republiken, die nur gar zu leicht in Ochlocras tien ausarten, und Aristocrastien, die von einigen ents chlossenen Ehrgeizigen so leicht in Oligarchien umgeschaffen werden können, oft jedes Jahrzehend einen verheerenden Umsturz, und eine völlige Desorganisation des Staatskörpers befürchten ließen.

Den Vortheil hätte Deutschland also doch, daß es sich der besten Regierungsform zu erfreuen hätte. Wir sehen nur einen Mann im Reiche, der keinen Richter sei ner Handlungen, als nur Gott, anerkennt, — der Kaiser; dieser Mann hat mächtige Fürsten und Herren zur Seite, ohne deren Bewilligung er äußerst wenige Rechte ausüben darf — die Reichsstände. Doch läßt sich gleich bey dieser Betrachtung die Eigenheit des deut schen Reichs nicht verkennen, daß es nemlich kein ein faches, sondern ein zusammengesetztes Reich ist. Es ist fast unbegreiflich, wie viele litterarische Kriege von den deutschen Publicisten, die jedes Reich nach aristotelischen Grundsätzen beurtheilen wollten, über die Frage geführt sind, was Deutschland für eine Regierungsform habe *)? Als man endlich entdeckte, daß, wie es einfache und zusammengesetzte Gesellschaften gebe, es auch einfache und zusammengesetzte Staatskörper geben könnte, so fand man auch bald, daß Deutschland ein Reich sey, das in lauter besondre Staaten eingetheilt wäre, die jedoch alle noch unter einer gemeinsamen höchsten Gewalt in der Gestalt eines zusammengesetzten Staats vereinigt wären. Diese besondern Staaten haben alle (wenn man die Reichs stände ausnimmt) eben so wie das ganze Reich, die Form einer minder oder mehr beschränkten Monarchie, je nach dem nemlich die Landstände auf die Regierung mehr oder weniger

*) Müllers Beiträge zum deutschen Staats- und Fürsten rechte 1. Theil 2te Abhandlung.

weniger Einfluß haben. Hieraus ergibt sich aber auch, daß Deutschland immer aus zweyerley Gesichtspuncten zu betrachten ist, anders im Ganzen, anders in den einzelnen Theilen. Die Rechte des Kaisers gegen die Reichsstände, und wie weit die kaiserliche Macht in der Regierung des Ganzen und der einzelnen Theile geht, macht das Reichsstaatsrecht aus; die Rechte der Reichsfürsten hingegen gegen ihre Stände und Unterthanen werden in dem Landstaatsrechte auseinander gesetzt. Soll also die Güte der deutschen Verfassung geprüft werden, so sind beyde verschiedne Verhältnisse zu analysiren, und ich halte es für einen Hauptfehler, wenn man, um die Vortreflichkeit der deutschen Constitution darzutun, sich blos auf das Verhältniß des Kaisers zu den Reichsständen beschränkt. Es ist nicht genug, daß die deutschen Fürsten frey sind, die deutschen Bürger müssen es auch seyn. Man irrt sich, wenn man durch die großen Rechte, welche die Fürsten gegen den Kaiser hergebracht haben, die Wirklichkeit der deutschen Freyheit zu beweisen glaubt; deutsche Fürstenfreyheit mag man vielleicht dadurch bewiesen haben, aber gewiß noch nicht deutsche Freyheit im Allgemeinen. Die Reichsstände werden sich auf dem Reichstage immerfort bemühen, ihr Ansehen sowohl gegen ihre Obern, Kaiser und Reich, als auch gegen ihre Untern, ihre Unterthanen auf alle Art und Weise zu vermehren. Die goldnen Zeiten, wo der Fürst seine eigentliche Würde als Repräsentant seines Volks noch nicht verkannte, wo er jedesmal, ehe er einen ausgeschriebenen Reichstag besuchte, mit seinen treuen Ständen, über die zur Wohlfahrt des Landes zu thuende Vorschläge sich redlich und offen berathschlagte, sind uns aus der Geschichte besserer Zeiten eben so schwach noch erinnerlich, wie die Erzählungen vom goldnen Zeitalter und von Arcadiens Schäferswelt. Die Idee eines souveränen Fürsten ist heutzutage

tage an die Stelle der veralteten Vorstellungen von Volksrepräsentation getreten. Der Fürst sucht sich durch seine Verhandlungen auf dem Reichstage sowohl von kaiserlicher als landständischer Gewalt so frey und unabhängig zu machen, wie nur immer möglich, und kümmert sich wenig um die Freyheit seiner Unterthanen. Belege zu dieser Behauptung findet man in der Geschichte fast aller deutschen Länder. Würde der Herzog von Mecklenburg wohl so ernsthaft auf die in Gangbringung des ihm im Teschner Frieden zugestandenen privilegii de non appellando bestanden seyn, wenn ihm das Glück und die Freyheit des angesehensten Standes seiner Unterthanen hinlänglich theuer und ehrwürdig gewesen wäre, um diesen reellen Gütern den eingebildeten Vorzug einer etwas ausgedehnten Autorität aufzuopfern? Ueberhaupt können fast alle oft mit so vieler Mühe und Kosten erlangte privilegia de non appellando zum Beweise dienen, daß die Fürsten ihre Eigenschaft als Repräsentanten ihres Landes schon längst aus den Augen verlohren haben; denn unter zehn Fällen ist nicht einer, wo diese Befreyung von den Reichsgerichten der Freyheit des einzelnen Deutschen nicht nachtheilig, und daher auch nicht wider seinen Willen bewirkt worden wäre. Ohne Cäsarianer zu seyn, kann man also, deucht mir, doch mit Grunde behaupten, daß das große Ansehen der Fürsten auf dem Reichstage, und die Schwäche der kaiserlichen Gewalt in mancher Hinsicht nicht zur Hauptstütze der deutschen Freyheit zu rechnen ist *). Hi

lige

*) Er stark aber diese Freyheit auf Seiten der Fürsten und Stände ist, so schwach ist sie in den mehrsten Ländern in Hinsicht ihrer Unterthanen; für diese spricht selbst das Gesetz nur mit schwacher Stimme, es kommt schlechterdings auf die gute oder üble Gedenkungsart, Gewissenhaftigkeit und eigne Tugenden des Regenten an, wie viel oder weniger
sein

zige Anticäfaraner, die bey jeder auch noch so unbedeutenden Exertion der kaiserlichen Autorität die Lärmglocke läuten, und gleich den Umsturz der deutschen Freyheit zu erkennen glauben, sind mir daher immer zu übereilt oder zu eingenommen von der Würde ihrer Landesherren vorgekommen. Man gebe dem Kaiser auch mehr Gewalt; er wird sie vielleicht zur Kränkung der Reichsstände, aber anfangs wenigstens gewiß nicht zur Unterdrückung der Unterthanen anwenden. Handelte er auch aus keinem edleren Bewegungsgrunde: so würde ihm doch schon die Politik anrathen, die Unterthanen auf Unkosten ihrer Fürsten zu begünstigen. Kein Deutscher vergesse jemals, daß es ein Kaiser war, der die Gefahr von ihm abwendete, die aus willkürlich zu erhebenden Steuern für sein Eigenthum entstehen konnte! *).

Sowohl im deutschen Reichsstaatsrechte wie auch im Landsstaatsrechte lassen sich wichtige Fehler auffinden.
Ohne

sein Land von der so gepriesenen Freyheit in der That genießen lassen will. In vielen ansehnlichen Provinzen ist die deutsche Freyheit für die Unterthanen eine bloße Chimäre. C. F. von Mosers Beherzigungen S. 517 u. 518.

- *) Bey dieser Gelegenheit zeigten sich die deutschen Fürsten wahrlich nicht als würdige Repräsentanten ihrer Völker. Mit Ungestüm drangen sie 1671 in den Kaiser Leopold, und verlangten von ihm die Extension des §. 180. des jüngsten Reichsabschiedes und die Bewilligung ihres Vorschlages, daß Landstände und Unterthanen zu Erfüllung der Bündnisse und zu Festungen und Kriegsvölkern ihrer Landesherreschaften, ohne Einschränkung, was und so oft es von ihnen begehrt würde, herzugeben schuldig seyn sollten. Sie ließen auch nicht eher ab, bis Leopold schon im Februar des Jahres ein für allemal erklärte, daß er hiezu nie seine Bewilligung geben würde.

Ludolf. symphor. consult. forens. t. I. n. I. p. I. sq.
Schmauß corp. jur. publ. p. 1077. u. f.

Ohne sie alle sorgfältig aufzusuchen, werd' ich nur einige der vornehmsten ausheben, die jedem Kenner der vaterländischen Verfassung bey dem ersten Blicke in die Augen fallen, und wogegen man so leicht keinen Widerspruch erregen kann.

Ehe ich mich in einzelne Theile einlasse, muß ich vorzuerst zweyer Hauptmängel Erwähnung thun, die für das Reich im Ganzen und auch für die besondern Länder von den schädlichsten Folgen sind. Wer unpartheyisch und aufmerksam unsere Grundgesetze studirt hat, wird unmöglich läugnen können, daß sich fast in jedem derselben die größte Dunkelheit und Unbestimmtheit antreffen läßt. Ueberall ist so große Undeutlichkeit und Verwirrung, daß sich mit leichter Mühe die eine und die andere Seite vertheidigen läßt. Daher denn auch der unaufhörliche Streit zwischen Casarianern und Anticasarianern, Catholiken und Protestanten. Um diese Behauptung zu beweisen, (wenn man sie anders nicht als ein Axiom gelten lassen will,) darf ich unter andern nur an die bekannten, noch immer fortgesetzten Streitigkeiten über das Simultaneum, die *itio in partes*, die Entscheidungsstimme des Kammerrichters in Justizsachen, und die Stelle Ord. Regimenti 1521. §. 7. O. C. 1555. et Conc. P. tit. 7. erinnern *).

Ich könnte Hundert und mehr solche Beispiele anführen, die alle zu verrathen scheinen, als ob man recht vorsätzlich die dunkelsten Ausdrücke gewählt hätte, damit ja der Zänkereyen kein Ende seyn sollte. Im westphälischen Frieden ist dieses gewiß der Fall gewesen. Die Catholiken

*) Obgleich durch ein Collegialschreiben vom 14ten Febr. 1742. diese Stelle Carl VII. zur authentischen Erklärung empfohlen wurde: so ist diese doch noch nicht erfolgt, und die Sache bey dem Alten geblieben.

ken mußten zwar der Gewalt weichen, suchten doch aber in die Worte des Friedens so viel reservationes mentales, wie nur immer möglich, zu legen, um diese einst bey günstigeren Zeitläuften geltend machen zu können. Eben so verhielt es sich mit dem Kaiser. Lieber, als daß Ferdinand der Dritte den Catalog seiner Reservatrechte aufzeigen wollte, wie man dieses von ihm verlangte *)/ entschloß er sich, die Sache unbestimmt zu lassen, und den §. 2. art. 8. des osnabrückischen Friedens zu bewilligen, worinn der Ausdruck: aliave ejusmodi negotia noch bis auf den heutigen Tag der beständige Zantapfel zwischen dem Kaiser und den Ständen geblieben ist. Aus dieser absichtlich in den wichtigsten Bestimmungen beybehaltenen Undeutlichkeit, aus dieser unseligen falsch verstandnen Politik, die gegen fremde Nationen höchst tadelnswerth, und zwischen Gliedern eines Staats ganz verabscheuungswürdig ist, ergeben sich die traurigsten Folgen. An die Stelle der freundschaftlichen Eintracht, die stets auf das allgemeine Wohl, ohne weitere Nebenabsichten, hinwirken sollte, ist in allen öffentlichen Unterhandlungen ein argwöhnisches Mißtrauen getreten, das keine große und gemeinnützige Unternehmung gedeihen läßt. Der Kaiser fürchtet sich vor den Ständen, die Stände fürchten sich vor dem Kaiser, und in dieser gegenseitigen Furcht ist das Grab eines edeln Gemeingeistes. Es würde nicht schwer werden, eine Menge Belege zu diesen Behauptungen herbey zu schaffen. Die Gerechtigkeit wird noch lange seufzen, daß die letzte so lange verschobne, so ängstlich erwünschte, und so unumgänglich notwendige Kammergerichtsvisitation durch Dunkelheit in den Grundgesetzen und Mangel an gegenseitigem Zus

C 2

trauen

*) Meiern Aca pac. Westph. tom. I. p. 813. t. 2. p. 77.
91. sq.

trauen so früh, und ohne etwas Wichtiges ausgerichtet zu haben, zersprengt wurde *).

Mehr noch aber als die Unbestimmtheit der Grundgesetze trägt die schlechte Befolgung derselben und die Langsamkeit, womit alle Reichsgeschäfte betrieben werden, zur Hervorbringung mannichfaltiger Uebel bey. Bey der jetzigen Einrichtung unsers Reichstages **), wo die Fürsten nicht mehr in Person erscheinen, sondern alles im Gesandtschaftstone betrieben wird, ist es fast unmöglich, daß alle Angelegenheiten abgethan werden können, besonders so lange noch unbedeutende Zänkereyen die Thätigkeit auf ganze Jahre zu hemmen im Stande sind. Man darf sich daher gar nicht wundern, wenn man mehrere Materien in dem Ansagezettel findet, die schon seit 1663 darinn stehen, und woran, bey den immer zunehmenden neuen Geschäften, nicht einmal mehr gedacht wird. Im westphälischen Frieden wurden eine Menge Gegenstände auf den nächsten Reichstag verwiesen, die bis auf den heutigen Tag ihre Erledigung noch nicht erhalten haben. Die Sporteltaxe am Kammergericht, eine vollständige Verbesse-
ferung

*) Man sehe über diese wichtige Begebenheit, deren übeln Ausgang alle rechtschaffne Patrioten beklagen müssen, Münters historische Entwicklung t. III. p. 121 — 169.

**) Schon vor mehreren Jahrhunderten wurde unsern Reichstagen der Vorwurf einer unausföhlichen Langsamkeit gemacht. Folgende bittere Verse scheinen zu Vitriarius Zeiter noch sehr bekannt gewesen zu seyn :

Protestando convenimus,
Conveniando competimus,
Competendo consulimus,
In confusione concludimus,
Conclusa rejicimus,
Et salutem Patriae consideramus,
Per consilia lenta, violenta, vinolenta.

Vitriar. illustr. t. IV. p. 735.

ferung des Reichsjustizwesens *), die neue Abfassung der Reichspoliceyordnung **) von 1548 u. 1577, die zweckmäßigere Einrichtung des Reichssteuerwesens, und eine Menge andere Dinge gehören nach 1648, wie vor dieser Periode, noch immer unter die *pia desideria*. So wünschenswerth es nun auch wäre, daß dieser Schläfrigkeit in allen Verhandlungen, wodurch wir uns in manchen Puncten der Legislation und Policey noch um einige Jahrhunderte zurückbefinden, abgeholfen würde: so ließe sich der Mangel neuerer und zweckmäßigerer Geseze doch noch immer ertragen, wenn nur die alten streng befolgt würden. Aber leider! ist dies so wenig der Fall, daß in unser Verfassung zwischen der Theorie und der Praxis beständig ein himmelweiter Unterschied anzutreffen ist. Die besten Verordnungen werden oft, entweder ganz vernachlässigt, oder nur gegen die minder Mächtigen in einzelnen seltenen Fällen in Ausübung gebracht. Man erlaube mir nur ein Beispiel anzuführen. Von den Zeiten an, wo der Tauschhandel aufhörte, und das Metall als ein allgemeiner Maasstab für den Preis der Waaren angenommen wurde, mußte für die Aufnahme des Handels und die Beförderung des Credits gewiß nichts wichtiger seyn, als daß mit der größten Vorsicht für ächtes Schrot und Korn gesorgt, und jeder Münzverfälschung gesteuert wurde. Am besten konnte dieses geschehen, wenn der Staat unmittelbar die Aufsicht über das Münzwesen übernahm,

§ 3

unter

*) Daß 1654 nur das zu Stande kam, was schon auf dem Deputationstage von 1643 vorgearbeitet war, ist bekannt. Wie wenig, trotz Josephs II. üblichen Justizeifers, seit der Zeit geschehen ist, brauch' ich wohl nicht zu erwähnen.

**) Es ist bey einigen Versuchen geblieben, die 1670 auf dem Reichstage in Verathschlagung, aber nicht zum Schlusse kamen. Einige wenige Stücke sind hernach in einzelnen Reichsschlüssen zur Gesezgebung gediehen, wie z. B. die Abschaffung der Handwerksmißbräuche 1731, 1771 u. 1772.

unter seinem Stempel, *fide publica*, das Metall prägen ließ, und die schärfsten Strafen gegen Münzverfälschungen verhängte. Aus diesem Grunde ward das Recht, Münzen zu schlagen, in allen policirten Staaten zu einem Regale erhoben. Auch in Deutschland war dieß der Fall. Carl der Große legte Münzstädte an, ließ daselbst in *palatii regii* münzen, und erlaubte keinem seiner Unterthanen, dieses kaiserliche Reservatrecht auszuüben. Seine Nachfolger waren gnädiger, und verstatteten anfangs nur den Geistlichen in ihren Staaten, Münzen mit den kaiserlichen Bildnissen auszuprägen. Nach und nach erlangten auch die weltlichen Fürsten dieß Recht, und so giebt es denn endlich heutzutage keinen Reichsstand mehr, dem nicht durch kaiserliche Concession dieses Regale zugestanden wäre. Doch ist jeder deutscher Unterthan, er mag mittelbar oder unmittelbar unter Kaiser und Reich stehen, an die Vorschriften gebunden, die über diese Materie in den Reichsgesetzen vorkommen *). Die Fürsten, die das Münzregal gegen die Reichsconstitutionen mißbrauchen, sollen nebst der Privation ihres regalis auch mit der *Suspension a sessione et voto* bestraft werden. Größere Mißbräuche, ja ich wag' es zu sagen, größere Verbrechen, wie in Deutschland von jeher in Münzverfälschungen vorgegangen sind, kann wohl die Geschichte keines Landes aufweisen. Und doch bleiben die Schuldigen ganz ungestraft, und werden in ihrem schändlichen Betragen auf keine Weise gestört. Noch immer wird die Münze, die nach dem Conventions-Fuße von 1753 (eine Mark Silber zu 20 Gulden) geprägt werden sollte, in vielen deutschen Ländern nach dem 24 Gulden-Fuße ausgeprägt, und das Publikum ganz offenbar betros

*) Capitul. art. 9. §. 2. Ord. mon. 1559. §. 75. RI. 1570. §. 132. Capitul. art. 9. §. 7. et 8. et 6. et 10.

Betrogen. Ja ich kenne Staaten, wo man die Mark Silber in den kleinern Münzsorten bis auf 30 — 40 Gulden ausprägt, und doch noch die Schändlichkeit begehrt, auf dergleichen verurufene Stücke das Zeichen des Conventionsfußes zu setzen. Es ist unbegreiflich, wie Landesherren solche Abscheulichkeiten, die unmittelbar unter ihrer Autorität geschehen, noch dulden können. Möchten sie doch alle hierüber so denken, wie der edle Herzog Adolph Friedrich zu Mecklenburg Schwerin, der in seinem dem 31ten October 1654 errichteten Testamente S. 44. seiner Nachfolgern alle Münzverfälschungen aufs strengste *) untersagt! Von jeher haben rechtschaffene deutsche Männer **) gegen dieses Unwesen geeifert; aber was helfen die besten Vorstellungen, so lange der Landesherr noch mit feilen Schmeichlern und verrätherischen Ministern um-

C 4

geben

*) Daneben, daß gute Münze, darnach alle Handlungen zu richten, vermöge des heiligen Reichs Ordnung geschlagen und valirt, und aller Profit und Eigennuz dabei zurückgesetzt werde, sintemal die Münze nicht dazu erfunden und angeordnet, daß damit Gewerbe zu treiben und Nutzen zu suchen, sondern daß dieselbe in menschlichen Handlungen gleichsam eine mensura und Scheidung der Leute sey. Sobald man aber damit aus Geiz und Eigennuz, gleich andern Waaren, Handlung treiben will, und also diese communis mensura verfälscht wird, entstehen daraus anders nichts, denn ein gemeiner Betrug und verderblicher Schaden, wie es vor wenig Jahren die leidige Erfahrung gegeben, und noch. So hat auch ein Fürst darum um so viel mehr einen Ekel und Abscheu zu haben, weil er sein Gepräge, Wappen, Titel, Bildniß und Namen darauf schlagen, und gleichsam dadurch männiglich bey seinen fürstlichen Ehren guten richtigen Gehalts der Münze, und für allen Betrug versichern läßt, nicht weniger als sonst durch eine unter seiner Hand und Siegel von sich gegebenen Obligation.

**) Unter andern auch Lepsler, dey, meditation, ad D. Specim. 529. vol. 7. p. 926, aufs bitterste darüber spottet.

geben ist, und die Reichsgerichte den Unfug ganz gelassen mit ansehen! Heißt das genaue Befolgung der Gesetze: so behüte der Himmel jeden Deutschen davor, ihre schlechte Befolgung kennen zu lernen!

Dunkelheit, Unbestimmtheit und nachlässige Befolgung der Grundgesetze, gehörten also zu den allgemeinen Vorwürfen, die sich von unsrer deutschen Verfassung nicht völlig abwenden ließen. Wir wollen jetzt einen flüchtigen Blick auf die einzelnen Theile werfen, und untersuchen, ob sich nicht auch hier hin und wieder Kost antreffen läßt, der die Schnellkraft der Feder in der Maschine zu lähmen vermag.

Einige Schriftsteller, welche irrigerweise die deutsche Freiheit in die Schwäche des Kaisers setzen, können bey ihren Lobeserhebungen der Reichsverfassung, in der Fülle ihres Herzens von der trefflichen Einrichtung, daß Deutsch-land ein Wahlreich ist, gar nicht zu sprechen aufhören. Hierwider kann manches eingewendet werden. Es fragt sich nehmlich erstens, ob denn Deutschland wirklich ein Wahlreich ist? In der Theorie ist der Satz keinem Zweifel unterworfen *). Wie aber in der Praxis? Hier zeigt sich, daß es heutzutage fast eben so wieder ist, wie es vor den Zeiten der Ottonen war. Deutschland war das mals in sofern erblich, daß die Krone bey dem einmal erwählten Stamme blieb; in Bestimmung der Person des jedesmaligen Regenten befand sich die Nation aber nicht ohne Einfluß **). Von 1437 bis auf unsre Zeiten hat die Kaiserwürde, wenn man Carl VII. ausnimmt, bey dem Hause Oestreich ununterbrochen fortgedauert. Auch wird dieses in der Folge wahrscheinlich eben so bleiben müssen. Denn da alle Reichsdomänen nach und nach
vers

*) Capitul. art. 2. §. 2.

**) Pütters Entwicklung t. I. p. 112.

veräußert, und alle Gesetze *), sie wieder herbeizuschaffen, bis jetzt noch von keiner Wirkung gewesen sind, folglich auch der Kaiser als Kaiser keinen Fußbreit Land hat: so kann in facta niemand wie ein Fürst zum Kaiser gewählt werden, der durch Erblande sehr mächtig ist, obs gleich de iure weiter nichts erfordert wird, als daß der zu Wählende homo justus bonus et utilis **) sey. Welcher deutsche Fürst (denn einen Ausländer zu wählen, wird Stolz und Patriotismus nie zugeben) ist nun aber mächtig genug, um der Krone einigen Glanz und dem kaiserlichen Namen hinlängliche Autorität zu verschaffen? Daß ein Churfürst von Bayern viel zu schwach dazu ist, lehrt das traurige Beispiel von Carl VII. Nur noch eine solche Regierung ist nöthig, um den Schatten der kaiserlichen Würde ganz verschwinden zu machen. Selbst dem pfälzischen Hause würde bey aller seiner Kraft diese Last zu schwer fallen. Wer bleibt also übrig? Preußen? Werden das die catholischen Churfürsten je zugeben? Und ist ihnen nicht die überzählige Stimme durch das Reichsgutachten von 1708 zugestanden worden ***)? Kein Competent kann also auftreten als Oestreich, und so gegründet auch die Wahlleigenschaft des deutschen Reichs in der Theorie ist, so wenig kann sie doch in der Praxis Statt finden.

Gesetzt aber, dieß wäre nicht der Fall, und nur freye Wahl nach den Gesetzen, ohne weitere Rücksicht auf politische Nebenabsichten, könnte wie ehemals, so auch noch jetzt, einen armen Grafen von Habsburg oder von Luxemburg auf den kaiserlichen Thron heben, würde denn

E 5 dadurch

*) Capitul. art. 11. §. 10. art. 20. §. 6.

**) A. B. tit. 2. §. 1. Daß er übrigens auch vom hohen Adel seyn müsse, ergibt sich schon aus der Parodie des Mittelalters. par parem. judicat.

**) Schmauß corp. iur. publ. p. 1133.

Dadurch der deutsche Wohlstand, die deutsche Freiheit
 und der Glanz des Reichs gewinnen? Schwerlich.
 Einzelne Fürsten könnten vielleicht eine solche Einrichtung
 nützen; einzelne Fürsten könnten vielleicht ihr Ansehen
 auf Kosten ihrer Mißstände und Unterthanen erweitern;
 aber das Ganze würde unausbleiblich dabey verlieren.
 Das größte Kunststück in der Moral und der Gesetzgebung
 besteht gewiß darinn, das Privatinteresse mit dem allge-
 meinen Interesse so geschickt zu verbinden, daß es nur
 Eins ausmache. So lange Ihr dem Soldaten keine
 andre Quelle seines Wohlstandes als den Krieg öfnet, so
 mögt ihr das Elend des Kriegs auch noch so beredt schil-
 dern, er wird ihn doch mit allen seinen Ungerechtigkeiten
 und Uebeln ängstlich herbey wünschen. Eben so mit dem
 Wahlfürsten. So lange der König von Pohlen oder der
 Kaiser es mit ziemlicher Gewißheit voraussehen kann, daß
 er seine Krone weder seinem Sohne noch seinem nächsten
 Verwandten hinterlassen wird: so wird er sich wenig um
 den Glanz dieser Krone, die für seine Nachkommenschaft
 verlohren ist, bekümmern, und sich ihrer nicht anders
 als zur Vergrößerung der Familienmacht bedienen. Unsere
 Geschichte bietet uns von dieser Bemerkung die traurigsten
 Bestätigungen an. Als Deutschland noch ein Erbreich
 war, wie suchten die Kaiser allen Schmälerungen ihres
 Ansehens enge Gränzen zu setzen! Die Vasallen waren
 noch demüthige Diener kaiserlicher Majestät, die sich von
 Landesherlichen Rechten, wie nachher geschah, gar nichts
 träumen ließen. Als die Wahlfreyheit hingegen unter den
 Hohenstaufen größtentheils durch päpstliche Ränke zur voll-
 sten Reife gedieh, wie ganz anders sah es von der Zeit
 an aus! Die Kaiser waren nur begierig, ihr Familien-
 interesse zu befördern, ohne sich um des Reichs Wohlfahrt
 zu bekümmern. Wie hoben nicht die ersten Habsburger
 und Luxemburger ihre Macht durch Zerstückelung der
 Reichs-

Reichsdomänen! Die wichtigsten kaiserlichen Privilegien, diese edeln Kleinodien, wurden mit offner Hand verschwendet, um der Fürsten Stillschweigen bey den unsäglichlichen Plünderungen, die mit dem Reichseigenthume unaufhörlich vorgenommen wurden, zu erkaufen! Ja bis auf die neuesten Zeiten hat der dem Reiche so verderbliche Grundsatz, daß Hausinteresse vom Reichsinteresse erstaunlich verschieden sey, immer fortgedauert. Hätte man Rudolphs Nachkommen die Kaiserkrone erblich zugesichert: so würde das deutsche Reich nicht so völlig aus aller Verbindung mit Italien gekommen seyn, als es jetzt wirklich der Fall ist. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dieses Wahlrecht der Churfürsten, das eigentlich, wie schon gezeigt, auch nur ein imaginäres Recht ist, für Deutschland je von großem Nutzen gewesen ist. Die deutschen Fürsten würden vielleicht, wenn die Kaiserwürde bey einem Stamme forterbte, nicht mehr so unumschränkt verfahren können; aber würde das der deutschen Freyheit gefährlich seyn? Gewiß nicht. Die gesetzmäßig in manchen Puncten vermehrte Gewalt der Kaiser würde nur das zu dienen, der Schläfrigkeit im Gange der ganzen Verwaltung abzuhelfen. Die Schwäche, die Hülflosigkeit der vollziehenden Macht in Deutschland ist, meiner Meynung nach, die entfernte Quelle mannichfaltiger Uebel. Fürchtet keine Gefahr von dem erweiterten Ansehen des ersten Monarchen in Europa; bleibt seine Macht innershalb der Schranken des Gesetzes: so wird sie nützen; wagt sie sich über sie hinaus, so wird ein Fürstenbund sie zurückzudrängen wissen.

Von jeher hat das Reichsjustizwesen das Ziel seyn müssen, worauf jeder Spott gegen die deutsche Verfassung gerichtet gewesen ist. Leider giebt es der schwarzen Fleder hier auch zu viel, als daß sie alle bedeckt werden könnten. Wenn man auch die fehlerhafte Einrichtung des
 Kammerz

Kammergerichts, die durch das unaufföhrliche Künsteln endlich ganz verdorben ist *), und sowohl die zu befürchtende vota ad imperatorem, (eine völlige Cabinetsjustiz) als den Mangel von Unparthenlichkeit in Religionsfachen **) bey dem Reichshofrath vertheidigen wollte, wer könnte dagegen so dreist seyn, die Exemption ***) mehrerer deutscher Unterthanen von aller Jurisdiction, die Austrägalinstanzen †), die Revisionsremes

*) So lange nicht eine einfachere und zweckmäßigere Vertheilung der Senate, und eine kürzere Relationsweise angeordnet wird, werden jährlich eine Menge Sachen liegen bleiben müssen, auf deren Entscheidung die Partheyen bey der strengsten Sollicitatur schwerlich hoffen dürfen.

**) Man weiß noch keinen Fall, daß die sechs protestantischen Reichshofräthe eine itionem in partes veranstaltet hätten, wie dieses sich doch schon mehreremal bey dem Kammergerichte ereignet hat. Wüters Entwicklung t. 2. Uebershaupt hat der Kaiser einen großen, vielleicht zu großen Einfluß auf den Reichshofrath. Es ist bekannt, daß die Reichshofrathsordnung kein Reichsgesetz ist, und daß die Distractionen bey diesem Gerichte nie in den Gang gekommen sind, obgleich sie der Churfürst von Mainz bis zur völligen Regulirung der Sache zu versehen hätte.

***) Bekanntlich sind die Erzherzoge von Oestreich, vermöge des berühmten Privilegiums von 1156, die Herzöge von Burgund vermöge des Vergleichs von 1548, und die Churfürsten von Böhmen von aller Jurisdiction erimirt. Das Haus Oestreich will diese Exemption auch auf seine andern Besitzungen ausdehnen. Tafingeri institut. Iurispr. cameral. Sect. III. et IV. p. 78. 1q.

†) Die Aufräge waren in den Zeiten des Mittelalters gewiß eine sehr gute Einrichtung, weil unendliche Fehden dadurch verhindert wurden. Nach Errichtung des beständigen Landfriedens und des Kammergerichts war die Sache höchst überflüssig, und dient heutzutage blos dazu, um dem Kläger sein Recht zu erschweren. Die Chicane hat nirgends freyes Spiel, als in Austrägalfachen. Dieses giebt denn zu unzäh-

remedien *), die Recurse **) und eine Menge andere Mißbräuche zu entschuldigen? Und dies ist alles um so trauriger, da die Schäden ganz unheilbar zu seyn scheinen. Wer kennt nicht Josephs II. preiswürdige Gesinnungen für die Handhabung der Gerechtigkeit, und wer weiß nicht auch den traurigen Ausgang, den alle seine fruchtlosen Bemühungen hierin gehabt haben? Bis also Asträa einmal wieder die Erde besucht, werden die Deutschen noch wohl immer über wesentliche Justizmängel klagen müssen.

Giebt es in irgend einem Staate eine fehlerhafte Einrichtung: so ist es gewiß unser deutsches Reichssteuerwesen.

unzähligen Beschwerden Anlaß, wovon schon sehr viele auf dem Reichstage vorgebracht sind. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß Carl dem Fünften seine Absicht, das ganze Aufrägalwerk abzuschaffen, gelungen wäre. Pütter's Literatur des Staatsrechts t. I. p. 119. Anmerk. a.

*) Als die ordentlichen jährlichen Visitationen fortbauerten, (von 1555 — 1587) war dieses Revisionsmittel eine vortrefliche Einrichtung. Denn auf diesem Wege konnte so wohl den Partheyen, wenn sie sich durch Urtheile des Cammergerichts beschwert hielten, als auch dem Gerichte, wenn es ohne Grund beschuldigt wurde, Gerechtigkeit wiederfahren. Als aber die Visitationen durch die unglücklichen Religionsstreitigkeiten außer Gang kamen, hörten natürlicherweise auch die Revisionen auf, und nun ergab es sich oft, daß die gerechteste Sache durch Interponirung der Revision liegen blieb. Um so vortreflicher war es, daß der jüngste Reichsabschied S. 124. dem Revisionsmittel den effectum suspensivum nahm. So lange aber die Caution, die der Obliegende dem Revisioninterponirenden leisten muß, noch nicht abgeschafft, oder die ordentliche Visitation wieder in den Gang gebracht wird, muß die Revision im Ganzen immer von der schlechtesten Wirkung seyn.

**) Kann in einer Staatsverfassung etwas schädlicher seyn, als wenn die Ausübung der richterlichen Gewalt der gesetzgebenden Macht anvertrauet wird? Und doch ist dieses bey allen Recursen der Fall.

fen. Es ist bekannt, wie ganz von ungefähr die jüngste Reichsmatrikel von 1521 entstanden, und wie eine temporäre Verfügung zu einem beständigen Gesetze geworden ist. Es ist sehr begreiflich, daß dieser mit der größten Eile entworfene Plan, dessen Ausführung von Carl dem Fünften in der Noth betrieben wurde, mancherley Gebrechen haben mußte. Diesen Gebrechen abzuhelpfen hätte die rühmliche Bemühung späterer Jahre und reiferer Erfahrung seyn sollen. Ueber nichts ist aber von jeher stärkere Klage geführt worden, als über die ungleiche Reparirung der Beyträge. Und dieß mit Recht. Zum Schutze des Eigenthums traten die Menschen in Staatsgesellschaften zusammen, und ließen sich den Zwang der Gesetze gefallen. Und nun sollten eben diese schützende Gesetze den Zweck der Gesellschaft verkennen, und sich mit räuherischen Händen des Vermögens der ruhigen Bürger bemächtigen dürfen? Unmöglich! Und doch geschieht dieses, wenn die zu den allgemeinen Ausgaben nöthigen Gelder nicht billig, und nicht dermaßen vertheilt werden, daß sie den Kräften der einzelnen Unterthanen angemessen sind. Um sich zu überzeugen, wie wenig diese Regel in Deutschland befolgt ist, hat man nur nöthig, die Reichsmatrikel anzusehen: Die meisten kleinern Stände haben auch von jeher über die Unbilligkeit in den Auflagen und über ihr Unvermögen geklagt, die verlangten Summen aufzubringen. Einige haben zwar Moderation erhalten. Der größere Theil hat aber nichts ausgerichtet, und die ganze Sache befindet sich, trotz der strengsten und oft wiederholtesten Gesetze*), noch immer in der nehmlichen Lage, wie im Jahre 1521. Was die andere beständig fortlaufende Reichsteuer anbetrißt, die zur Sustentation

des

*) Siehe unter andern R. I. 1541. S. 71. sq. R. I. 1544. S. 12. * R. I. 1603. S. 57. * R. I. 1555. S. 115. * R. I. N. S. 184. Und auch Capitul. art. 5. S. 10.

des Cammergerichts dient, so hat die Cammergerichts-
matrikel außer einer gleichfalls unbilligen Repartition noch
mannichfaltige andere Mängel. Ueberdies tritt hier der
schlimme Umstand ein, daß der König von Preußen seit
1720, von welcher Zeit an, statt zweyer simpla, sieben
bezahlt werden mußten, immer noch nach dem alten Fuße
zu zahlen fortfährt. Er beruft sich nehmlich darauf, daß
in materia collectandi keine Stimmenmehrheit gelte,
und daß er zu der Erhöhung der Matrikel seine Einwilli-
gung nicht gegeben habe. Wieder eine unseelige Wirkung
der Unbestimmtheit der deutschen Grundgesetze! Die Frage,
ob in Steuerfachen Mehrheit der Stimmen entscheiden
solle, kam bey dem westphälischen Friedenscongresse zur
Sprache, und weil die Partheyen sich nicht gleich vereinigen
konnten, wurde die Sache bis zur fernern Entschei-
dung ausgesetzt *), die, wie leicht zu vermuthen, noch
nicht erfolgt ist. Solcher nicht bezutreibender Posten
finden sich noch mehrere. Außerdem ist es ja bekannt,
daß sehr viele immediate Unterthanen des deutschen Reichs
von allen Reichssteuern eximirt sind. So zum Beyspiel
bezahlen Savoyen, der burgundische Kreis, die Reichs-
ritterschaft **) und mehrere andere keinen Heller zur Un-
terhaltung des Cammergerichts.

Was die Religionsverhältnisse in Deutschland anbe-
trifft: so giebt es gewiß wenige Reiche in Europa, wo
die Intoleranz, diese Tochter der Grausamkeit und der
Eins

*) I. P. O. art. 5. §. 52. in f. „Quod ad pluralitatem voto-
rum in materia collectandi attinet, quum res haec in prae-
senti congressu decidi non potuerit, ad proxima comitia
remissa est.“

**) Die Reichsritterschaft giebt dem Kaiser zwar subsidia cari-
tativa. Aber dieses don gratuit, das Carl v. (vid. R. I.
Spir. 1542. §. 58.) zuerst aufbrachte, kann für keine ei-
gentliche Reichsteuer gelten.

Einfalt, so geffentlich durch die Grundgefetze befördert wird, wie bey uns. Bey uns entftand die große Kirchens reformation, bey uns fafte fie Wurzel, bey uns war fie mehr wie bey jeder andern Nation dem Intereffe der hohen Geiflichkeit zuwider. Die Hierarchie hatte fich nirgends einen höhern Thron errichtet als in Deutfchland. Daß fie fich mit der angeftrengteften Kraft den ihr ein gewiffes Verderben drohenden Verfuchen, die Herrfchaft der gefunden Vernunft wieder geltend zu machen, zu widerfetzen fuchte, ift fehr begreiflich. Die Folgen von diefen Anftrengungen waren die traurigen, fo lange mit Ziergertwuth fortgefetzten Religionskriege, worin weltlicher und geiftlicher Despotismus endlich doch unterlag. Wohlthätiger Frieden von 1648! Du führteft die Ruhe nach Deutfchland zurück; o hättest du auch die Toleranz in deinem Gefolge einführen können! Freylich war dieß die Abficht. Aber zu viel Blut war vergoffen, zu tief war das Papftthum und feine Anhänger gekränkt worden, als daß auf den Befehl des kalten Buchftabens brüderliche Einigkeit und reine Menfchenliebe in die Herzen der zwey Religionsparteyen zurückkehren konnten. So befahl zwar diefer der Uebermacht abgetrogte Friede, daß im Ganzen völlige und gegenseitige Gleichheit der Rechte zwifchen Deutfchlands Einwohnern Statt haben folte *). Aber der Saame der Zwietracht und des Hasses hatte zu tiefe Wurzel gefaft, um ganz vertilgt werden zu können, und man erkannte daher leicht feine Früchte in den einzelnen Bestimmungen des Friedens. Die verföhnlichen evangelifchen Glaubensgenoffen hatten während der Friedensunterhandlung mehrmalen darauf angetragen, daß in jeden

*) I. P. O. art. 5. §. 1. Inter utriusque religionis electores principes, status omnes et singulos fit aequalitas *exacta mutuaque* — ita ut quod uni parti iustum fit, alteri quoque sit iustum.

jeden einzelnen Ländern und Reichstädten völlig freiges stellt werden möchte, von welcher der beyden Religionen jeder Einwohner und Bürger seyn wollte. Aber catholischerseits war man so weit entfernt, darein zu willigen, daß man sich vielmehr den art. 5. S. 36. I. P. O. ausbedung, wodurch es den Landesherren frey gegeben wird, seine Unterthanen, die in anno decretorio keine Religionsübung gehabt hatten, aus dem Lande zu treiben, eine unselige Verordnung, deren grausame Anwendung das Erzbisthum Salzburg noch viele Jahre bereuen wird *)! Die Catholiken konnten den Gedanken nicht fahren lassen, daß die Evangelischen sich mit Gewalt zu ihrer Religion verholten, und sich mit den Waffen in ihre Rechte eingedrängt hatten. Sie glaubten, ihnen so wenig als nur immer möglich zugestehen, und ihnen die engsten Schranken setzen zu müssen, um ihr weiteres Vordringen zu verhindern. Daher athmet denn auch der Friede überall mißtrauischen Argwohn und ängstliche Besorglichkeit, wodurch nichts anders als Intoleranz erzielt werden konnte. Wie weit übrigens diese Intoleranz getrieben werden, wie sie zur Uebertretung und Verspottung aller Gesetze Anlaß geben kann, davon wird man sich am besten überzeugen, wenn man das Verfahren gegen die Reformirten in der Pfalz **), und der sonst so gütigen Kaiserin Theresia unmenschliche Behandlung ihrer Unterthanen in der Transplantationsfache nach Ungarn ***), genauer in Erwägung zieht. Was Wunder, wenn nach

so

*) 1732 war das Jahr, wo viele tausend unglückliche Unterthanen ihr Vaterland verlassen mußten.

**) S. die neueste Religionsverfassung und Religionsstreitigkeiten der Reformirten in der Unterpfalz aus authentischen Quellen. Leipzig 1780.

***) Püsters Entwicklung tom. III. p. 83.

so manchen Beyspielen von Intoleranz von der einen Religionsparthen, die andre oft ein fast ähnliches Betragen beobachtet! Ich könnte mehrere protestantische Länder anführen, wo Herr und Unterthanen von einerley Religion sind, und wo sich die Landschaft deshalb doch Reversalen hat geben lassen, daß kein Catholik eine Landesbedienung erhalten soll, ein Gesetz, das vernünftigen Staatsgrundsätzen völlig zuwider läuft *).

Nichts ist für jeden Staat wichtiger, als die Bestimmungen und Einrichtungen, wodurch der Bürger sowohl gegen Angriffe der Feinde von Außen her, als auch gegen innerliche Unruhen, gegen die Gewaltthätigkeiten seiner Mitbürger, geschützt wird. Und doch gewährt die deutsche Verfassung diesen Schutz nur höchst unvollkommen. Sie hat mit jeder andern föderativen Vereinigung mehrerer kleiner Staaten in ein Ganzes die Schwäche gemein, die nothwendig aus der Verschiedenheit der Meinungen und der Unentschlossenheit in den Maaßregeln entspringen muß. Diese Schwäche wird durch die Langsamkeit der Berathschlagungen auf dem Reichstage in einem solchen Grade vermehrt, daß ein Reichskrieg und eine Reichsarmee Gegenstände des allgemeinen Spottes geworden sind. Gern wollte man sich noch diesen Spott gefallen lassen, wenn die ihn erregende Ursache nicht noch viel betrübtere Folgen hervorbrächte. So ist aber diese durch die Verfassung bewirkte Ohnmacht eines der mächtigsten Reiche in Europa Schuld daran, daß eine Provinz nach der andern von seinem Staatskörper abgerissen wird **),
und

*) Wer noch ein Beyspiel von einer überaus großen Intoleranz kennen lernen will, sehe Müllers Rechtsfälle B. 2. R. 3. p. 699. Es war in dieser Sache Streit über das Wort *arceantur*, im art. 5. §. 35. I. P. O.

***) Frankreich hat seit 1552 an wichtigen Ländern von Deutschland abgerissen: Metz, Loul und Verdun, Franches comtee, Elßaß und Lothringen.

und daß seine Feinde fast bey jedem Kriege bis in das Herz des Reichs, ohne Widerstand zu finden, vordringen können *). Auch die innere Ruhe ist nicht völlig gesichert. Selbsthülfe muß in einem gut eingerichteten Staate mit der schärfsten Strenge geahndet werden. Denn ihre Folge ist beständig Unordnung und Gesetzlosigkeit. Wenn sie auch nicht in allen Fällen abgestellt werden kann **): so muß doch wenigstens dahin gesehen werden, daß sie in die möglich engsten Gränzen eingeschränkt werde. Sollte man es wohl glauben, daß Grundgesetze mehrere Arten von Autodiktie gut heißen könnten? Und doch tritt dieß in Deutschland ein. So ausdrücklich und strenge auch der Landfriede ***) und der westphälische Freyede jede Art von Selbsthülfe untersagt: so finden sich von dieser Regel doch einige wichtige Ausnahmen. So zum Beispiel erlaubt die Wahlcapitulation †) allen Ständen,

D 2

sich

*) Jetzt, da ich dieses schreibe, höre ich eben, daß die Franzosen unter General Custine Worms und Speyer weggenommen haben, und es ist sehr wohl möglich, daß sie bey der Entfernung der combinirten Armeen bis Maynz, Coblenz und noch weiter vorrücken.

**) Dieses ist z. B. nicht thunlich, wenn mir eine so dringende Gefahr für mein Leben oder Eigenthum drohet, daß jeder richterliche Beystand zu spät kommen würde. Dann befinde ich mich für den Augenblick in dem Naturstande, weil ich die Vortheile und die Gesetze der Staatsverfassung zu meiner Rettung nicht anrufen kann. Jede Nothwehr (moderamen inculpatae tutelae) ist eine erlaubte Selbsthülfe.

***) Pax publica 1548 in prooem. §. 1. I. P. O. art. 17. §. 7.

†) Capitul. art. 8. §. 16. und soll daneben einem jeden Churfürsten, Fürsten und Stand, die freye Ritterschaft mit begriffen, erlaubt seyn, sich und die seinigen solcher Beschwerden selbst, so gut er kann, zu erledigen und zu befreyen. S. auch Capitul. art. 8. §. 20.

sich gegen unrechtmäßige Zollbedrückungen eigenmächtig Recht zu verschaffen. Ja der westphälische Friede ist sogar so inconsequent, daß er in einem sehr wichtigen Falle Selbsthülfe gut heißt. Alle und jede Theilhaber des Friedensschlusses sollen verbunden seyn, dessen Inhalt gegen einen jeden zu vertheidigen. Wenn sichs zutrüge, daß irgend etwas dawider vorgenommen würde, so soll der beleidigte Theil dem Beleidiger zwar vor allen Dingen von aller Thätlichkeit abmahnen, und die Sache selbst entweder in Güte oder im Wege Rechtes erörtert werden. Wenn aber auf keine von beyderley Arten die Sache in drey Jahren berichtet wird, sollen alle und jede Theilhaber des Friedens gehalten seyn, dem beleidigten Theile mit vereinigten Rathschlägen und Kräften beyzustehen, und zu Abstellung des Unrechts die Waffen zu ergreifen, sobald der leidende Theil nur anzeigt, daß weder der Weg der Güte noch des Rechts Statt gefunden habe *). Hier ist also Selbsthülfe nach den klaren Worten des Friedens erlaubt. Es könnte daher immer von neuem zu einem bürgerlichen Kriege in Deutschland kommen; und zwar zur schlimmsten Gattung bürgerlicher Kriege, zu einem Religionskriege!

Alle die bisher angeführten Mängel des Reichsstaatsrechts haben doch aber auf den Zustand des mittelbaren deutschen Unterthans keinen so directen Einfluß, daß sie zu allen Zeiten merklich von ihm gefühlt werden könnten. Die

*) I. P. O. art. XVII. §. 6. Müllers Entwicklung tom. 2. p. 145 — 148. Von dieser Stelle ist auch schon einige male Gebrauch gemacht worden, wie z. B. bey den preussischen Repressalien 1719 gegen die pfälzischen Religionsbedrückungen und den hohenlohischen Religionsbeschwerden, wo das corpus evangelicorum 1750 einen ansbachischen Hauptmann mit 104 Grenadieren ins Hohenlohische einrücken ließ. S. auch Strubens Nebenstunden n. 27. von der im westphälischen Friedensschlusse erlaubten Selbsthülfe.

Die Beschaffenheit des Landstaatsrechts muß für ihn immer das Wichtigste in der deutschen Verfassung bleiben, und verspricht ihm diese Beschaffenheit vernünftige Freyheit und fortdauernde Sicherheit der Person und des Eigenthums: so will ich die gerügten Fehler des ganzen Staatskörpers gern vergessen und mich unter dem Schutze einer Constitution glücklich preisen, die mir den Genuß der edelsten Güter der Menschheit, Freyheit und Ruhe, zusichert. Doch auch hiergegen, fürcht' ich, wird sich noch manches einzuwenden finden. Freylich werden mir unsere patriotische Zeloten dieses schwerlich zugeben wollen. Ich weiß sehr wohl, daß sie die einzelne deutsche Landesverfassung über jede andere existirende Constitution, sogar über die brittische erheben. Der Britte, sagen sie, ist frey, weil er nur selbstbewilligte Steuern zahlt, und nur nach selbst gegebenen Gesetzen lebt. Ist dieß bey uns Deutschen nicht auch der Fall? Müssen nicht die Landstände als unsere Repräsentanten oder unser Parlament zu allen Gesetzen und allen Steuern ihre Einwilligung geben, ehe die Verordnungen bindende Kraft für uns bekommen? Und haben wir nicht jenes große Vorrecht, das den Britten völlig fehlt, zu Kaiser und Reich unsere Zuflucht nehmen zu können, wenn uns der Landesherr Unrecht thut? In wiefern diese Behauptungen Wahres sind, werd' ich mich sogleich zu untersuchen bemühen. Vorher erlaube man mir aber noch eine Frage. Das große Palladium der bürgerlichen Freyheit in England ist die habeas corpus Acte. Können wir in Deutschland etwas ähnliches aufweisen? In Deutschland, wo in peinlichen Sachen von den Reichsgerichten keine Hülfe zu erwarten ist *)? Man beantworte mir diese Frage, man

D 3

zeige

*) Bekanntlich wird von peinlichen Sachen, die Leibesstrafe auf sich tragen, außer bey Militärquärelen, keine Appellation von den Reichsgerichten angenommen.

R. I.

zeige mir, daß ich mich geirrt habe, und mit innigem Entzücken will ich meinen Irrthum berichtigen.

Bei Beurtheilung der Güte der deutschen Territorialverfassung will ich so nachsichtig seyn, Reichsstädte und geistliche Länder aus meinem Plane heraus zu lassen. Dem aristocratischen Monstruositäten mancher von den erstern wird hoffentlich nach und nach durch obrichterlichen Ausspruch abgeholfen werden, wie uns die neue Einrichtung der Reichsstadt Achen hievon ein so herrliches Beyispiel giebt, und was die letztern anbetrifft: so rührt ihre zum Theil unglückliche Lage nicht sowohl von schlechten Grundgesetzen, als vielmehr von dem Einflusse der Hierarchie und des Aberglaubens her, wie es C. F. von Moser und Sartori vortreflich auseinander gesetzt haben.

Der deutliche mittelbare Unterthan hat zwey Hauptstützen seiner Freyheit, zwey Hauptquellen, woraus er, wenn er bedrückt wird, Schutz und Beystand schöpfern kann.

Die erste fließt vom Throne zu ihm herab. Glaubt er sich durch die Urtheile der landesherrlichen Rechtscollegien gravirt: so kann er sich an den obersten Richter im Reiche, an den Kaiser, wenden, und ist seine Sache gerecht, so wird er sich von den Reichstribunälen, besonders von dem Reichshofrath, weil hier keine Sache liegen bleibt, der schnellsten und unpartheyischsten Gerechtigkeit zu erfreuen haben. Hat er aber gegen seinen Landesherren selbst Klage, so kann er sich auch hiermit nach gehörig beobachteter Austrägalinstanz an die Reichsgerichte wenden, wo er gewiß Erhörung finden wird. So weit wäre alles recht schön, wenn sich uns nicht unermuthet eine üble Schwierigkeit zeigte. Kann denn auch der Unterthan aus Ländern, denen ein privilegium de non appel-

R. I. 1530. §. 95. O. C. 1555. P. 2. tit. 28. §. 5.
Conc. II. 31. §. 14.

appellando illimitatum ertheilt ist, seine Beschwerden bey den Reichsgerichten vorbringen? Höchstens nur in Nullitätsklagen. Hiermit siele also ein Grundpfeiler der deutschen Freyheit zu Boden, da bey weitem der größte Theil von Teutschland der kaiserlichen obrichterlichen Gewalt in den meisten Fällen entzogen ist. Der mit seinem Ansehen Mißbrauch treibende Landesherr kann doch aber noch vor den Reichsgerichten zur Rechenschaft gezogen werden? In der Theorie freylich, wenn man allenfalls die oben angeführten Länder ausnimmt, deren Fürsten sogar für ihre Person Niemand Red und Rechenschaft geben zu dürfen behaupten. In der Praxis möcht' es aber auch hier ganz anders aussehen. Wie würde in Berlin der Cammerbothe empfangen werden, der sich erkühnte, dem Könige von Preußen ein *mandatum l. c.* zu insinuiren? Die Quelle also, die von oben herabströhm, wird daher nur für sehr wenige deutsche Unterthanen brauchbar seyn können.

Eine zweyte mächtige Brustwehr gegen die zu weit um sich greifende Macht der Landesherren finden die Unterthanen in ihren eignen Mitteln. Die meisten deutschen Länder haben Landstände. Es giebt zwar einige Länder, wo diese fehlen, und die daher weit willkürlicher regiert werden *). Aber dieses sind doch nur sehr wenige. In

D 4

der

*) Von ihnen schreibt Ludolf *symphor. consult. forens. tom. I. conf. 10. p. 326*, quae modomagis herili reguntur. Zu wünschen wäre es, daß in solchen Ländern die Landesherren, um das Wohl ihrer Unterthanen und ihren eignen Vortheil zu befördern, den Beispielen des Grafen Eberhard von Würtemberg und des Fürsten von Schwarzburg folgen möchten, wovon der erstere am Ende des 15ten, und die letztern am Anfange dieses Jahrhunderts freywillig und unaufgefordert Landstände, die vorhin in ihren Territorien nicht vorhanden waren, einführten. S. Götting. *histor. Magazin t. I. St. 1. p. 77.* und Moser von der Reichsstände Lande p. 379.

der Regel hat ein jedes Territorium Landstände, und diese bestehen gewöhnlich aus den drey Classen, der Prälaten, der Ritterschaft und der Städte, obgleich auch hin und wieder eine oder die andere von diesen Classen ausfällt. In wiefern diese Landstände wahre Repräsentanten des Volks genannt werden können, ist nicht außer allen Streit. In der Grafschaft Gera war man mit dieser Benennung so wenig zufrieden, daß es zu einem fiscalischen Prozesse kam, als sich die dortigen Landstände Repräsentanten des ganzen reußischen Volks genannt hatten *). Repräsentanten sind sie alsdann nur, wie es auch schon das Wort angeht, wenn sie die Rechte des ganzen Volks treulich verfechten, seine Wohlfahrt ohne Rücksicht auf Privatsinteresse aus allen Kräften zu vermehren, und jedem Eingriffe des Landesherrn nicht allein in ihre Vorrechte, sondern auch in die Rechte jedes, sogar des ärmsten Unterthanen zu steuern suchen. Daß in Ländern, wo der Landstände Einwilligung nur wegen des Einflusses auf ihre eigne Güter erfordert wird, der Landesherr aber für seine Cammergüter freye Hand hat **), daß in solchen Ländern keine Idee von einer eigentlichen Volksrepräsentation Statt finden kann, versteht sich von selbst. Wenn man aber auch in manchen mit Landständen, und zwar mit Unsehen habenden Landständen versehenen Ländern, den Druck der armen Unterthanen und die Ungerechtigkeiten, die sie leiden müssen, sieht ***), wenn man bedenkt, daß die Landstände,

*) Müllers Beiträge t. I. p. 183.

***) Müllers Beitr. t. I. p. 179. u. f.

***) Ich will bey dieser Gelegenheit nur an die himmelschreyenden fast an türkische Tyrannen gränzende Gewaltthätigkeiten erinnern, die in einigen deutschen Ländern, wo der Landesherr seine Landeskinder verkauft hatte, in den Zeiten des amerikanischen Krieges verübt wurden. Die Landstände hörten den Jammer der Witwen und Waisen, sahen das aus der ungeheuern Entvölkerung (alte Frauen gingen damals

stände, statt sie zu schützen, oft die Erfüllung der unbil-
ligsten Forderungen von ihnen verlangen, und sie durch
langwierige Prozesse ruiniren *): so sollte man fast auf
die Vermuthung kommen, daß in ganz Deutschland, ohne
alle Ausnahme, Landständschaft und Volksrepräsentation
zwey himmelweit verschiedene Dinge wären. Und wenn
wir uns die Wahrheit gestehen wollen: so ist dieses auch
sehr häufig der Fall. Wenn die Landstände eigentliche
Repräsentanten des Volks seyn, und als solche den allges
meinen Willen (la volonté generale im contrât social
von Rousseau) ausdrücken sollten: so müßten sie durch
freie Wahl auf einige Jahre, wie in England und jetzt
in Frankreich, vom Volke ernannt werden. So lange
aber, wie jetzt, die Landtagsfähigkeit bey der landsäßigen
Ritterschaft erblich fortdauert, und die Prälaten und
Städte deputirten von den Fürsten gesetzt oder doch wenig
stens bestätigt werden: so wird sich nicht viel Ersprießli
ches für die Wohlfahrt und die Freyheit der einzelnen
Untertanen hoffen lassen. Der Adel wird dem Landes
herrn für seine Cammergüter gern freye Hände lassen **),

D 5

wenn

maß hinter dem Pfluge) entspringende Werberben, und —
schwiegen!

*) Sollte man es wohl glauben, daß sich in vielen deutschen
Territorien die Ritterschaft weigert, zur Abtragung der aus
feindlichen Contributionssummen entstandenen Schulden mit
beizutragen, sich in dieser Hinsicht auf ihre Steuerprivile
gien beruft, und dem armen tiers état die ganze Last auf
bürden will? Zu einer solchen Zumuthung gehöret entwe
der grobe Unwissenheit, oder unheilbare Herzenshärte. Ter
ritium non datur.

**) In einigen Ländern scheint man erst in neuern Zeiten sich
auf den Fuß gesetzt zu haben, daß Landstände den Landes
herren allenfalls überlassen, was er auch ohne ihre Einwil
ligung in seinen Aemtern und Cammergütern gut findet,
wenn nur ihnen nicht eben das auf ihren Gütern zugemuthet,
odes

wenn dieser ihn dagegen nur in seinem Eigenthume schalten und walten lassen will, und in dieser verderblichen gegenseitigen Connivenz liegt eben die Vernichtung der deutschen Freyheit. Der Prälat wird es nie wagen, sich mit Ernst den Maasregeln seines gnädigsten Fürsten und Herrn zu widersetzen, und der Stadtdeputirte wird selbst mit der größten Standhaftigkeit und dem wärmsten Patriotismus das Interesse seiner Stadt gegen die Uebermacht der beyden höheren Bänke gewiß nicht wahren können *).

Nun, und das Resultat aller dieser Betrachtungen? Soll und kann meiner Meynung nach kein anderes seyn, als die Feststellung des Sages, von dem ich ausgegangen bin, daß Deutschlands Verfassung nicht allein Fehler, sondern auch auffallende, nicht leicht zu bemäntelnde Fehler hat. Sollte aber die Kenntniß dieser Wahrheit den Deutschen wohl zu dem Wunsche berechtigen dürfen, sich eine zweckmäßigere Verfassung verschaffen, oder wohl gar zu einer Revolution mit beytragen zu können? Jeder vernünftige Mensch wird so einen Gedanken gewiß nie haben können. Revolutionen bleiben immer höchst ungewisse, gefährliche und gewagte Arzeneyen, die nur alsdann gebraucht werden müssen, wenn der Staatskörper über dem Abgrunde des Verderbens schwebt, und sich kein anderes Mittel mehr zeigt, ihn aus dieser gefährlichen Lage fortzureißen. Vielleicht mag dieses bey Frankreich der Fall gewesen seyn. Und doch werden die Franzosen gewiß noch

oder auch ihnen wiederum desto mehrere Freyheit mit dem Ubrigen nach Willkühr zu verfahren gelassen wird. Nach diesen Grundsätzen scheint z. B. der Mecklenburgische Landesgrundvergleich im Jahre 1755 größtentheils eingerichtet zu seyn.

*) Dieß ist ein Hauptgrund des Verfalls der deutschen Städte seit dem westphälischen Frieden. S. Pütters Entwicklung t. II. p. 199. u. f.

noch manchen Seufzer darüber austofsen, daß sie ein Gebäude niedergerissen haben, ehe sie die gewisse Aussicht hatten, ein besseres und dauerhafteres aufzuführen zu können. Bey uns aber ist das Verhältniß ganz verschieden. Deutschlands Constitution hat unlängbar große Mängel; welche Constitution in der wirklichen Welt wäre auch frey davon? Dagegen hat sie aber so viel Vortrefliches, und gewährt uns so große Vorzüge, daß es schwarze Undankbarkeit seyn würde, sie nicht aus allen Kräften vertheidigen und aufrecht halten zu wollen. Man vergesse doch ja nicht, daß durch die Eigenheit der deutschen Verfassung, durch diese Zerstückelung eines großen Reichs in so viele Theile, und durch diese fast zahllose Menge von kleinen regierenden Fürsten, über die der unwissende Ausländer so gern witzelt; die ächte Aufklärung unendlich gewonnen hat *), daß wir diesen Ursachen eine so hohe Denk- und Pressfreyheit verdanken, wie man sie in wenigen Reichern in Europa antrifft, und daß die oft nur wenige Stunden von einander entfernten deutschen Residenzen und Universitäten einen edeln Wetzeifer entflammt haben, der unsere Landsleute die rühmlichsten Fortschritte in den Wissenschaften hat machen lassen, und sie dem leuchtenden Ziele der geistigen Vortreflichkeiten vielleicht früher, als irgend eine andere Nation, nahe zu bringen verspricht.

Man erlaube mir noch eine Bemerkung, ehe ich schließe. Es würde thöricht seyn, behaupten zu wollen, daß nicht von der Güte einer Constitution die Wohlfahrt eines Volks beträchtlich abhänge. Es ist wohl außer allen Streit, daß eine gute, freye Verfassung die Nation veredeln, so wie eine schlechte, slavische sie herabwürdigen kann. Doch würde man sich gewiß ausnehmend

irren,

*) Hierüber, wie über manche andere Vorzüglichkeiten der deutschen Verfassung, sehe man eine trefflich geschriebene Stelle in der Monarchie prussienne t. III. gegen das Ende.

iren, wenn man glauben wollte, daß eine Staatsverfassung ausfindig gemacht werden könnte, die ihre innere Stärke und ihren Werth einzig und allein aus sich selbst hernähme. Nein; der Geist des Volks, der ächte Sinn für Recht und Unrecht, und das rege Streben, ersteres aufrecht zu erhalten, und letzteres von sich abzuwehren, muß einer Verfassung Dauer geben; und ihren Wirkungen und Folgen den Stempel der Vortreflichkeit aufdrücken; ohne diesen Sinn aber sind alle noch so bündig gefasste Verfassungen doch nicht viel mehr als Spielwerke. Es würde leicht seyn, zu zeigen, wie die politische Freyheit in Großbritannien (und was ist die bürgerliche Freyheit, wenn die politische erst einmal dahin ist?) nicht sowohl durch die englische Constitution als durch den edeln Geist des Volks aufrecht erhalten wird *). Gebt dem Türken englische Grundgesetze — der erste Tyrann wird sie

*) Die executive Gewalt befindet sich in England in den Händen des Königs, die gesetzgebende hingegen bey dem König und seinen Repräsentanten. Im Oberhause hat der König 26 geistliche Lords, die beständig, und zwar aus sehr berechtiglichen Gründen, auf der Seite der Krone sind. Eine Menge andere Peers haben Bedienungen, die sie alle vom Könige empfangen haben, dem sie daher aus Dankbarkeit in allen seinen Vorschlägen bestimmen. Sollten ihm diese beyden Umstände im Oberhause die Majorität noch nicht verschaffen können, wer hindert ihn dann, allen seinen Creaturen peerages zu schenken? Das Oberhaus kann immer dahin gebracht werden, für die Krone zu stimmen. Daß dieses aber auch bey dem Unterhause der Fall ist, lehrt eine lange Erfahrung, und läßt sich auch leicht a priori einsehen, wenn man die Hülfsmittel des Königs kennt. Oberhaus und Unterhaus sollen aber die politische Freyheit des Reichs schützen; sind es feile Despotenrechte: so besitzt der König eine völlig arbiträre Macht, und er kann nur, entweder durch eigne Gerechtigkeitsliebe, oder durch Furcht vor dem Volke, von Eingriffen in die Rechte der Unterthanen abgehalten werden. In diesem Falle wäre aber die englische Constitution und Dänemarks *lex regia* in facto völlig einerley.

sie zu umgehen wissen, und die alte Sklaverey wieder herstellen, wenn die Freyheit auch noch in der Sprache des Gesetzes fort dauert. Versetzt die Engländer unter das Joch der Tyrannen — und der Herrscher wird seinen eisernen Zepter nicht zu gebrauchen wagen, und ihn freywillig mit einem gelindern vertauschen.

Nein, meine deutsche Mitbürger, unsere Verfassung macht uns gewiß nicht zu Sklaven. Sind wir es: so hat uns unsere eigne feige Furchtsamkeit und unsere kriechende Schmeicheley und Nachgiebigkeit dazu erniedrigt! Wären wir, was wir seyn sollten, gute Patrioten, das heißt, Männer, die, ohne von Freyheitschwindel und Anarchiegeiste angesteckt zu seyn, ihren Landesherren ehren, so lange er innerhalb des Gesetzes bleibt, aber sich ihm auch mit dreister Stirne widersetzen, wenn er es zu kränken wagt: so würden uns unsere Fürsten achten, und uns gewiß nicht mehr zumuthen, als eine edle Menschheit zu ertragen vermag. So lange sich aber der Fürst von knechtischen Höflingen und Råthen *) umgeben sieht, die jeder seiner Maßregeln Beyfall zuwinken, und für den Land eines Sterns oder den Genuß einer Pfürnde die Freyheit und Wohlfahrt des Unterthans verkaufen: so darf man sich nicht wundern, wenn man noch hin und wieder Abscheulichkeiten vorgehen sieht, deren Begehung wahrlich nicht im Sinne der deutschen Verfassung liegt, sondern ihr vielmehr durch Uebertretung ihrer heiligsten Gesetze dreisten Hohn spricht.

*) Wie viele solche Menschen könnte man in fast allen deutschen Ländern nennen! Aber frenlich würde man sich dann der Behandlung gewärtigen müssen, die Amelot befürchtete. Je serois lapidé, schreibt er, si je nommois une centaine des familles florissantes, qui doivent toute leur grandeur à la trahison de la cause publique. Mem. tom. I. p. 257.

III.

Ist die deutsche Verfassung dem inländischen Handel und der Aufnahme der Manufacturen schädlich oder nützlich?

Communiter bona profundere, deum est.

Schon unsere Regierungsform scheint der Handlung nicht vorzüglich günstig zu seyn. Deutschland ist nicht nur, als ein Reich betrachtet, eine Monarchie, sondern auch die meisten der kleinen deutschen Territorien haben diese Regierungsform. Nun behauptet aber Montesquieu, daß die Triebfeder, wodurch die Monarchie in den Gang gesetzt wird, die Ehre ist *). Hierunter versteht er aber keinesweges die wahre Ehre, das Recht, das sich der Mensch auf die gute Meynung und die Achtung seiner Nebenmenschen durch seine Rechtschaffenheit und Tugend zu verschaffen bemüht. Die Ehre einer Monarchie ist von dieser philosophischen, von dieser ächten Ehre außerordentlich verschieden. Man kann im moralischen Verstande ein Mann von Ehre seyn, ohne dafür in der Monarchie gehalten zu werden. Hier gelten die Menschen nicht nach ihrem innerlichen Werthe, sondern nach dem äußern Ehrenzeichen, das ihnen der Monarch beylegt. Dieß ist dann eine idealische, keine reelle Ehre, die aber bey dem großen Haufen, der durch die Künste der Alleinherrschaft schon einmal bethört ist, dieselbe und

oft

*) L'esprit des loix l. III. c. 6.

oft noch eine größere Wirkung hervorbringt. Wir dürfen uns hierüber nicht wundern, denn wir sehen alle Tage, daß der Staat uns noch ganz andere Dinge glauben macht, die wir auch geduldig annehmen, und uns darnach richten, obgleich wir sie in unserm Herzen für falsch halten. Wie oft hat es sich nicht ereignet, daß der Staat Münzen geschlagen hat, die an innerlichem Gehalte nicht halb so viel werth waren, als auf dem Gepräge angegeben war? Da der Monarch aber durch sein Machtwort schlechte Münzen zu guten erhöhen, oder sie wenigstens dafür gelten machen kann: so läßt sich die Operation allenfalls auch erklären, wie schlechte Menschen auf sein Geheiß zu Männern von Ehre umgeschaffen werden können. Kurz, die Ehre einer Monarchie ist nicht, wie die moralische Ehre, die gute Meynung, die unsere Nebenmenschen von uns haben; sie ist die gute Meynung, die die Monarchie von uns hat *). Diese gute Meynung, die ein Monarch für einen seiner Untertanen hat, kann er aber durch nichts so kräftig an den Tag legen, als durch ein Amt, einen Titel, eine Würde, die er ihm verleiht. In einer Monarchie werden also die Menschen nach nichts so begierig seyn, und um nichts so große Aufopferungen machen, als um ein solches Ehrenzeichen zu erlangen.

Mag Montesquieu's Grundsatz, daß Ehre die Triebfeder der Monarchie ist, auf andere Reiche auch nicht passen, auf Deutschland paßt er gewiß. Von den höchsten bis zu den niedrigsten Classen ist niemand bey uns geacht

*) L'honneur, c'est à dire le préjugé de chaque personne et de chaque condition prend la place de la vertu politique et la represente partout. *Montesquieu l. c. et c. 7.* Il est vrai, que philosophiquement parlant, c'est un honneur faux, qui conduit toutes les parties de l'état: mais cet honneur faux et aussi utile au public, que le vrai le seroit aux particuliers, qui pourroient l'avoir.

geachtet, und niemand mit seinem Schicksale recht vollkommen zufrieden, bis er vom Fürsten erst zu einem achtungswürdigen Mitgliede der Gesellschaft umgeschaffen wird *). Es ist daher auch ganz natürlich, daß ein jeder so viel als möglich diese Vorzüge zu erlangen sucht. Unmöglich kann dieser allgemeine Geist, der Handlung und der Industrie sehr erprießlich seyn. Man sieht daher auch, daß unsere deutsche Staaten, die sich mehr der republikanischen als der monarchischen Regierungsform nähern, und wo der Talisman der falschen Ehre nicht so mächtig zu wirken im Stande ist, einen weit ausgetreiteten Handel treiben und viel blühendere Manufacturen hervorbringen, als unsere kleinen Monarchien **). Hier strebt alles nach Staatsbedienungen und Titeln. Sogar Reichthümer haben ohne sie keinen Werth. Der Edelmann überläßt sein Gut den räuberischen Händen eines Verwalters oder Pächters, vernachlässigt das Wohl seiner Bauern und die Vermehrung seiner Einkünfte **),
und

*) Daß keine Regel noch so umfassend und sicher ist, von der es doch nicht Ausnahmen gebe, brauch ich wohl nicht zu erinnern.

**) Man wende mir nicht ein, daß Hamburgs, Lübeck's und Bremens Flor aus andern Gründen entsiehe. Ich weiß sehr wohl, daß dies zum Theil wenigstens der Fall ist; aber weßhalb sind denn Augsburg und Frankfurth nach jenen die reichsten Handelsstädte in Deutschland? Weßwegen blüheren Nürnberg, Regensburg und Ulm, ehe die Aristokratie ihren Wohlstand vernichtete?

***) Die fleißige Bestellung des Landes ist die Mutter aller Betriebsamkeit. In einem Staate, wo der Ackerbau blühet, werden Handlung und Manufacturen mit gleich starken Schritten fortgehen. Welcher großen Verbesserung unser Ackerbau aber noch fähig ist, kann man am besten einsehen, wenn man ihn mit dem englischen vergleicht. Diese Verbesserungen werden nie vorgenommen werden können, so lange

und eilt in die Residenz, wo er für einen Schlüssel oder einen Stern seine Freyheit verkauft *).

Hiermit will ich gar nicht sagen, daß alle Edelleute ihre Güter anbauen und ohne Bedienungen bleiben sollen. Dieß geht nicht, theils weil viele Edelleute, z. B. fast alle jüngere Brüder, keine Güter haben, theils auch weil der Staat zu Besetzung der Aemter Bediente braucht, die auch allerdings aus dem Adel genommen werden können, wenn der zu Erwählende übrigens die erforderlichen Fähigkeiten besitzt. Blicke dieses Bestreben nach Aemtern und Würden innerhalb dieser Gränzen: so wäre es gar nicht tadelnswürdig, und die Industrie würde darunter nicht leiden. So aber, da fast kein Edelmann ohne Titel und Ehrenstellen leben kann, und sich sogar die Reichsten zu Hofdiensten herablassen, wie können da der Ackerbau und die Producte der Erde (der größte und eigentlich einzige

lange der Gutsbesitzer, der Edelmann nicht selbst Oekonomie treibt und studirt. Der Pächter und der Bauer will und kann nicht daran denken, Versuche und Neuerungen vorzunehmen.

*) Bey der ins unzählbare gehenden Menge des Adels in Deutschland ist ein solcher unerfättlicher Hunger nach Diensten, Aemtern und Titeln, daß ein Edelmann, der nicht ein solches Schild an sich hängen hat, seiner Verachtung gewiß genug seyn kann. Kaum kann in manchen Gegenden ein ehrlicher Edelmann, dessen Vater sich wohl befunden hat, nur sein eigener Herr zu seyn, eine Frau mehr bekommen, bevor er sich legitimiren kann, daß er ein Knecht eines andern Herrn sey. Wie erhaben denkt dagegen ein Britte! Der Charakter eines freyen Mannes geht ihm über allen Rang und Titel, und man hat in England so viel Mühe, solche Leute zu Diensten des Staats zu bewegen, als man andermwärts Mühe hat, einen zu überzeugen, welches Kleinod die Freyheit und Unabhängigkeit sey. E. J. von Mosers Beherzigungen p. 465.

einziges Reichthum eines Landes) gedeihen? Der nehmliche Fall tritt bey dem Kaufmann und dem Fabrikanten ein. Dieser, der deutlich sieht, wie wenig Ehre er in seinem gegenwärtigen Stande genießt, wird entweder alles anwenden, um diesen Stand zu verlassen *), und sich zu einem angesehenern empor zu schwingen, oder wenn er dieses nicht zu bewirken im Stande ist, so wird er doch wenigstens seine Kinder in eine bessere Lage zu versetzen, und sie nicht zu Kaufleuten oder Manufacturiers, sondern zu Staatsdienern zu erziehen suchen. Daß die Befoldeten ihre Söhne zu ihren Nachfolgern in der Bedienung bestimmen, und sogar durch ihre Dienste ein Recht auf die Befriedigung dieser Forderung erlangt zu haben glauben, ist sehr begreiflich. Auch der Handwerksmann wird durch die anscheinenden Vortheile und Vorzüge eines Amtes zuweilen verleitet werden, daß er einen von seinen Söhnen dem Dienste des Staates widmet, seiner Handthierung einen geschickten Arbeiter entziehet, und auf diese Art die Summe der allgemeinen Betriebsamkeit vermindert. Mit einem Worte, sobald die Eigenschaft eines rechtschaffenen und gebildeten Mannes in einem Lande nicht hinreichend ist, um überall geachtet und wohl aufgenommen zu werden, sondern vielmehr hierzu noch ein Titel erforderlich ist: so wird der Handel da auch unmöglich ein großes Glück machen können.

Diese Sucht nach Titeln und Ehrenstellen in Deutschland ist der Industrie zwar äußerst schädlich, doch würde sie vielleicht nach und nach vermindert werden, wenn sie weniger Nahrung fände, nicht mit so großer Leichtigkeit befries

*) Bey solchen Gesinnungen der Handeltreibenden wird der Handel auch nicht gewinnen. Denn der Handel erhält sich nur durch diejenigen, die im Stande sind, ihn aufzugeben. Der einzige Ehrgeiz des Kaufmanns muß darinn bestehen, seinen Handel immer mehr zu erweitern.

befriedigt werden könnte, und nicht noch andere Ursachen hinzukämen, um sie anzufachen. Die unzählige Anzahl von zum Theile *) unnützen Bedienungen, sind für den Staat in doppelter Hinsicht nachtheilig; erstlich vermehren sie die Ausgaben, und zwingen den fleißigen Bürger, unnütze Kostgänger mit seinem sauer verdienten Gelde zu erhalten, und zweitens rauben sie der Gesellschaft eine Menge arbeitsamer Hände.

Man wird vielleicht sagen, daß doch auf die Art viele Menschen ernährt werden, die sich sonst schwerlich würden durchbringen können. Aber dieses letztere scheint mir eine völlig ungegründete Voraussetzung zu seyn. Wenn ein Land nicht überbevölkert ist (und wo tritt dieser Fall jetzt ein?): so bietet es seinen fleißigen Bewohnern genug Hülfsmittel an, um sich durch eigne Kräfte, nicht durch fremden Beystand, zu unterhalten. Wenn die Classe der Besoldeten bey uns eingeschränkter wäre, so würde die Nothwendigkeit, etwas zu unternehmen, um zu leben, Emsigkeit hervorbringen und Gewerbe erzeugen. Mancher von den Besoldeten, die etwas Land besitzen, würde, statt es un- oder doch wenigstens schlecht bebauet liegen zu lassen, es selbst bauen. So aber, da sich in den Bedienungen den weniger thätigen Menschen eine so leichte Gelegenheit zeigt, ein ganz gutes Auskommen fast ohne anstrengende Arbeit zu verdienen, werden sie gewiß nicht

E 2

auf

*) Fast wäre ich geneigt zu saagen, größtentheils; es ist unbegreiflich, wie viel unnütze Diener fast in ganz Deutschland bey der Verwaltung der Domänen und Kammergüter angezsetzt sind. In Baiern ist ihr Name Legion. Landgraf Philip der Großmüthige von Hessen hatte nur einen Cansler, einen Doctor und einen Secretär, und mit diesen drey Bedienten verfab er alle Geschäfte seines weiträumigen Landes und die schmalcalber Bundesfachen. Wie unendlich hat sich seit der Zeit mancher geändert! Siehe C. F. von Mosers deutsches Hofrecht Th. I. p. 28 — 31.

auf schwere und weitläufige Handelsunternehmungen oder industriöse Erfindungen sinnen, sondern vielmehr den gebahntern Weg einschlagen, ohne sich auf den rauheren zu begeben. Es ist der trägen Natur des Menschen angemessen, eine gewisse jährliche Einnahme, die er mit leichter Mühe gewinnt, unsichern Speculationen und beschwerlichen Landarbeiten vorzuziehen. Dazu kommt noch, daß die Jahre, wo man den Handel oder ein Handwerk erlernt, gar nicht die angenehmsten und mit den akademischen Jahren gewiß in keiner Hinsicht zu vergleichen sind. In Deutschland ist es daher leicht zu erklären, daß ein jeder nach einem Amte strebt, und die Menge dieser Aemter bringt auf die Industrie unsers Reichs denselben ungeligen Einfluß hervor, den die Leichtigkeit, womit man sich ehemals Leibrenten kaufen konnte, in Frankreich zur Folge gehabt hat *).

Die Zerstückelung unsers Vaterlandes in so erstaunlich viel kleine Länder, die alle von einander der Regel nach völlig unabhängig sind, ist dem inländischen Handel gewiß gar nicht vortheilhaft. Wenn die Waaren auf eine leichte, bequeme, sichere und wohlfeile Art von einer Gegend nach der andern fortgeschafft werden können; so wird der Verkehr unter den Menschen immer mehr zunehmen. Wie unbedeutend war nicht der Handel nach Ostindien, ehe noch Vasco de Gama's Feuerblick den Weg um das Vorgebürge der guten Hoffnung ausgespähete hatte. Aber auch Bewohner eines Königreichs werden durch dergleichen Erleichterungen zu immer größerer gegenseitigen Handlung aufgemuntert. Je häufiger, besser und bequemer Canäle und Heerstraßen in einem Lande sind, je stärker wird auch die Industrie werden. Holland und England können uns ein auffallendes Beispiel von dieser

Wahrz

*) La Monarchie prussienne par le Comte de Mirabeau t. II. P. 467.

Wahrheit anbieten. Schon in den ältesten Zeiten sind große Männer davon überzeugt gewesen, und haben ihr in ihren Unternehmungen nachzukommen gesucht. Carl der Große suchte unter andern Anstalten, die Handlung auch durch einen Canal zu heben, der in der Graffschaft Pappenheim 793 zu graben angefangen wurde, und der die Ulmühl mit der Rednig und durch diese beyden Flüsse die Donau mit dem Mayne und Rheine vereinigen sollte. Obgleich man von diesem Werke noch Spuren findet: so kam es doch nicht zu Stande. Als in Deutschland die kaiserliche Gewalt geschwächt, und unter die sich indessen zu Landesherren emporgeschwungenen Statthalter getheilt wurde, war an so große, auf die allgemeine Wohlfahrt abzweckende Werke gar nicht mehr zu denken. Ein jeder Fürst sorgte jetzt höchstens nur noch für sein kleines Land und für die Mittel, wie in diesem der Handel begünstigt werden konnte. Aus gemeinnützigen Anstalten, die auf das ganze Reich Bezug hatten, wurde wenig gemacht, weil es sich oft zutrug, daß dieß allgemeine Interesse dem ersten Anscheine nach dem Privatvorteile völlig zuwider war. Wir dürfen es daher gar nicht überraschend finden, wenn wir von Canälen fast gar keine Spuren bey uns antreffen, und die großen Heerstraßen oft in dem elendesten Zustande sehen. Was hat ein kleiner Reichsgraf, oder gar ein Reichsritter davon, wenn er seine Einkünfte durch den Chausseebau in seinem Territorio erschöpft, da er doch weiß, daß sein gutes Beyspiel auf seine mächtige Nachbarn keine Wirkung hervorbringen wird? Freylich wäre es von dem Patriotismus unserer Reichsstände zu wünschen, daß sie sich sämtlich vereinigten, durch Anlegung von Canälen, oder doch wenigstens von guten Heerstraßen für das ganze Reich, und folglich auch, wenn gleich mehr oder weniger, für ihre eignen Länder einen so unendlich großen Nutzen hervorzubringen. So lange

aber nichts geschieht, wodurch dieser Wunsch seiner Erfüllung näher gebracht werden kann, wird man noch immer dem Deutschen mit Recht seinen Mangel an Gemeinsinn (public spirit) vorwerfen können. Doch ist er hierinn einigermaßen zu entschuldigen. Wenn er bloß Hannoveraner, Braunschweiger, Baiern u. s. w. ist, und über sein specielles Vaterland sein allgemeines — Deutschland — zu vergessen scheint, an wem liegt es, als an seinen Fürsten, die ihm nicht oft und deutlich genug die genaue Verbindung des ersten mit dem letztern fühlbar machen? Wenn er täglich sieht, daß man zwar in einigen gut regierten Staaten das specielle Vaterland sorgfältig hegt, für das allgemeine aber auch nicht das geringste thut, wodurch sein Glanz und seine Macht vermehrt werden könnte, muß er da nicht auf den Wahn fallen, daß er nur jenem, nicht aber diesem angehöre? Und muß da nicht das Band, das ihn mit Deutschland verknüpft, immer schlaffer, und zuletzt alle ächte Vaterlandsliebe ersüßt werden? Nur durch gemeinnützige Anstalten ist dieser schon halb verglimmte Funke wieder anzufachen. Und dieses ist um so sehnlicher zu wünschen, da hierdurch das allgemeine Beste so erstaunlich gewinnen würde.

Wären in Deutschland durchgängig gute Heerstraßen: so würde der inländische Handel gewiß ausnehmende Fortschritte machen. So lange aber die Zerstückelung dieses Reichs in so manche kleine Länder diesen und ähnlichen Anlagen hinderlich ist: so muß man diese Zerstückelung zu einem Haupthindernisse rechnen, das unsere Verfassung der Ausbreitung des Handels in den Weg legt.

Diese Vertheilung unsers Vaterlandes in so viele von einander abgeforderte, zum Theil ausnehmend kleine Provinzen, bringt noch außerdem mancherley Wirkungen hervor, die nicht immer zur Beförderung der Glückseligkeit des Untertanen dienen. Es war eine Zeit in Deutsch-

land,

land, wo der unbedeutendste Fürst sich ein kleiner Louis XIV. zu seyn einbildete, und nach diesem Zuschnitte zum größten Verderben seines Landes alle seine Maasregeln einrichtete *). Es war wieder eine andere Zeit, wo der größere Haufe der deutschen Regenten dem Beispiele des großen Friedrichs nachsäffte, alles auf einen kriegerischen Fuß feste, und ihren Armeen von 40 oder 50 Mann die Wohlfahrt des Landes nachsetzte. Dank sey es dem Schutzgeiste der deutschen Nation, daß diese Zeiten vorüber sind; aber ich befürchte, daß, wenn diese Thorheiten gleich mit der bessern Einsicht zugleich verschwanden, dagegen eben so verderbliche Schwachheiten, obgleich von einer verschiednen Natur, sich an ihre Stelle gedrängt haben. Manche von unsern kleinen großen Herren fühlen zu viel Thätigkeit, zu viel Energie, zu viel Wirkungskraft in sich, als daß dieser Trieb, wenn er nicht gehörig beschränkt wird, in der engen Sphäre, die ihnen die Vorsehung angewiesen hat, nicht verwüsten und zerstören sollte. Diese Herren fehlen aber aus der besten Absicht, und man möchte ihnen daher gern stündlich die goldne Regel zurufen — nicht gar zu viel zu regieren. Der gepriesenen Spiegelscherey der Regentenkünste, womit man sich so gern das Ansehen der einzigen Seele in der Staatsmaschine giebt, müssen sich die Fürsten und ihre Minister so viel als möglich enthalten. Es gehört freylich ein entscheidendes Maasß von gutem Willen, und ein etwas seltener,

E 4

tener,

*.) La plus part des petits princes, et nommement ceux d'Allemagne se ruinent par la depense excessive a proportion de leurs revenus, que leur fait faire l'yyresse de leur vain grandeur; ils s'abiment pour soutenir l'honneur de leur maison, et ils prennent par vanité le chemin de la misere; il n'y a pas jusqu'au cadet du cadet d'une ligne appanagée, qui ne s' imagine d' être quelque chose de semblable a Louis XIV.; il batit son Versailles; il a ses maitresses; il entretient ses Armées. *Antimachiavel* ch. 10.

tener, selbst bey guten Menschen, wenn sie Macht in den Händen haben, ungewöhnlicher Grad der Selbstverläugnung dazu, um nicht zur Unzeit wirken zu wollen, und sich lediglich darauf einzuschränken, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche der freyen willkührlichen Thätigkeit eines jeden Bürgers im Staate entgegen stehen. Aber doch ist dieses unumgänglich nöthig, und wenn der Fürst gar nichts der natürlichen Freyheit seiner Unterthanen überlassen, und sogar ihre gleichyültigsten Handlungen durch Cabinetsbefehle und Polliceyverfügungen *) modeln und einschränken will: so wird er den Geist seines Volks herabwürdigen, seine Industrie lähmen und gewiß sehr wenig Nützliches und Großes hervorbringen **). Bey keinem Theile der Staatsverwaltung machen

*) Schlosser sagt an einem Orte seiner Schriften sehr gut, daß die Pollicey in den Händen eines weisen und gerechten Fürsten der kostbarste Stein in seinem Diademe, in den Händen eines unvernünftigen und tyrannischen aber ein wahrer Höllenstein (lapis infernalis) sey.

**) Die Einsicht des Regenten sey noch so vortreflich, sobald er es nach derselben versucht, die Menschen auf einem Wege, den sie selbst sich nicht wählten, vor sich hinzureiben, sobald erfährt er auch, daß die eigenen Lebenskräfte in seiner Staatsmaschine stocken oder schlafen, die Wirkung schlechterdings nicht hervorbringen, die erfolgt seyn würde, wenn er nicht den verwandten Geist in jedem seiner Brüder verkannt, und zu einer ungeziemenden Knechtschaft verurtheilt hätte. Es ist wahr, die Summe des Guten, das in der Welt geschieht, ist immer unter unserer Erwartung, aber sicherlich ist sie die kleinste, wo man sich vorsetzt, eine große zu erzwingen. Durch das Uebermaaß alles Positiven verfundigen sich die Regierungsformen an dem Menschenge schlechte. Durch die ins Unendliche vervielfältigten Gesetze und landesherrlichen Verordnungen, so gut es oft damit gemeint seyn mag, und durch jene, durch Schmeichler und Parasiten so gepriesene Kleingeisterey der Fürsten, die mit uners

machen diese Grundsätze ihre Wahrheit unumsföhllicher geltend als bey dem Handel und den Manufacturen. Die Regierung sollte eigentlich weiter nichts thun als den Handel beschützen, und ihm dann seinen freyen Lauf lassen. Unter hundert Verordnungen und Statuten zur bessern Einrichtung und zur angeblich nützlichen Beschränkung des Handels sind gewiß neunzig eben so viel politische Verstöße gewesen. Als Colbert einige verdienstvolle alte Kaufleute zu sich kommen ließ, und sich ihre Meynung ausbat, wie er die Handlung des Königreichs wohl am kräftigsten befördern könnte, so war ihre einzige Antwort nach einigem Bedenken: Laissez nous faire. Und in der That liegt in diesem Rathe weit mehr Klugheit als bey dem ersten Anblicke scheinen möchte.

Ganz freyer Handel *) sowohl in Hinsicht der Ausfuhr als der Einfuhr, frey von indirecten Auflagen und Monopolen, frey in Hinsicht der Sachen, die aus: oder eingeführt, und des Landes, wohin sie aus: oder woher sie eingeführt werden, unbedingte, durch keine nothwendig gemachte Concessionen erschwerte Erlaubniß, Manufacturen wann, wo und wie anzulegen, sind die eben so sichern Mittel, ein Land blühend zu machen, und seine Industrie zu heben, wie die Befolgung gegenseitiger Maaßregeln z. B. ausschließliche Privilegien, Verbot der Ausfuhr der rohen Landesproducte und der Einfuhr verarbeit

E 5

unermüdeter Sorgfalt in eines jeden Bürgers Topf gucken, oder gar sich um seine Meynungen und Gedanken bekümmern, richten die Regenten allmählig, ohne es selbst zu wollen, ihre Staaten zu Grunde, indem sie die freye Betriebsamkeit des Bürgers hemmen, mit welcher zugleich die Entwicklung aller Geistesfähigkeiten aufhört. Forsters Ansichten t. II. p. 110 et 111.

*) La vraie maxime est de n'esclure aucune nation de son commerce sans de grandes raisons. *Montesquieu l. c. liv. XX. c. 9.*

arbeiteter Fabrikate u. s. w. gewiß der sichere und unfehlbare Weg ist, alle Betriebsamkeit zu erlödten *). In wie vielen deutschen Staaten sieht man aber, daß diese richtigen Grundsätze angenommen sind? Leider, nur in sehr wenigen! Fast überall findet man das Recht der höchsten Oberaufsicht mit dem daraus entspringenden Rechte, Concessionen zu verleihen oder zu versagen, zu einem Grade getrieben, der sich, ohne Eingriffe in die natürliche Freiheit der Unterthanen und ohne Uebertretung der billigen und vernünftigen Principien des allgemeinen Staatsrechts, gar nicht erklären läßt. Fast überall findet man die Einfuhr fremder Fabrikatwaaren, wo nicht völlig untersagt, doch wenigstens durch schwere Zimposten **) gefesselt. Fast überall zeigen sich endlich unserm unwilligen

*) Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit dieser ewig wahren und unwandelbaren Grundsätze näher aus einander zu setzen und zu beweisen. Wer sich genauer damit bekannt machen will, sehe la Monarchie prussienne I. IV., V. et VI. und eine vorzüglich schätzbare Abhandlung des Obristlieutenants Mauvillon, im zweyten Theile seiner Aufsätze aus der Staatskunst. n. I.

**) Es giebt in der Politik und im Staatsrechte, wie in der Moral, ganz sonderbare Widersprüche. Die Lehre von den Zimposten in Deutschland kann auch in dieß Capitel gezählt werden. Es ist bekannt, daß in Ländern, die Stände haben, kein Fürst neue oder größere Steuern von seinen Unterthanen ohne Bewilligung der Stände erheben kann, als die ihm durch den §. 180. R. I. N. und die kaiserliche Erklärung von 1670 zugestanden sind, oder er auch sonst hergebracht haben möchte. V. Corp. Jur. publ. p. 1077. sq. Von dieser Regel scheint aber in Hinsicht der Zimposten eine stillschweigende Ausnahme gemacht zu seyn. Diese darf der Fürst auf fremde Fabrikwaaren zur Beförderung der einheimischen Industrie immer, auch ohne Bewilligung der Stände, auflegen. Und sind denn Zimposten etwa etwas anders, als indirecte Steuern? S. Pütter's Rechtsfälle B. 3. Th. 3. p. 606 — 614.

gen Blicke — es wird mir schwer, es niederschreiben zu müssen — Monopolien. Diese Monopolien können von zweyerley Gattungen seyn: sie werden entweder einem Particulier oder einer Gesellschaft in der Absicht ertheilt, daß sie einen Zweig der Handlung, oder der Nahrung im Allgemeinen ausschließlich betreiben und jedem andern Bürger davon abhalten sollen; und für dieses ertheilte Recht wird dann gewöhnlich eine beträchtliche Summe an den Fiscus bezahlt; oder der Landesfürst reißt auch einige Handlungsobjecte oder einige Waaren an sich, läßt sie auf seine Rechnung betreiben oder bearbeiten, und sucht hierauf aus ihrem Verkaufe einen Vortheil zu ziehen. Wie unziemend eine solche Speculation für einen Fürsten ist, fühlte schon der Kaiser Theophilus *); daß aber überhaupt fast jeder Gebrauch der Monopolien nicht allein ungerecht, sondern auch schädlich, verwerflich, und in manchen Fällen abscheulich ist, ist außer allem Zweifel **); wie sehr wäre es daher zu wünschen, daß sich unsere Reichsgesetze nicht bloß darauf eingeschränkt hätten, dem Kaiser das Recht zu nehmen ***), Monopolien zum Nachtheile

*) Theophile voyant un vaisseau, où il y avoit des marchandises pour la femme Theodora, le fit bruler. Le suis empereur, lui dit il, et vous me faites patron de galere. En quoi les pauvres gens pourroient ils gagner leur vie, si nous faisons encore leur métier? Il auroit pu ajouter: qui pourra nous reprimer, si nous faisons des monopoles? Qui nous obligera de remplir nos engagements? Ce commerce que nous faisons, les courtisans voudront le faire; ils seront plus avides et plus injutes que nous. Le peuple a de la confiance en notre justice, il n'en a point en notre opulence: tant d'impôts, qui font la misere, sont des preuves certaines de la notre. *Montesquieu l. c. l. XX. c. 19.*

**) Le Trosne Lehrbegriff der Staatsordnung Th. I. Abh. X. u. Th. II. S. VIII.

***) Capitul. art. 7. §. 3.

theile der Reichsstände zu erteilen, sondern daß sie vielmehr diese ganze Einrichtung für jeden Fürsten untersagt, und die Landeshoheit in dieser Hinsicht geschwächt hätten. So lange aber noch alle die bis jetzt erwähnten Mißbräuche und Fehler in Deutschland fortdauern, so lange unsere Fürsten sich diesem Uebel nicht kräftig widersetzen, so lange wird auch der Handel und die Industrie gewiß nicht zu der Höhe gelangen können, wozu er sich, wenn er von allen Lasten befreiet wäre, empor schwingen könnte.

Wenn die Fürsten den Handel in unserm Vaterlande aber auch eben so frey gäben, wie er in England ist, wo auf die Eintheilung des Königreichs in verschiedene Grafschaften in dieser Hinsicht gar nicht geachtet wird: so würden doch immer noch einige sehr beträchtliche Hindernisse zurückbleiben, die mit dem besten Willen nicht aus dem Wege zu räumen wären. Unsere politischen Religionsverhältnisse und die Rechte der zwey Religionspartheyen gegen einander können auch nicht in der unbedeutendsten Kleinigkeit abgeändert werden, so lange der westphälische Friede sein Ansehen behält, oder vielmehr mit andern Worten: so lange unsere jetzige Verfassung noch fortdauert. Diese Religionsbestimmungen sind aber der Industrie sehr schädlich. Nicht allein verweisen sie jede andere Religion außer den zwey recipirten vom deutschen Gebiete *), sondern sie verstatten bekanntlich den Verwandten

*) Praeter religiones supra nominatas nulla alia in sacro imperio romano recipiatur o. toleretur. I. P. O. art. 7. §. 2. in fin: Ich weiß zwar sehr wohl, daß diese Stelle nichts weiter sagen will, als daß außer der catholischen und evangelischen Kirche keine andere Religion sich in Deutschland eines gleichen Bürgerrechts zu erfreuen haben solle, und daß es deswegen den Landesfürsten völlig unbenommen bleibt, einen und andern jenen Kirchen nicht beypflichtenden Unterthanen in ihren Ländern zu dulden. Aber diese Duldung wird sich doch nie so weit erstrecken können, diesen Unterthanen alle die Rechte zu erwerben, der die erstern genießen.

wandten dieser beyden herrschenden Kirchen keinesweges, sich niederzulassen und ihr Gewerbe zu treiben, wo sie es ihrer Conventenz am bequemsten finden. Rechte Betriebsamkeit wird aber durch nichts mehr befördert, als wenn man jedem Menschen, der ein Handwerk oder eine Kunst zu verstehen glaubt, die unbedingte Erlaubniß erteilt, seine Geschicklichkeit, wie und wo es ihm am besten ansteht, frey zu üben. Hätten England, Holland und die vereinigten amerikanischen Provinzen nicht jedem fleißiger Handwerker einen Zufluchtsort zugestanden, und dafür weiter nichts von ihm verlangt, als daß er ein nützlich und ruhiger Staatsbürger seyn sollte, ohne sich übrigens um seine religiöse Meinungen im geringsten zu bekümmern: so würden die Fabriken und Manufacturen in den Ländern gewiß nie die Höhe erreicht haben, worauf sie sich jetzt befinden. Vielleicht wird man mir das Beispiel des verstorbenen Königs von Preußen anführen, der, obgleich er Kaiser und Reich unterworfen war, doch mehreren Religionssecten eine freundschaftliche Aufnahme in seinen Staaten schenkte, und ihnen so viel als möglich gleiche Rechte (in Bezug auf ihr Gewerbe wenigstens) mit den Religionsverwandten der herrschenden Kirche zu verschaffen suchte. Aber ganz konnte er diesen Plan doch nicht durchsetzen, und in mehreren seiner Länder, z. B. in der Mark und in Pommern, würde kein Mennonit, ja nicht einmal ein Catholik, Schuster oder Schneider werden können, weil es gegen die Rechte dieser Gilden seyn würde. Wenn man dergleichen Einschränkungen noch in dem Reiche des mächtigsten und aufgeklärtesten Reichsfürsten antrifft, der die drückenden Fesseln der Reichsgesetze unvermerkt und ohne darüber von jemand zur Rede gestellt zu werden, zum Besten seines Volks hätte erweitern können, was wird man denn in den kleinern Territorien anzutreffen erwarten müssen, die durch ihre Ohnmacht eben so fest an die

die Worte des Gesetzes als durch ihre Intoleranz an die gewissenhafte Beybehaltung aller alten Gebräuche gebunden sind? Man muß sich deshalb nicht wundern, wenn man selbst von den billigern Protestanten zuweilen doch noch Maafregeln ergreifen sieht, die sich weit eher für die Zeiten unserer Religionskriege schicken, und durch deren Befolgung und durch blinden Fanatismus für eine unrecht verstandene Religionsliebe der Handel und mit ihm zugleich der Wohlstand der Bürgerschaft auf immer von ihren Gebieten verbannt wird.

Die Zünfte, Innungen oder Gilden *) sind der Zerstörung im Ganzen gewiß höchst gefährlich, weil sie die natürliche Freyheit und die Geschicklichkeit eines Jeden, vermöge ihres Zunftzwanges, in die ungerechtesten Gränzen einschränken. Carl der Große verbot auch schon 789 die Zusammenverschwörungen, die sich Gilden oder Bräderschaften nannten **). Diese Gilden hatten zwar mit unsern heutigen nur eine sehr geringe Aehnlichkeit, da jene Gesellschaften sich entweder zu Trinkgelagen, oder auch zu edlern Zwecken, wie z. B. zur Unterstützung bey Brand oder Wasserschaden vereinigten ***). Unsere heutigen Gilden

*) Das Wort, Gilde, kommt aus dem angelsächsischen *gildan*, zahlen, weil jeder der Brüder seinen Antheil zu den gemeinschaftlichen Ausgaben der Bräderschaft trug. Daher auch im englischen, *Guildball*, ihr Versammlungsort. Blackstone's commentaries t. I. p. 474.

***) Nachmals sind sie mehreremale, aber immer ohne Wirkung, auf's schärfste verboten worden. Friedrich II. schrieb unter andern folgendermaßen: Irritamus nihilominus et calamus eujuslibet artificii confraternitates seu societates quocumque nomine vulgariter appellantur. *Apud Schannat Cod. Prob. Hist. Worm. N. 120. p. 112.*

****) Schmidts Geschichte der Deutschen 3tes Buch, 7tes Capitel.

den bildeten sich erst im 12ten und 13ten Jahrhunderte*) nach den schon früher vorhandenen italiänischen, und waren wahrscheinlich eine Folge des Faustrechts, wo sich die Bürger in den Städten in Waffengenossenschaften versammelten, um ihren Landesherrn desto kräftiger Abbruch thun zu können. Im Mittelalter mochten sie vielleicht manches Gute haben. Die Handlung und die Künste bekamen durch sie einen festen Sitz in den Städten und pflanzten sich reisend fort. Auch ward auf diese Art eine Gattung von bürgerlicher Ehre festgesetzt. Um in die Zunft zu kommen, mußte jemand Meister seyn; und dieses zu werden, mußte er erst gewisse Lehrjahre treu und redlich ausgehalten haben. Dieser Umstand tritt auch noch heute zutage ein, und es ließe sich daher immer die Frage aufwerfen, ob die Gilben im Ganzen der Sittlichkeit zuträglich wären oder nicht. Doch hier haben wir es bloß mit ihrem Einflusse auf die Industrie zu thun, und es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß dieser höchst schädlich ist. Monopolen taugen der Regel nach gar nichts, und Gilden sind im Grunde doch weiter nichts anders. Wie mancher geschickte Handwerksmann kann in seinem Vaterlande wegen geschlossener Gilde nicht Meister werden, wandert deshalb aus, und geht für den Staat verlohren! Wie viele wichtige Manufacturen können in Deutschland aus der einzigen Ursache nicht angelegt werden, weil sie in die Nahrung irgend einer von diesen privilegierten Casten eingreifen würde! Die verderblichen Wirkungen dieser Einrichtungen erstrecken sich viel weiter als man vermuthen sollte. In England giebt es zwar auch noch einige wenige Städte, wo Innungen im Besitze eines völligen Zunftrechts sind. Aber ihr täglich mehr abnehmender Wohlstand und der dagegen fast stündlich wachsende

Flor

*) Joh. Otto Lutterloh de statu collegiorum opificum eorumque usu et abusu. Gottingae 1759. §. 4.

Flor von Birmingham, Sheffield, Manchester u. s. w. in welchen Städten jeder frey und unbeschwert die Früchte der Kunst genießen darf, die er sich durch seine Thätigkeit und seinen Fleiß erworben hat, sind die sprechendsten Beweise für die Richtigkeit meiner Behauptung. Heil den Zeiten, wo diese häßlichen Ueberreste der mißgünstigen Denkungsart einer weniger aufgeklärten Periode, als der unsrigen, erst ganz einmal von der Erde verschwunden seyn werden!

Was aber noch weit mehr, wie alle bisher angeführten Ursachen, den innerlichen Handel in Deutschland hemmt, das sind die unzähligen Zölle, die den Kaufmann überall auf's unbarmherzigste ausplündern. Zölle mögen vielleicht nach dem strengen Naturrechte unter verschiedenen Nationen erlaubt seyn *), obgleich es auch hier zu wünschen wäre, daß man die Befehle der Menschenliebe und der allgemeinen Wohlfahrt den falschen Rathschlägen eines niedrigen Eigennuzes vorzöge. Aber wenn man dergleichen Einrichtungen in den verschiedenen Provinzen eines Volks antrifft: so läßt sich diese Verblendung gegen das öffentliche Beste und gegen die Grundsätze eines vernünftigen Staatshaushalts nicht anders erklären, als das
durch,

*) Eben so wenig, wie der Privatmann seinen Nachbar den Eintritt in seinen Garten, oder den Durchgang durch sein Haus unentgeltlich zu verfahren braucht, eben so wenig ist auch eine Nation verpflichtet, den Mitgliefern einer andern Nation einen freyen und unbeschwertem Durchzug durch ihr Gebiet zu erlauben. Doch so wie man in unsern aufgeklärten Zeiten zur Ehre der Menschheit von den strengen und oft grausamen Rechten des juris Albinagii, littoris, detractus u. s. w. hin und wieder nachzulassen angefangen hat, eben so ist es auch zu hoffen, daß man diesen rühmlichen Anfang durch ein noch rühmlicheres Ende krönen und mit Aufhebung der Zölle den Verkehr unter allen Völkern vermehren, und ihre Freundschaft und ihr gegenseitiges Wohlwollen enger zusammenziehen werde.

durch, daß man sie wie die schändlichen Ueberreste aus den finstern Zeiten der Barbarey betrachtet, wo jeder kleine Dynast den Reisenden bey ihrem Durchzuge durch sein Gebiet auflauerte, um ihnen einen Theil ihrer Habschaft mit Gewalt abzujaagen. Die meisten von diesen Zöllen wurden nicht rechtmäßig vom Kaiser erhalten, sondern vermöge des Rechts des Stärkern angelegt, und durch die Waffen geschützt. Schon unter den Nachfolgern Carls des Großen *) wurde die Handlung durch eine große Anzahl Zölle zerstückt, denen die Könige mit all' ihrer Macht nicht Einhalt thun konnten. Und so erfinderisch auch unsere heutigen Zeiten in Auflagen sind: so nöthigten doch die Großen der damaligen Jahrhunderte den Kaufleuten, die durch ihre Länder passirten, solche Zölle ab, die wir kaum dem Namen nach verstehen können. Z. B. das *rodaticum*, *pulveraticum*, *cispitaticum* u. s. w. **). Daher hatten denn auch die Klagen über diese ungerechte Erpressungen und die Bemühungen der Kaiser, ihnen durch Gesetze zu steuern, gar kein Ende ***). Die übermüthigen Reichsstände waren gewöhnlich gleich wenig geneigt, erstere zu hören, oder letztere zu achten. Wenn aber auch durch die Wachsamkeit eines thätigen Reichsoberhauptes einige dieser räuberischen Anstalten vernichtet wurden: so war sein Nachfolger gleich bereit, durch unzeitige Güte die nützlichen Maaßregeln seines Vorgängers zu vereiteln.

Das

*) Unter Carl dem Großen, diesem Fürsten, der so hoch über seine Zeitgenossen hervorragte, war auch in Hinsicht der Zölle eine weit bessere Ordnung, als hernach jemals im Reiche wieder eingeführt ist. Es war eine der sehr richtigen Maximen dieses großen Mannes, daß nur an Gränzorten Zölle angelegt werden müßten.

***) Schmidts Geschichte der Deutschen, drittes Buch, neuntes Kapitel.

***) Vitriarius illustratus tom III, p. 500. sq.

Das Privilegium, das sich Kaiser Friedrich III. zu Neustatt 1456 von dem Churfürst Friedrich Johann, Albrecht und Friedrich, Markgrafen zu Brandenburg und Burggrafen zu Nürnberg ablocken ließ, und worinn er ihnen und ihren Erben die Freyheit ertheilte, „daß sie hinführo „in ihren Churfürstentum und Fürstenthumb der Mark zu „Brandenburg, der Burggrafschaft zu Nürnberg, und „in ihren Landen, wo sie die haben, und noch überkommen mögen, ihre Zölle, die sie daselbst haben, nach „ihren Gefallen erhöhen, und in denselben ihren Landen „wie, wann und wo sie das gelüßt, Zoll von neuem „aufsetzen *) u. s. w. Dieses Privilegium hat dem deutschen einländischen Handel einen gewaltigen Stoß gegeben, und ist leider nur gar zu häufig von dem brandenburgischen Hause zur Vergrößerung seiner Einkünfte in seinem ganzen Umfange geltend gemacht worden. Ganz Deutschland war schon mit Landzöllen übersät, alle große Flüsse waren schon durch Wasserzölle gesperrt**), als man zu spät — auf den weisen Gedanken kam, diesem Unfuge abzuhelfen. Deshalb suchte man nun das Reservatrecht der Kaiser, Zölle zu ertheilen, das sie schon seit Rudolph I. nicht anders als mit Bewilligung der Churfürsten ausgeübt hatten, in so enge Gränzen, wie nur immer möglich, einzuschränken, und man machte es daher Kaiser Karl dem Fünften zum Gesetze, keinen Zoll von neuem zu geben, noch einige alte zu erhöhen***). Diese Verordnung wurde in Ferdinands des Dritten Wahlcapitulation noch erweitert, und in der beständigen Wahlcapitulation auf die

*) Vitriarius illustratus tom. III. p. 202.

**) Vor dem Anfange des 16ten Jahrhunderts zählte man schon auf der Weser 24 und auf dem Rheine, von Mainz bis Holland 25 Zölle.

***) Capitul. art. 8. §. 1.

die bekannten Bestimmungen festgesetzt *), außer daß bey Carl VIII. noch einige Zusätze hinzu kamen. Aber diese heilsamen Verfügungen waren, wie schon gesagt, zu spät. Das Uebel war geschehen, und so konnte es wohl in seinem Fortgange aufgehalten, nicht aber völlig abgeschafft werden, welches doch unumgänglich nothwendig gewesen wäre, wenn man etwas recht erspriechliches für die deutsche Handlung hätte thun wollen. Die meisten unserer deutschen Reichsstände sind noch immer in dem ungestörten Besitze des unbilligen Rechts, (und es ist gleich viel, ob sie es durch ein kaiserliches Privilegium oder eine praescriptio immemorialis **) erlangt zu haben vorgeben) ihren armen Landsleuten, die die traurige Nothwendigkeit mit Waaren durch ihre Länder führt, einen Theil ihres schwer erworbenen Eigenthums abzunehmen.

Hieher gehören auch noch die widernatürlichen Beschränkungen der Freyheit in Hinsicht des Handels, die unter dem Namen Stapel, Kran und Stadteinlager; Besrechtigkeit, aus den Zeiten des Mittelalters bekannt, und bis auf den heutigen Tag in Deutschland beh behalten sind. Sie kommen alle darinn überein, daß sie die freye Handlung mehr oder weniger hindern, und aus Zeiten abstammen, wo man noch nicht richtige Principien genug hatte, um einzusehen, daß es die höchste Ungerechtigkeit sey, die eine Provinz eines Reichs auf Unkosten der andern zu begünstigen. Um desto eher hätte man erwarten dürfen,

§ 2

daß

*) Capitul. art. 8. §. 2. §. 3. §§. 13, 14 et 15. §. 18.

***) *Quicquid hujus rei sit, nondum propterea sequitur, neminem, nisi speciali privilegio Imperatoris praeditum, ab antiquo Regali Vectigalis exigendi iure valide gaudere; cum et longa consuetudo, seu immemorialis praescriptio iustum possidendi titulum praebet.* Vitriarius illustratus tom. III. p. 499.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß bey vielen Ställen der Anfang dieser unvordentlichen Verjährung im Kaufrechte zu suchen ist.

daß mit der aufgehenden Sonne der Aufklärung diese Schatten einer finstern Unwissenheit verschwinden würden. Aber der Eigennutz hat den Sieg über die bessere Einsicht erfochten, und es ist alles beyhm Alten geblieben. Der westphälische Friede gedachte zwar einer völligen Handelsfreiheit und eines überall sichern und unbeschwerteten Durchzuges, aber verdarb alles wieder durch den Zusatz, daß diese Freiheit nur in so fern zu verstehen sey, wie sie vor den bürgerlichen Unruhen Statt gefunden habe *). Die oben erwähnten Rechte werden von den Schriftstellern, die darüber geschrieben haben, sehr verschieden definiert, oft mit einander verwechselt, und zuweilen auch gleichbedeutend gebraucht **); da sie doch aber an und für sich selbst sehr verschieden sind, so mag der Grund dieser Verwirrung wahrscheinlich wohl in den verschiedenen Privilegien liegen, worauf sie sich gründen, und worin oft die verschiedensten Ausdrücke vorkommen. Etwas allgemeiner passendes und stets eintrreffendes läßt sich daher hierüber nicht bestimmen, und man thut am besten, wenn man das in Frage stehende Privilegium genau studirt, und daraus die genaueren Rechte und Befugnisse abnimmt. Die Stapelgerechtigkeit scheint darinn zu bestehen, daß der Ort, der sie besitzt, alle Kaufmannswaren, welche durch die Stapelstadt oder in einem bestimmten Bezirke bey derselben vorbeigeführt werden, zu der Absicht anhalten darf, daß sie auf gewisse Zeit zum öffentlichen Verkauf in der Stadt feilgeboten werden. Das Stadteinlagerrecht geht noch weiter; denn dieses involvirt den noch beschwerlichern Zwang, daß die Güter nicht allein feilgeboten werden, sondern auch nur an Einwohner verkauft wer-

*) *Plena commerciorum libertas et transitus ubique locorum terra marique tutus, adeoque ea eundi, negotiandi, redeundique potestas, quae unicuique ante germaniae motus passim competebat.* I. P. O. art. 9. §. 2.

**) *Vitriarius illustratus t. III. p. 198. sq.*

werden dürfen. Das Kranrecht enthält weiter nichts als daß die durchgehenden Waaren auf der Stadtwage gewogen werden *), worauf sie nach bezahltem Waggelde (eine Art von Zoll) weiter geführt werden können. Wie hinderlich diese und ähnliche Rechte dem Handel sind, kann man nur erst alsdann völlig einsehen, wenn man weiß, daß sich durch die vormalige falsche Großmuth der Kaiser und sogar oft auch der Landesherren, Deutschland in unsern Tagen in der Lage befindet, daß man auf jeder stark befahrenen Straße, auf jedem schiffbaren Strome **) einige dieser Hindernisse antrifft, von denen der Kaufmann nicht anders als nach zahllosen Weitsüftigkeiten, Gelderpressungen und oft auch Ehikanen loskommen kann. Ihnen und den Zöllen kann man es einzig und allein zuschreiben, daß der Handel auf mehreren unserer großen Flüsse, und unter andern auch auf dem Rheine verhältnismäßig so unbeträchtlich ist.

Wenn man alles das bisher vorgetragene unparteiisch erwägt: so wird man, wie mir scheint, nothwendig zugeben müssen, daß die deutsche Verfassung dem ausländischen Handel und der Beförderung der Manufacturen keinesweges günstig, sondern in vieler Hinsicht völlig verderblich ist. Wenn der Deutsche daher in manchen Theilen seines Vaterlandes so wenig Betriebsamkeit antrifft: so würde er nicht sowohl fragen müssen: warum haben wir so wenig Handel und Industrie, als vielmehr: warum haben wir nicht noch weit weniger?

*) Runder's deutsches Recht S. 464.

**) Es sieht Land- und Wasserfahel; zu jenen gehören unter andern, Leipzig, Kempen, Buchhorn, Lüneburg, Naumburg, Wien, Braunschweig. Diese sind auf dem Rhein, Cöln, Mainz, Speyer; auf der Mosel, Trier; auf der Donau, Regensburg, Ingolstadt, Passau; auf der Weser, Bremen, Minden; auf der Elbe, Magdeburg und Hamburg. Vitriarius illustratus t. III. p. 204 et 5.

IV.

Also wäre die Selbstliebe doch nicht der einzige Grundtrieb des menschlichen Willens?

Es ist eine Bemerkung, die gewiß ein jeder, der an bescheidenem und kaltblütigem Disputiren Vergnügen findet, schon oft zu machen Gelegenheit gehabt hat, wie unendlich viel, ja wie oft alles auf die richtige Bestimmung der Frage ankömmt, deren Wesen man durch einen gegenseitigen Tausch der Ideen in ein helleres Licht zu setzen wünscht. Bey allem Reichthume, den die gebildeten europätschen Sprachen durch eine philosophische Behandlung erworben haben, giebt es doch noch in einer jeden von ihnen eine Menge Wörter, mit denen verschiedene Nebenbegriffe und feine Schattirungen verbunden werden können, die der willkürlichen Bestimmung dessen, der sich ihrer bedient, vollkommen überlassen bleiben. Bey keinen Ausdrücken hat diese Willkühr wohl ein freyeres Spiel, als bey denjenigen, die zur Bezeichnung gewisser abstracter Ideen gebraucht werden. Wenn man auch zugeben könnte, daß alle Menschen von einer gesunden Organisation mit dem Worte Baum, Holz, Tisch u. s. w., kurz mit den meisten Gegenständen, die in unsere Sinne fallen, dieselben Begriffe verknüpfen: so würde man deshalb doch wohl noch nicht daran zweifeln wollen, daß der Fall äußerst verschieden seyn müßte, sobald von Abstractionen des Geistes die Rede wäre. Hätte man

man bey allen metaphysischen Streitigkeiten den wichtigen Punct nie aus dem Gesichte verlohren, vor allen Dingen erst nie Begriffe festzusetzen, über die gestritten werden sollte: so würden hunderte von Folianten nicht geschrieben, und der rühmlichste Fleiß nicht in einem Labyrinth von Wörtern ohne Sinn verschwendet worden seyn. Es ist unbegreiflich, wenn man sieht, wie die größten Männer aller Völker und aller Zeiten sich durch eine unüberlegte Hitze haben hinreißen, und zu Untersuchungen über Wörter verleiten lassen, die nie geendigt werden konnten, weil beyde Theile diesen Wörtern eine ganz verschiedene Bedeutung unterlegten. Schon Descartes klagt über die Dunkelheit der Peripatetiker, eine Dunkelheit, der er doch selbst in seiner Lehre von den Wirbeln nicht zu entgehen vermochte. Leibnitz und Clarke stritten in einigen Abhandlungen über den Raum, und der Leser dieser Abhandlungen kann mit Recht bedauern, daß diese große Gelehrsamkeit, dieser scharfe Blick und dieses elegante Latein zu weiter nichts dienten, als sich immer noch mehr miszuversetzen und zu verwickeln. Es sey für die Stolzen, die wähnen, als ob die Menschheit sich nicht allein der höchsten Vollkommenheit mit mächtigen Schritten nähere, sondern auch nicht weit von ihrem Gipfel mehr entfernt sey, es sey für diese eine niederschlagende und ihre kühne Vermuthung vernichtende Betrachtung, zu sehen, wie uns oft nicht einmal die Erfahrung, diese große und sichere Lehrerin, klüger oder besser machen könne! Leibnitz und Clarke fielen in Logomachien und irreten aus Mangel an richtigen Definitionen im Anfange dieses Jahrhunderts; was thun wir am Ende desselben, wenn wir den denkendsten Kopf von Europa tadeln, verachten, beleidigen, und dieß alles — ohne ihn zu verstehen?

Doch wir haben nicht nöthig, uns in die dunkeln Regionen der Metaphysik zu verlieren, um uns zu überzeugen,

gen, wie häufig man über die gewöhnlichsten Gegenstände des Lebens, über die ersten Sätze der Moralkunst bloß des Wegens strift, weil man sich nicht hinlänglich bemühet, Mißdeutung durch deutliche Bezeichnung der Begriffe zu verhüten. Ariston und Herill *) fielen schon in diesen Fehler, und wir hören es täglich, daß man die verschiedensten Meinungen über die Triebe der menschlichen Seele äußert, ohne vorher zu fragen, was man unter den besprochenen derselben, z. B. unter Freundschaft und Liebe, Eitelkeit und Ehrsucht denn eigentlich verstehe?

Um daher die Frage, worauf es in diesem kleinen Aufsatze ankommt, richtig beantworten zu können, muß erst bestimmt werden, was man unter Selbstliebe meine? Dieses ist um so nothwendiger, da das Wort in unserer Sprache zwey ganz verschiedene Begriffe zu haben scheint. Mit Recht kann das Bestreben des Menschen nach demjenigen, wovon er Vergnügen oder Nutzen erwartet, Selbstliebe genannt werden: obgleich sie auch, in so fern sie ein anhaltender Trieb nach dem dauerhaften Besitze und Genuße der Dinge ist, von denen wir unser Wohlseyn abhängig glauben, der Trieb zur Glückseligkeit genannt werden kann **). Daß die Selbstliebe, in dieser Bedeutung genommen, die Hauptfeder alles menschlichen Thuns und Treibens ist, wird wohl niemand läugnen, der Selbstgefühl mit der Beobachtung anderer verknüpft. Diesen Trieb für unrechtmäßig erklären, hieße die Natur des Menschen für unrechtmäßig erklären; ihn abläugnen, hieße dem Menschen jede Leidenschaft abläugnen, ihm jeden Antriebe zum Handeln nehmen, und folglich ihn und die Materie

*) Garve's Uebersetzung von Cicero's Abhandlungen über die menschlichen Pflichten, erster Theil p. 6 et 7. in der Anmerkung.

**) Jeders Grundlehren zur Kenntniß des menschlichen Willens.

terie in eine Classe bringen. In diesem Sinne ist die Selbstliebe unfreutig die entfernte Quelle, aus der alle unsere Handlungen entspringen, und hierüber ist also weiter kein Streit. Wir haben es hier blos mit der zweyten Bedeutung des Worts zu thun, wo Selbstliebe uneigentlichlicherweise für Selbstsucht, Eigennützigkeit, Egoismus, also für einen Trieb genommen wird, durch welchen der Mensch zu vergänglichem Vorurtheilen hingetrieben wird, die ihm bey einer genauen Schätzung nicht wichtig genug seyn sollten, und wodurch er sich und seine Vortheile nur immer vor Augen hat, und über dieser Beschränktheit des Blicks in einen Mangel der Einsichten und der richtigen Ideen von den wahren Gründen seiner Glückseligkeit verfällt. Doch selbst über diese Art von Selbstliebe (die wir zur Vermeidung aller Zweydeutigkeit hinzuführen lieber Selbstsucht nennen wollen) giebt es noch zwey verschiedene Systeme, je nachdem die Philosophen nemlich einen gröbbern oder feinern Egoismus behauptet und vertheidigt haben. So elend, schwach und verwerflich uns auch das erste vorkommen wird: so müssen wir es doch kennen lernen, um es mit dem zweyten nicht zu verwechseln. Vielen meiner Leser wird es vielleicht unglaublich scheinen, wenn ich ihnen sage, daß es Menschen *) gegeben hat, die sich unrechtmäßigerweise den ehrwürdigen Namen von Weltweisen anmaßten, und unter der Larve der Lehrer der Menschheit allen Unterschied von Tugend und Laster umzustossen, jede Empfindung des Edeln und Schönen zu ersticken sich bemüheten. Sie stellten eine Lehre auf, vor der die Tugend und das Gefühl der Sittlichkeit zurückschaudert, eine Lehre, die, so wie sie nur aus dem verderbtesten Herzen entspringen kann, gegenseitig wieder dazu dient, diese Verderbniß immer

§ 5

noch

*) Wie z. B. Mandeville, Rochefaucault und gewissermaßen auch Hobbes.

noch mehr zu vergrößern. Sie behaupteten nehmlich, daß Wohlwollen Heuchelen, Freundschaft ein Trug, Gesmeingeist eine Farce, Treue und Rechtschaffenheit eine Falle sey, um uns Zutrauen und Achtung zu verschaffen, daß jeder von uns doch nur sein Privatinteresse verfolget, und sich hinter jenen schönen Gestalten verberge, um seine Nebenmenschen sicher zu machen, und sie dann seinen Lücken und Ränken gefahrloser zu opfern. Welch ein Herz muß derjenige haben, der sich zu solchen Grundfäßen bekennen kann, und in seiner Brust keine Stimme fühlt, die sie Lügen straft! Und wie muß es mit seiner Zuneigung und seinem Wohlwollen gegen ein Geschlecht aussehen, das er in einem so gehäßigen Lichte darstellt, und das er keiner Dankbarkeit, keiner Sympathie, kurz keiner der Gefühle fähig hält, durch die sich der Mensch der Gottheit nähert! Wer in diesen Zeilen die Widerlegung einer so verderblichen Theorie erwartet, der irrt sich; der Unglückliche, der sie für wahr hält, kehre in sich, Höre den mächtigen Ruf des Gewissens, und — werde weiser!

Wir kommen jetzt zu dem zweyten Systeme, das uns hier genauer angeht; wenn es gleich mit dem vorigen einige Aehnlichkeit hat: so ruht es doch auf viel edlern und festern Grundpfeilern, hat stets mehr Anhänger und Verehrer gefunden, und verdient daher eine genauere Prüfung und Widerlegung. Epicur war mit seiner ganzen gepriesenen Klugheitslehre nichts weiter, als der *) Coryphäe unter den Philosophen des Alterthums, die das Wesen

*) Wahrscheinlich hat auch Polybius der Selbstsucht einen zu großen Einfluß auf die Handlungen der Menschen zugestanden. Dieses scheint wenigstens aus einer Stelle zu erhellen, wo er behauptet, die Menschen tadelten den Ungehorsam gegen die Eltern aus keinem andern Grunde, als weil sie in die Zukunft sähen, und sehr richtig schlossen, daß dasselbe Schicksal

Wesen der Tugend in der Befolgung der Lehren einer feinem Selbstsucht suchten. Locke und Helvetius sind unter den neuern die vorzüglichsten *), die sein System erweitert und besser gegründet haben. Sie behaupten, daß, welche auch noch so heftige Zuneigung wir gleich gegen andere empfinden, oder uns zu empfinden einbilden, keine Leidenschaft nichts desto weniger weder uneigennützig ist, noch es unserer Natur nach seyn kann, daß die großmüthigste aufrichtigste Freundschaft eine bloße Modification der Selbstsucht ist, und daß wir, ohne es einmal selbst zu wissen, doch nur unser eignes Wohl zu befördern suchen, indem wir uns vielleicht einbilden, daß unser einziger Zweck in weiter nichts bestehe, als die Freiheit, die Aufklärung und die Glückseligkeit der ganzen Menschheit zu vermehren. Durch ein Spiel der Phantasie und durch den höchsten Schwindel der Leidenschaft komm' es uns vor, als nähmen wir nicht allein Theil an den Schicksalen Anderer, sondern als thäten wir dieses alles auch ohne die mindeste Beziehung auf unsere Selbstsucht. Und doch würde uns eine aufmerksame Betrachtung bald überzeugen, daß der edelmüthigste Patriot wie der niedrigste Geizhals, und der tapferste Held wie der verworfenste Feigherzige, in jeder Handlung ihres Lebens doch nur ein und dieselbe Gottheit — ihr Privatinteresse — verehrten, und ein und denselben Zweck — ihre Wohlfahrt und Zufriedenheit — vor Augen hätten.

Wer aus dem äußern Anscheine dieser Lehre schließen wollte, daß ihre Anhänger unmöglich ein sanftes wohlwols

Schicksal sie über kurz oder lang auch einst treffen würde: Προσωμεινεν το μελλον και συλλογιζομενεν, οτι το παρονησιον εκασος αυτων συγκυρησες. Eine andere Stelle von ähnlicher Art findet sich lib. VI. c. 4.

*) Man vergesse ja nicht, daß hier immer nur von Moralphilosophie, nie aber von Metaphysik die Rede ist.

wollendes Herz, oder die geringste Achtung für wahre Tugend haben könnten, würde sich doch in seiner Vermuthung täuschen. Epicur und seine Secte waren keine Fremdlinge in den richtigen Grundsätzen der Rechtschaffenheit und Ehre *). Atticus und Horaz scheinen nicht nur von der Natur einen starken Hang für jede zärtliche, edle und großmüthige Empfindung bekommen, sondern auch diesen Hang durch tiefes Rationnement ausgebildet und befördert zu haben. Ja auch unter den neuern Bertheidigern der Selbstsucht findet man einen Hobbes und Locke, die beyde ein unsträfliches tadelfreyes Leben führten, obgleich der erste von ihnen den freundschaftlichen Zwang der Religion, der die Mängel seiner Philosophie hätte er setzen können, nicht einmal anerkannte.

Keinem Schüler des Epicurs oder des Hobbes wird es wohl je einfallen, behaupten zu wollen, es gäbe keine aufrichtige und ungeheuchelte Freundschaft in der Welt; seine einzige Bemähung wird nur dahin gehen, durch eine philosophische Zerlegung, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Elemente dieser Leidenschaft in die Elemente einer andern aufzulösen **), und durch diesen chemischen Prozeß zu zeigen, daß das Wesen unserer Triebe auf alle Fälle doch nur in der Selbstsucht bestehe, wenn unsere Phantasie sich auch noch so sehr bemühe, ihnen einen verschiedenen Anstrich zu geben. Wollte man auch zugeben, daß diese Behauptung bey allen unsern Neigungen als wahr zuträfe, welches doch platterdings nicht der Fall ist, wie uns die Folge lehren wird: so seh ich doch nicht ein, was wir durch ein System gewonnen hätten, dessen größtes Verdienst darinn besteht, uns die schönsten Neigungen

*) D. Hume's Essays and Treatises. Vol. II. p. 350.

***) Das Beschwerliche und Weidäufrige eines solchen Processes kann man im Helvetius de l'esprit tom. II. p. 29. sq. bewundern.

gungen der Seele weg zu sophistificiren, und unser Herz mit unserer Vernunft in einen beständigen Widerspruch zu bringen. Jeder Mensch sehe in einem Augenblicke, wo leidenschaftliche Hitze seine bessere Erkenntniß nicht verblendet, um sich, und eine aufmerksame Betrachtung des unermesslichen Ganzen, wovon er einen so unendlich kleinen Theil ausmacht, wird ihn den einzigen Zweck seines Daseyns, die Summe der allgemeinen Vollkommenheit und Glückseligkeit nach allen seinen Kräften, und zwar mit Entfernung aller eigennütigen Absichten, zu vermehren, gewiß nicht verkennen lassen. Da uns nun aber die Natur die Vernunft zur Erkennung ihres durch uns zu bewirkenden Zwecks verliehen hat; sollte uns denn diese gütige, diese weise Mutter nicht auch in unsern leidenschaftlichen Mittel gegeben haben, die der leichten Erreichung dieses Zwecks günstig und angemessen wären? Sollte sie uns nicht Triebe in die Seele gelegt haben, die, unabhängig von aller Selbstsucht, ihre einzige Befriedigung in dem reizenden Anblicke fänden, den uns die Zufriedenheit aller denkenden Wesen gewährt? Unmöglich würd' ich dieses zugeben können, wenn ich mich auch zur Unterstützung meiner Behauptung auf keinen andern Beweis, als auf die Weisheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit beziehen könnte, die in der ganzen Schöpfung herrschen, und die durch eine solche Einrichtung nothwendig Einschränkungen leiden müßten. Was aber noch mehr wie alles übrige für mich spricht, das ist die Erfahrung, die unzählige Lücken und Mängel in dem Systeme der Selbstsucht entdeckt, Mängel, die trotz aller angestrebten Bemühungen und unnatürlichen Verdrehungen seiner Vertheidiger doch nicht verhüllt und untern Augen entzogen werden können. Einige nähere Erörterungen hierüber werden den Vorwurf einer willkührlichen Behauptung von mir abwenden.

Der

Der Mann, der in seinem Freunde zugleich seinen Gönner und Beschützer verloren hat, mag sich immerhin schmeicheln, daß sein Kummer über den Verlust des Entschlafenen aus der reinen Quelle der großmüthigsten Empfindung entspringe, und durch keine Vermischung der dunkeln Gewässer eines unedeln Eigennuzes getrübt werde; er kann sich dieses einbilden und sich doch vielleicht irren; wie verschieden muß hingegen der Fall bey einem Manne seyn, der einen Freund, welcher seiner kräftigen Unterstützung bedurfte, mit heißen Thränen betrauert! Und wie können wir vernünftigerweise annehmen, daß diese Ausbrüche der rührendsten Zärtlichkeit, die uns zum wärmsten Mitgeföhle hinreißen, auf keine andere Rechnung als auf die Rechnung einer versteckten sich selbst täuschenden Selbstsucht zu setzen sind? Eben so gut könnten wir behaupten, daß die zarten Räder eines Uhrwerks einen schwer beladenen Wagen in Bewegung setzen würden, als daß man den Ursprung der Leidenschaften durch eine so verwickelte und erzwungene Vermuthung erklären könne.

Wie oft finden wir nicht, daß Thiere die größte Anhänglichkeit sowohl für ihr eignes Geschlecht als für das unfrige an den Tag legen? Diesen unschuldigen Geschöpfen in einem solchen Falle Verstellung oder Kunstgriffe Schuld geben zu wollen, hieße ihnen doch gewiß zu viel thun. Sollen wir denn nun ihre Empfindungen alle auch aus dem Selbstinteresse herleiten? Oder wenn wir ihnen, der niedrigeren Classe in der Schöpfung, ein uneigennütziges Wohlwollen zugestehen, durch welche Analogie werden wir uns berechtigt halten können, es uns, der höhern Classe, abzuläugnen?

Die entzückende Kraft, welcher die ganze fühlende Natur ihre unaufhörliche Verneuerung zu danken hat, die Liebe erzeugt ein sanftes Wohlwollen, das mit der Bes
friedis

riedigung der sinnlichen Lüste nicht die geringste Gemeinschaft hat. Die Zärtlichkeit für seine Nachkommenschaft überwiegt bey jedem vernünftigen Wesen nicht nur die stärksten Bewegungsgründe der Selbstsucht, sondern steht auch mit diesem Triebe in gar keiner Verbindung. Wenn Du mir auch durch tausend künstliche aus dem Systeme des Egoismus entlehnte Argumente das Betragen der liebenswürdigen Mutter zu erklären suchst, die ihre Gesundheit am Krankenbette eines geliebten Kindes aufopfert, und nachdem die süßeste Sorgfalt der Liebe vergeblich zu seiner Rettung aufgeboten und erschöpft worden ist, nun selbst verzweiflungsvoll dahin welkt, und sich durch stillen Kummer verzehret — Du wirst mein Herz doch nicht überzeugen können.

Wohnt denn keine Dankbarkeit mehr unter den Menschen, oder ist dieß ein bloßes Wort ohne Sinn und Bedeutung? Fühlen wir uns nicht glücklicher in der Gesellschaft derer, die uns theuer sind, als in jeder andern? Hebt sich unsere Brust nicht voller und freudiger bey der Nachricht von dem Wohlergehen unsers Freundes, sollte uns auch Abwesenheit, Krankheit oder Tod jede wirkliche Theilnahme an diesem Glücke versagen?

Tugendhafte Handlungen, wenn sie auch in den entferntesten Zeiten und den unbekanntesten Ländern geschehen sind, behalten doch immer ihren Werth, und erregen in uns die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung; eine tapfere und edelmüthige That erwirbt sich unsern vollkommensten Beyfall, sollte sie gleich durch unsern Feind ausgeführt, und ihre Wirkung von den schädlichsten Folgen für unser Privatinteresse seyn.

Ein Schriftsteller entwerfe einen edeln Character, der jede liebenswürdige Tugend in sich vereinigt; er bringe ihn in Verhältnisse, wo sich diese schönen Anlagen im hellsten und reizendsten Lichte zeigen, jeder seiner Leser wird

von

von Achtung und Wohlwollen gegen diesen Character durchzudringen werden, ohne sich einmal zu erkundigen, in welchem Jahrhunderte und unter welchem Volke der erhabene Mensch lebte, der solche Eigenschaften besessen hat, ein Umstand, der doch mehr wie jeder andere für unsere Selbstsucht wichtig und interessant zu seyn scheint.

Es ist eine höchst elende Ausflucht, wenn die Vertheidiger des Egoismus bey den wichtigen Einwürfen, die man ihnen entgegen setzt, sich dadurch zu retten suchen, daß sie behaupten, die meisten von den erwähnten Empfindungen würden nur erweckt, weil wir uns durch die Stärke der Phantasie in entfernte Gegenden und Jahrhunderte versetzten, und dann die Vortheile betrachteten, die wir von ähnlichen Handlungen und Personen hätten genießen können, wenn erstere während unsers Lebens vorgefallen, und letztere unsere Zeitgenossen gewesen wären. Es läßt sich gar nicht denken, wie eine wirkliche Empfindung oder Leidenschaft je aus einem eingebildeten Interesse entstehen könne, besonders aber nicht, wenn ein wirkliches Interesse sich in unserer Nähe befindet, das von dem eingebildeten oft ganz verschieden, ja ihm zuweilen völlig entgegengesetzt ist.

Wir befürchten daher nicht, zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß Selbstsucht gewiß nicht der einzige Grundtrieb des menschlichen Willens ist, und daß die Philosophen, die ihn dazu zu erheben und jede Handlung darauf zu reduciren wünschten, entweder durch Einseitigkeit und überflächliche Beobachtung, oder durch eitle Eifersucht von dem rechten Wege abgeleitet worden sind. Es ist zwar ein sehr bekannter Satz, daß man der Wahrheit zu allen Zeiten Gerechtigkeit wiederfahren lassen solle; aber welche große Lehre ist in ihm enthalten, und um wie unendlich viel wären die Menschen der wahren Aufklärung näher gekommen, wenn sie ihn stets wohl beherzigt

zigt und ihm immer treu geblieben wären! Leider hat der würdige saxonische Landpriester nur zu recht, wenn er sagt, daß die meisten falschen Systeme nicht aus Mangel der bessern Einsicht, sondern aus der unseligen Sucht zu glänzen und etwas Neues zu sagen entstanden sind *). Bloss hieraus kann man sich die dem Anscheine nach dunkelsten Rägel, die größten Widersprüche erklären; bloss hierdurch kann man begreifen, wie die scharfsinnigsten Köpfe so häufig die thörichtesten Hypothesen angenommen, auf diese fortgebaut und ein schönes in die Augen fallendes Gebäude errichtet haben, an dem nichts als der erste Grundstein (freilich die Hauptsache) fehlerhaft und verdorben war.

Ein eben so mächtiger, ja ein vielleicht noch mächtigerer Trieb als die Selbstsucht, ist das Wohlwollen. Wo diese liebenswürdige Empfindung mit ihrem schönen Gefolge der holden Tugenden, des Mitleids, der Großmuth, der Menschlichkeit erscheint, da strahlt alles in einem milde glänzenden Lichte, und da freut sich alles seines Daseyns!

— Vultus vbi tuus
Affulsit populo, gratior it dies,
Et soles melius nitent.

HOR.

Das

*) Quand les Philosophes seroient en état de découvrir la vérité, qui d'entre eux prendroit intérêt à elle? Chacun fait bien que son système n'est pas mieux fondé que les autres; mais il le soutient, parcequ'il est à lui. Il n'y en a pas un seul, qui venant à connoître le vrai et le faux ne préférât le mensonge, qu'il a trouvé, à la vérité découverte par un autre. Où est le Philosophe, qui pour sa gloire ne tromperoit pas volontiers le genre humain? Où est celui qui dans le secret de son Coeur se propose un autre objet, que de se distinguer? Pourvû qu'il s'élève

Das Wohlwollen allein entlockt uns die Thräne, die wir den Leiden der unglücklichen Emilie Galotti opfern, oder über der blutigen Leiche des edelmüthigen Gustav Adolphs weinen. Der Herrschaft dieses Gefühls danken wir es, daß unser Herz durch frohes Entzücken sich ausdehnt und unsre Wange sich höher färbt bey dem Glück unsrer Familie, unsrer Freunde, und bey dem Wohlstande und der Zufriedenheit nicht nur unsrer Nation, sondern auch der ganzen Menschheit! Wechselbringende Jahrhunderte können blühende Generationen auf ewig vernichten, oder cultivirte Völker in die Nacht der Barbarey zurückstürzen; aber der Mensch wird immer Mensch bleiben, und so lange sein Geschlecht dauert, wird die Bemerkung, die ein liebenswürdiger Weltweiser vor fast 1800 Jahren schon machte, noch wahr und passend bleiben *). Fern sey es übrigens von uns, den bis zum Ueberdruße fortgesetzten Streit über die Grade des Wohlwollens oder der Selbstsucht, die in der menschlichen Natur Statt haben, hier wieder erneuern zu wollen. Schwerlich wird dieser Streit je geendigt werden, theils weil Leute, die einmal Parthie genommen haben, äußerst hart zu überzeugen sind, theils aber auch, weil die Phänomene, worauf man sich von beyden Seiten bezieht, so zerstreut, so ungewiß und so mannichfaltiger Deutung unterworfen sind, daß es fast unmöglich ist, durch eine genaue Vergleichung einen richtigen und bestimmten Schluß aus ihnen zu ziehen. Uns
sey

s'éleve au dessus du vulgaire, pourvû qu'il efface l'éclat de ses concurrents, que demande-t-il de plus? l'essentiel est de penser autrement que les autres. Chez les croyans il est athée, chez les athées il seroit croyant. Emile ou de l'éducation par I. I. Rousseau Tom. III. p. 17.

*) Wer kennt nicht das horazische *Vti ridentibus arident, ita sentibus afflent humani vultus?*

sey es daher genug, unser gegenwärtiges Vorhaben zum Theil wenigstens erfüllt und gezeigt zu haben, daß in unserm Busen ein reiner Funke von Freundschaft für unser Geschlecht glühet, und daß nicht bloß die Eigenschaften des Wolfs und der Schlange in unsre Seele verwebt, sondern diese auch durch die Sanftmuth, der Taube gemildert und veredelt sind!

V.

Gedanken über den Nutzen einer öftern Erinnerung an den Tod.

Man erzählt von einem Monarchen des Morgenlands, der sich seiner Sterblichkeit dadurch zu erinnern suchte, daß er sich jeden Morgen zu einer gewissen Stunde von einem seiner Leute zurufen ließ: Gedenke, Fürst, daß Du sterben wirst. Auch schien die aufmerksame Betrachtung der Unzuverlässigkeit unsers jetzigen Zustandes dem weisen Solon hinlänglich wichtig zu seyn, um der Nachkommenschaft jenen berühmten Spruch zu hinterlassen: Richtre dein Auge unverkehrt auf das Ende deines Lebens.

Nichts hat vielleicht einen größern und nützlichern Einfluß auf den richtigen Gebrauch unsrer Zeit, die weise und glückliche Einrichtung unsrer Lebensart, und die Rechtschaffenheit unsers Wandels, als wenn wir fleißig und mit ernstem Nachdenken unsre Blicke auf jene feyerliche Stunde richten, in der wir alle Pläne dieser Welt, denen wir so oft mit freudigem Entzücken nachhangen, vernichtet, in der wir uns unsrer liebsten Güter auf ewig beraubt sehen werden; ja ich wag' es zu behaupten, daß derjenige nie eine Bosheit, vielleicht nur selten eine Thorheit begehen würde, der jeden Tag mit dem schönen Gedanken begönne, er sey geboren, um zu wirken und zu sterben.

Unstreitig

Unstetlich wird unsre Glückseligkeit in dieser Welt durch nichts mehr gestört, als durch unsre Begierden, unsre Leidenschaftern und unsre Besorgnisse. Beschäftigten wir uns so häufig mit dem Bilde des Todes, wie wir es sollten: so würden diese unruhigen Leidenschaften einen großen Theil ihrer Stärke über uns verlieren, und wir würden ihre eigensinnige und tyrannische Herrschaft nicht länger zu dulden brauchen. Denk fleißig, sagte Epictet, an Armut, Verbannung und Tod; gewiß wird dich dann keine heftige Leidenschaft beherrschen, und in deinem Herzen wird kein erniedrigendes Gefühl wohnen *).

Niemand wird diese Lehre des Epictets für ungegründet halten, der bedenkt, auf welche Art sich das heftige Verlangen nach den gewöhnlichen Gegenständen unsrer Wünsche in unsrer Seele fast immer entzündet. Wir stellen uns den Besitz eines Dinges so reizend vor, wir nähren unsre Phantasie so lange und so anhaltend mit den lachenden Bildern, die wir daran zu bemerken glauben, daß unser Kopf endlich ganz davon eingenommen wird, und wir uns nun kein andres Glück mehr als in seinem Besitze, kein andres Unglück, als durch seinen Verlust denken können. Jede andre von den zahllosen Gaben, welche die gütige Vorsehung mit so freigebiger Hand über unser Leben verstreuet hat, verliert jetzt ihren Werth für uns, und scheint uns die unbedeutendste, verachtungswürdigste Kleinigkeit in Vergleichung mit jenem großen Gegenstande zu seyn, dessen Erreichung wir uns zum Zwecke gemacht haben.

Die meisten von uns wissen es vielleicht schon aus eigener Erfahrung, wie unbegreiflich schnell dieses Feuer verbräucht, wenn eine schmerzhaft oder langwierige Krankheit uns den Tod in der Nähe hat sehen lassen. Nur

*) ἄδεν ἕδωότε τανείσθον ἐνδύμνησιν, ἕτε ἀγαν ἐπιδύμνησθ
τινός.

erst bey dem anscheinenden Herannahen der letzten Stund
 de waren wir im Stande, das Wahre von dem Falschen
 zu unterscheiden, nur damals erst schwanden die lieblichen
 Farben, die unsre Leidenschaften unsern betrognen Ein-
 nen vorgezaubert hatten, nur damals erst lernten wir den
 wahren Werth einsehen, den wir auf den ausgebreiteten
 Einfluß der Größe, den eiteln Schimmer des Reichthums,
 die kriechenden Lobsprüche der Bewunderer, und die demü-
 thigen Beugungen der Klienten zu setzen gehabt hätten.
 Und doch würden uns alle diese Dinge stets in dem nehm-
 lichen Lichte erschienen seyn, wenn der nehmliche Gedanke
 immer bey uns der herrschende gewesen wäre. Dann wür-
 den wir zu allen Zeiten gefunden haben, wie höchst thö-
 richt es wäre, unsre Arme nach demjenigen unaufhörlich
 auszustrecken, was wir doch nicht behalten könnten, und
 unsern schönsten Lebensgenuß in fruchtlosen Bemühungen
 dahin zu opfern, um den Pallast des Ehrgeizes, dessen
 Grundlage schon zu zittern anfing, immer noch höher auf-
 zuführen.

Der Neid und die Begierde stehen in dem genauesten
 aller menschlichen Verhältnisse zusammen. Die Vorzüge,
 die Besitzungen eines andern, machen uns um so viel un-
 zufriedner, je nachdem wir uns einbilden, daß unsre Glück-
 seligkeit mehr oder minder durch den Besitz derjenigen Gü-
 ter vermehrt werden könnte, die er uns vorenthält; das
 Her wird auch derselbe Gedanke, der unsern gränzenlosen
 Wünschen ein Ziel setzt, unser Herz zu gleicher Zeit von
 der Herrschaft des Neides befreien, und uns von einem
 Laster heilen, das mehr als jedes andre uns martert, mehr
 als jedes andre der Welt gehässig ist, mehr endlich als je-
 des andre niedrige Ränke und Anschläge, die den Adel
 der Menschheit entehren, in uns hervorbringt. Der
 Mensch, welcher bedenkt, wie bald er sein Leben endigen
 muß, wird seiner nichts so würdig finden, als das rast-
 lose

lose Streben, es schön zu endigen, und wird beßhalb mit der Gleichgültigkeit eines Weisen auf alles herabläßeln, was hierauf keinen Bezug hat. Wer die Ungewißheit seiner eignen Dauer fleißig betrachtet, wird bald finden, daß der Zustand anderer nicht viel sicherer ist, und daß dasjenige, was ihm selbst nicht mehr als vorzüglich wünschenswerth vorkommt, die Lage seines Nebenbuhlers unmöglich in einem so hohen Grade verbessern kann, um diesen in Hinsicht der Zufriedenheit weit über ihn zu erheben.

Sogar der Kummer, diese Gemüthsbewegung, der das tugendhafte und fühlende Herz mehr als jeder anderen unterworfen ist, wird durch Betrachtungen von einer ähnlichen Art, entweder völlig gehoben, oder doch wenigstens beträchtlich erleichtert werden. Er wird völlig gehoben werden, wenn wir die Annehmlichkeiten unsrer Lage nicht anders als mit der lebhaften Ueberzeugung genießen, daß sie uns nur auf einen ungewissen Zeitraum verliehen sind, und daß ein einziger schneller Augenblick sie uns alle zu rauben vermag. Wenn wir nie vergessen, daß unsre liebste Güter und Besizungen sich doch alle nur auf eine sehr kurze Zeit in unsern Händen befinden; wenn wir überlegen, daß diese kurze Zeit durch tausend unvorhergesehene Zufälle, welche die holde Schmeichlerin, die Hoffnung, unsern Augen verborgen hielt, noch verkürzt werden kann: so werden wir gewiß nicht über einen Verlust gar zu heftig trauern, dessen genauen Werth wir zwar unmöglich angeben können, von dem wir aber genug wissen um überzeugt zu seyn, daß selbst sein möglich größter Werth doch immer nicht unsre herzzerreißende Betrübniß vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft rechtfertigen könne.

Sollte aber auch unser Geist von irgend einer Leidenschaft so lebhaft eingenommen seyn, daß wir hierdurch verhin-

hert würden, die Vorzüge unsrer Lage mit der Ruhe und Mäßigung zu genießen, die uns die Vernunft und die Tugend vorzuschreiben scheinen: so wird es auch dann nicht zu spät sehn, zu diesem Mittel unsre Zuflucht zu nehmen, und in ihm den wohlthätigsten Balsam für unsre Wunden zu finden, wenn der Kummer uns zu Boden drückt, oder wenn die wehmüthige Sehnsucht nach demjenigen, was ohne Wiederkehr dahin ist, uns jedes frohe Lächeln von der Wange verschleucht. Mit Nutzen werden wir dann über die Ungewißheit unsrer eignen Lage und über die Thorheit nachdenken können, der wir uns schuldig machen, wenn wir dasjenige mit so heißen Thränen beweinen, dem, hätt' es noch etwas länger bey uns verweilt, wir doch selbst in kurzem entrißten worden wären.

Was die bittersten aller Schmerzen, die Schmerzen über den Verlust der Theuern betrifft, die wir mit Zärtlichkeit liebten: so sey es mir zu bemerken erlaubt, daß zwischen sterblichen Menschen eine Freundschaft unter keiner andern Bedingung geschlossen werden könne, als daß der eine der Freunde des andern Tod einst beklagen müßte; denn nur selten erweist der Himmel zwey liebenden Seelen die Wohlthat, sie in einem Augenblicke von den Banden dieses Körpers zu entseffeln, sie in einem Augenblicke zu den frohen Wohnungen des ewigen Friedens abzurufen. Auch vergesse man nicht, daß der aus dieser Quelle entspringende Kummer nothwendig einen großen und der Heftigkeit der Betrübniß angemessenen Trost bey sich führen müsse; denn dem Ueberlebenden wird doch immer, sey sein Kummer auch noch so heftig, die süße Besänftigung bleiben, daß sein Freund einem ähnlichen entgangen ist.

Selbst die Furcht, die siegreichste und unwiderstehlichste unsrer Leidenschaften, kann durch diese Panacee der Seele unterdrückt und gemäßiget werden. So wie uns
die

die öftre Betrachtung des Todes die Eitelkeit aller menschlichen Güter zeigt, so entdeckt sie uns auch die Geringfügigkeit der Uebel dieser Welt. Sie können höchstens nur so lange dauern, als das Geschöpf, welches sie erträgt; je heftiger sie aber auf dieses wirken, je schneller werden sie sein Daseyn endigen. Die Seele läßt sich nur einen gewissen Zeitraum in ihrem Kerker fesseln; über diesen hinaus, schwebt sie leicht davon, und hinterläßt der menschlichen Bosheit einen leblosen Körper.

— Ridetque sui ludibria trunci, —

Das Aeußerste, was wir jemand drohen können, ist der Tod, den wir zwar beschleunigen, aber nicht aufhalten können; unziemend und unweise wäre es daher für den rechtschaffenen Mann, die Verzögerung eines Schicksals, das ihn, früher oder später, doch einmal treffen muß, auf Unkosten seiner Tugend erkaufen zu wollen; doppelt unziemend und unweise, da er nicht einmal mit Sicherheit wissen kann, ob ihm nicht ein höchst geringer Theil von Zeit durch diesen Kauf zufallen werde, und da diese Zeit, sey sie nun lang oder kurz, doch so unendlich durch die Erinnerung an den Preis, der für sie bezahlt ist, verlieren muß. Auf der einen Seite erhält er die Gewißheit seiner zerstörten Glückseligkeit, ohne auf der andern die Ueberzeugung von seinem verlängerten Leben zu bekommen.

Nicht bloß kann die bekannte Kürze des menschlichen Lebens unsre Leidenschaften bändigen, nein sie kann auch dazu dienen, um uns in der Verfolgung unsrer Pläne die gehörigen Schranken zu setzen. Selbst dem feurigsten Genie, der rastlosesten Thätigkeit bleibt doch eine gewisse Sphäre angewiesen, über die sie sich nicht empor heben können. Die Welt zu erobern, scheint die wahnsinnige Idee weniger mächtigen Fürsten gewesen zu seyn; sich zu

Dem Gipfel der Vollkommenheit in jeder menschlichen Wissenschaft aufzuschwingen, ist die thürigste Hoffnung einiger Männer von ungewöhnlichen Geisteskräften gewesen. Erstere sowohl als letztere haben doch endlich durch ihre eigne demüthigende Erfahrung lernen müssen, daß sie nach einer Höhe getrachtet hatten, deren Erreichung der schwachen Menschheit versagt war, und beyden ward am Ende ihrer Laufbahn keine andre Belohnung zu Theil, als die nagende Reue über die Verblendung, mit der sie einem eiteln und strafwürdigen Ehrgeiz nachgesagt und darüber die Gelegenheit verloren hatten, sich ihren Nebenmenschen nützlich zu machen, und ihre Verdienste nicht bloß von der glänzenden, sondern auch von einer wohlthätigen Seite gezeigt zu haben.

Wir dürfen nur die Weltgeschichte aufschlagen, um fast auf jeder Seite Nachrichten von gescheiterten Plänen der Könige und Fürsten anzutreffen, deren Verunglückung in ihrer Erbße lag. Doch dünkt mir, werden diese Nachrichten für den großen Haufen nie von sehr wichtigem Nutzen seyn können. Ermahnungen und Lehren, die gegen Fehler gerichtet sind, deren Begehung uns schon durch unsre Lage unmdglich gemacht wird, werden uns immer nur sehr wenig interessieren. Schon weit lehrreicher ist es, das gewöhnliche Schicksal eines unrichtig geleiteten litterarischen Ehrgeizes zu bemerken; jeder Gelehrte kann hierbey lernen, wie oft die glänzendsten Fähigkeiten durch eine zu große Verbreitung über zu mannigfaltige Gegenstände des menschlichen Wissens verdunkelt, wie oft die schönsten Ideen durch die unaufhörliche Dazwischenskunft anderer Gedanken an ihrer Ausführung gehindert, und wie oft endlich die gelehrtesten und schätzbarsten Werke durch einen zu weit ausgedehnten Plan unvollendet gelassen worden sind.

Der

Der empfindende Mensch wird gewiß nie ein edleres Herz erhebenderes Vergnügen genießen, als wenn er über sich nachdenkt, und dieses Nachdenken ihn nun die Unermesslichkeit seiner intellectuellen Kräfte bemerken läßt. Ich wenigstens ward zu keiner Zeit von einer reinern Dankbarkeit gegen die Gottheit entflammt, als wenn das Allumfassende der menschlichen Seele, für die der Raum kein hinlängliches Maas, das Weltall keine Grenze ist, mir den überzeugendsten Beweis von der Gewißheit meiner künftigen Fortdauer und von der Erhabenheit der Stufe gab, die uns die Vorsehung in dieser Schöpfung angewiesen hat. Aber eben diese herrliche Gewißheit, daß unsre Seele so unendlich mehr umfassen, als unser Körper ausführen kann, sollt es uns dagegen auch, so lange wir uns in diesem Zustande noch befinden, zur heiligen Pflicht machen, unsre zwey verschiedene Grundstoffe, wenn ich mich so ausdrücken darf, in ein gehöriges Verhältniß zu einander zu setzen. Wir müssen weder unsern Sinnen Vergnügungen erlauben, wodurch die Stärke des Geistes nicht anders als geschwächt werden kann, noch auch unsre Seele unaufhörlich mit Plänen beschäftigen, die der stärkste Körper und das längste Lebensalter nicht zu vollenden im Stande sind. Die Ungewißheit unsers Aufenthalts in diesem Leben sollte uns auf der einen Seite lehren, unsre Entwürfe zu beschränken, so wie sie uns auf der andern aufmuntern könnte, unsre Thätigkeit und Industrie zu vermehren. Wenn wir mit dem Vater der Arzneygelahrtheit nie versgäßen, daß die Kunst lang, das Leben kurz ist: so könnten wir vielleicht bald dahin kommen, uns zuweilen anzuhalten, zuweilen aber auch zu beseuern, je nachdem wir nehmlich unsre Pläne von zu ungeheuerm Umfange oder unsre Bemühungen mit zu wenigem Ernste begleitet finden würden.

VI. Bleibt

VI.

Bleibt der Natur treu, studirt ihre Reize, und
ihr werdet nie ganz unglücklich seyn.

Rura mihi et rigui placeant in vallibus amnes;
Flumina amem, sylvasque inglorius.

Virg. Georg. L. II. v. 475.

Die Empfänglichkeit für eine verfeinerte und erhöhte Schönheit, die wir Geschmack nennen, herrscht in der ganzen empfindenden Schöpfung; am mächtigsten und anhaltendsten wirkt sie auf die Menschen bey den Gelegenheiten, über die sie keine Gewalt haben, und die weder der Veränderlichkeit des Zufalls noch der eigensinnigen Herrschaft der launichtesten Mode unterworfen sind. Die grüne Wiese, der schattichte Wald, die muntre Landschaft, der gränzenlose Ocean, und das gestirnte Firmament des Himmels, werden zu allen Zeiten von allen Völkern mit Entzücken bewundert werden. So unmöglich es ist, daß ein vernünftiges Wesen bey der Anschauung dieser Phänomene ganz ohne Gefühl bleiben kann, so kann doch der Grad dieses Gefühls sehr verschieden seyn; nur die Seele, deren reiner Glanz durch den Geiz und die Sinnlichkeit nie getrübt ward, deren zarte Fühlbarkeit die feinsten Empfindungen weckt, nur eine solche Seele ist im Stande, die bezaubernden Scenen der Natur mit voller Wonne zu umfassen. Der glückliche Mensch, der so erhabne Kräfte
der

der Erkenntnis und des Genusses empfangen hat, kann ohne Uebertreibung mit dem Dichter ausrufen:

Laß andre nur nach Reichthum streben,
 Ihn nimmt und giebt der Zufall nur,
 Mir ist ein Baum und Bach gegeben,
 Und diese gab mir die Natur.
 Laß andre weit und prächtig wohnen,
 Ich habe doch noch größern Raum;
 Sie liegen auf erhabnen Thronen,
 Ich unter einem hohen Baum!

Vielleicht läßt sich ein so feuriger Enthusiasmus nicht immer mit den gewöhnlichen Geschäften vereinigen, welche die Vorsehung den meisten Menschen angewiesen hat. Gewiß giebt es aber niemand, der nicht durch eine zweckmäßige und nicht zu weit getriebne Unterhaltung dieses edeln Gefühls besser und zufriedner werden könnte; und würde es von einem jeden so genährt, daß die Pflichten seiner individuellen Lage nicht darunter litten: so würde das Glück des menschlichen Lebens gewiß vorzüglich das bey gewinnen. Aus dieser Quelle entspringen die feiner und lebhaften Vergnügungen der Einbildungskraft fast einzig und allein, und die freyen Künste danken ihre herrlichste Schönheit dem Sinn für die Betrachtung der Natur. Die Mahlerer und die Bildhauerkunst beschäftigen sich mit Nachahmungen sichtbarer Objecte; und würde die Poesie noch Reize haben, wenn man ihr die Bilder und Verschönerungen raubte, die sie ländlichen Scenen abborgt? Mahler, Bildhauer und Dichter sind daher vortugsweise die Schüler der Natur, und je größer ihre Geschicklichkeit wird, je höher steigt auch ihre Extase bey jeder neuen und schönen Anschauung, die ihnen die Thier- oder Pflanzenwelt darbietet. Doch das Vergnügen eines solchen

solchen Bewunderung schwindet leicht vorüber, und werden Geschmack bilden wollte, ohne ihm weitem Einfluß auf seine Leidenschaften und sein Herz einzuräumen, würde eben so thöricht handeln, wie ein Gärtner, der einen Baum von der besten Gattung und den edelsten Früchten der bloßen Blüten wegen aufziehen wollte. Die physische und moralische Schönheit steht in einem so engen Verhältnis zu einander, daß man sie nur wie verschiedene Gradationen am Maasstabe der Vortrefflichkeit betrachten darf, und die Kenntnis und der Genuß der erstern ist als ein Schritt anzusehen, um zu den edlern und dauerhaftern Freuden der letztern zugelingen.

Ich habe nirgends eine richtige und treffendere Inschrift gefunden, als die, welche sich beim ersten Eintritt in die Leafowes *) dem Auge des Reisenden zeigt:

Would you then taste the tranquil scene?
Be sure your bosoms be serene;
Devoid of hate, devoid of strife,
Devoid of all, that poisons life;
And much it 'vails you, in their place,
To graft the love of human race **).

Solche Scenen bringen eine Ruhe und Heiterkeit im Geiste hervor, ohne welche man ihre Schönheit weder
vers

*) Diese lieblichen Gärten die eigentlich Arkadiens Schäferwelt auf Albions Fluren realisirt darstellen sollen, liegen in Shropshire zwischen Birmingham und Stourbridge. Ihr vormaliger Besitzer war der lebenswürdige Eclogendichter Shenstone, der sie größtentheils selbst angelegt hat.

**) Hoffst Du von Ruhesenen stille Lust?
So fülle heit'rer Friede Deine Brust!
Befreye sie, wenn Haß und Neid sie drückt;
Vertilge was der Freuden Keim erstickt;
Es wachse in dem unkrautleeren Raum
Der Menschenliebe frucht'ereicher Baum.

verstehen, noch genießen kann. Durch einen geheimen Zauber theilt sich die Harmonie, die sie umschwebt, der Seele mit, und der innere Sinn verschwifert sich unmerklich mit den Gegenständen des äußern. Denn wer kann die Natur lächeln sehen, ohne ihr nachzulächeln? Kann noch eine stürmische Leidenschaft in der Brust wüthen, wenn der holde Friede in jedem Weste wehet, und süße Melodien in allen Hainen tönen?

In diesem Zustande der unbefangenen Vergessenheit erregt jeder Gegenstand tugendhafte Eindrücke. Wir betrachten den geduldigen Stier mit großmüthiger Theilnahme, das unschuldige Schaaf mit Mitleid, und das muntre Lamm weckt in unsrer Seele die Empfindungen der Zärtlichkeit und der Liebe. Wir freuen uns mit dem Pferde, das wir zwanglos und frey von Arbeit auf der bunten Wiese im vollen Gefühl seiner Unabhängigkeit umherirren sehen, und die Sprünge des Fohls würben uns entzücken, wenn der Gedanke an die Claveren, die in so kurzer Zeit seiner Harrt, nicht unsre Freude dämpfte und ihren frohen Ausbruch zurück drängte.

Uns gefallen die Gesänge der Vögel, das Summen der Insecten, und das Hüpfen der Fische, weil alles dieses Zeichen der Lust sind, und wir über das Glück der ganzen belebten Schöpfung frohlocken. So wird ein mildes und viel umfassendes Wohlwollen in uns zur Thätigkeit aufgereizt; wir haben an den Vergnügungen der unter uns stehenden Geschöpfe Theil genommen; ihre Freude ist die unsrige gewesen, und wir sind nun gewiß nicht mehr fähig, bey ihren Leiden gleichgültig zu bleiben, oder sie wohl gar schadenfroh zu verursachen.

So viel man auch dagegen gesagt hat, so scheint es doch ganz ausgemacht der Wille der Vorsehung zu seyn, daß die untergeordnete Klasse der Schöpfung zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen dienen solle. Aber
weiter

weiter erstreckt sich unsre Macht auch nicht, und wenn wir die uns anvertraute Herrschaft mit Güte, Menschlichkeit und Gerechtigkeit ausüben: so werden unsre Unterthanen eben so viel dabey gewinnen als wir selbst. Denn eine unzählige Menge Geschöpfe werden täglich durch unsre Sorgfalt erhalten und genährt. Die Verbindlichkeiten zwischen den Menschen und den Thieren sind daher gegenseitig; und wir sind allerdings berechtigt, unsre Bedürfnisse durch den Gebrauch ihrer Kräfte, und sogar durch die Aufopferung ihres Lebens zu befriedigen, wenn wir nur auch hierbey den großen Zweck der Schöpfung — die Beförderung der Glückseligkeit — nie aus den Augen verlieren.

So wahr es auch ist, daß durch einzelne und theilweise verstreute Uebel die allgemeine Wohlfahrt bewirkt werden kann, und daß es eine weise und wohlthätige Einrichtung der Natur ist, aus dem Schooße der Vernichtung erneuertes Leben und reges Jugendgefühl hervorzurufen: so wird doch gewiß jede großmüthige Seele ihr Mitleid dem unschuldigen Geschöpfe unmdglich versagen können, das um ihrentwillen leidet; der edle Mensch wird sogar um das sanftmüthige Lamm, das sein Leben unter dem blutigen Messer aushaucht, theilnehmende Thränen vergießen, und wird nichts unterlassen, wodurch der Schmerz des leidenden Wesens verkürzt und gemindert werden kann.

Ich bin gewiß, daß dieses liebenswürdige Gefühl der Menschlichkeit sich nur zu bald verlieren, und das Herz sich nur zu früh verhärten würde, wenn das lächelnde Antlitz der Natur diesen himmlischen Funken nicht stets in uns wach erhielte. Als der Graf von Lauzun auf Befehl Ludwigs des XIV. in der Festung Pignerol gefangen saß, fand er eine geraume Zeit sein einziges Vergnügen darinn, alle Fliegen, deren er habhaft werden konnte, aufzusans

zufangen, und sie einer gierigen Spinne zum Verschlingen zu überliefern. Eine solche Unterhaltung war eben so sonderbar als grausam; auch entsprach sie weder seiner vorigen, noch auch seiner nachherigen Denkungsart. Aber sein Zimmer hatte keine Fenster, und das Licht fiel nur in schwachen Strahlen durch eine kleine Oeffnung in dem Balken hinein. Unter weniger ungünstigen Umständen würde er die mit Todesangst kämpfende Fliege vielleicht gerettet und ihr die Freiheit geschenkt haben, die man ihm selbst grausamerweise geraubt hatte.

Wie herzerhebend ist es, bey der stillen einsamen Natur den Trost zu finden, den wir überall vergebens suchten! Bey so manchen Scenen der Vergänglichkeit, die auch bey den schnellsten Vorüberschwinden Thränen oder doch Trübsinn zurücklassen, bey so vielfältigen Täuschungen unsrer Hoffnungen und Leidenschaften, scheint nichts dem Bedürfnisse unsrer Natur angemessener, als zuweilen den Trost der Einsamkeit und die Weisheit stiller Betrachtungen zu suchen. Wir finden in der einsamen Wiedererinnerung nicht selten ein verlohrenes Gut wieder, genießen im Bilde noch einmal eine Glückseligkeit, die auf ewig verschwand, mit Phantasien voll süßer Schwermuth schwimmen wie der Vergangenheit auf ihrem Strome nach; Gern nimmt unser Herz, sobald wir uns dem Taumel der Welt entziehen, Empfindungen der sanften Gattung wieder auf; gern überläßt es sich der Zärtlichkeit, der Sympathie, der Wehmuth und andern milden Gefühlen. Und viel, zu viel hat das Leben zur Unterhaltung dieser Gefühle. Ueberall steht uns das Bild vergangener Jahre und verloschener Glückseligkeit vor Augen; hier eine verblühte Jugend, dort eine getrennte Freundschaft, eine gestorbene Liebe; hier eine Reihe getäuschter Hoffnungen, Wünsche, die in Leidenschaften auflebten, und Leidenschaften, die in Wünschen starben, dort ein Labyrinth von Ereignissen,
h
dunkel,

dunkel, verwickelt und doch hell am Ausgang; hier die Nothwendigkeit des Fortgangs auf dem schlüpfrigen Pfade des Lebens, dort die Ungewißheit seines Ziels, die weite Länge künftiger Bestimmungen, die das Herz ahndet und die Vernunft hofft, und doch die undurchdringliche Finsterniß der Decke, die vor unserm Blick über diese Bestimmungen herabhängt. Diese Betrachtungen, die trüben und doch erhellen, diese Empfindungen, die erweichen, und doch stärken, unterstützt die Natur sowohl durch tausend Erscheinungen von Vergänglichkeit, als auch durch besondre Gegenden von einem einsamen und ernsten Character. Man hat die Eindrücke dieser Gegenden bey einer unverderbten Empfindungskraft immer gefühlt; und selbst rohe Völker konnten ihnen zuweilen nicht widerstehen. Die Dichter haben so oft stille melancholische Wälder, tief überschattete Wohnungen der Einsamkeit, verborgene Sitze des Nachdenkens unter wilden herabhängenden Felsen, sie haben so manche verschlossene Einöde als Zufluchtsort der Leidenschaft, als Freystatt des Unglücks geschildert, daß diese Gattung von Naturscenen nicht unbekannt seyn kann. Jeder Leidende weine hier seinen Kummer aus, und jedes Lüftchen wird seinem kranken Herzen Balsam zuwehen.

Aber der Geschmack für Naturschönheiten dient noch zu weit höhern Zwecken, als den bis jetzt von uns angegebenen; er verfeinert und humanisirt nicht blos unsre Neigungen, nein er giebt ihnen auch Würde und Glanz. Er erhebt sie zur Bewunderung und Liebe des Wesens, das der Urheber alles Guten, Schönen und Erhabnen ist, das wir in der Schöpfung sehen. Zweifelsucht und Irreligion lassen sich bey einer richtigen Kenntniß von der Weisheit, Harmonie und Ordnung in der ganzen Schöpfung gar nicht denken, und die Empfindungen der reinsten Frömmigkeit müssen in dem Busen, der mit der ganzen Natur im Einverständnis lebt, warm und zwanglos glühen.

Anges

Angefeuert durch diese himmlische Begeisterung findet der Mensch einen Tempel in jedem Haine, und glühend vor andächtiger Gottesverehrung vereinigt er seine Stimme mit dem allgemeinen Chor, oder preist auch die Gottheit in einem noch ausdrucksvollern Stillschweigen.

Wunderfeltger Mann, welcher der Stadt entfloß!
 Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
 Jeder blinkende Kiesel
 Predigt Tugend und Weisheit ihm.
 Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger Tempel,
 Wo ihm sein Gott näher vorüber wallt,
 Jeder Rasen ein Altar,
 Wo er vor dem Erhabenen kniet!

VII.

Apophtegmen über das menschliche Wissen und einige andre Gegenstände des Lebens; zum Theil nach dem Französischen.

Nichts wissen, schlecht wissen, was man weiß, und was anders wissen, als man wissen sollte, sind dreyerley Arten von Unwissenheit, wovon die eine eben so tadelnswerth ist als die andern.

Man ist noch nicht gelehrt, wenn man viel weiß, aber man ist wahrhaft gelehrt, wenn man gründlich weiß, was man weiß.

Die Zeitschriften, die seit einiger Zeit in Deutschland so reißend zugenommen haben, schmeicheln zu gleicher Zeit unser Lust etwas zu lernen, und unserm Widerwillen zu arbeiten, zwey Neigungen, die jetzt gleich stark bey uns herrschen.

Ein jeder will gelehrt scheinen, aber wenige Leute wollen es wirklich werden, wenn sie anders diesen Zweck nicht auf eine leichte Art und durch angenehme den Verstand nicht zu heftig angreifende Schriften erreichen können. Ein Studium, das man nur des Vergnügens wegen treibt, wird schwerlich bis zur Ermattung fortgesetzt werden.

Der Hunger, sagt Plato *), ist eine Wolke, die uns einen Regen von Wissenschaft und Beredsamkeit schenkt.

Die

*) Platos Satz ist wahr; die Richtigkeit der Metapher aber, wodurch er ihn ausgedrückt hat, mag der Verfasser nicht rechtfertigen.

Die Sättigung ist eine andre Wolke, die nur Dummheit und Unwissenheit hervorbringt. Wenn der Magen leer ist, wird der Körper geistig, und wenn er voll ist, wird der Geist körperlich.

Es giebt einige Männer von Kopf, die gar zu vorsichtig und furchtsam sind; sie wollen keine Blöße geben, wagen daher nie einen erhabnen Ideenflug und lassen den Funken, der, wenn er gehörig angeblasen würde, sie zu Genies der ersten Größe erheben könnte, unnütz in sich verglühen. Die ängstliche Correction, wonach sie sich in allen ihren Ausdrücken und Gedanken bestreben, macht sie oft matt, und aus Furcht zu fallen, kriechen sie beständig auf den betretensten Straßen fort. Sie vermeiden jede Anhöhe, von der sie bemerkt werden könnten, und haben gewöhnlich den traurigen Fehler, gar keinen Fehler zu haben.

Es ist gewiß nichts, was uns mehr und größere Thorheiten sagen und begehen macht, als das unselige Verlangen, Verstand zeigen und glänzen zu wollen.

Die gemeinsten und ungebildetsten Menschen tragen häufig sehr wichtige Wahrheiten mit einer eben so feinen Beurtheilungskraft vor, wie die cultivirtsten und geistreichsten Männer.

Der bon sens, dieses unschätzbare Geschenk der Natur, wird nicht immer so bewundert, wie er es verdiente, weil man seinen vollen Werth erst durch tiefe Betrachtungen, deren nur wenige Menschen fähig sind, einsehen lernen kann.

Der Gedanken Diebstahl, der mit Wagh verübt wird, bringt dem Diebe keine Schande, und macht dem Bestohlenen Ehre.

Der Kopf, der ein richtiges Urtheil mit einer blühenden Imagination verbindet, behauptet selbst bey schon vor ihm gedachten Dingen, durch die glückliche Wendung,

die er ihnen giebt, seine Originalität: man urtheilt von ihm, daß er diese Ideen zuerst gehabt haben würde, wenn seine Vorgänger erst nach ihm gekommen wären.

Der Verstand ist ein loderndes Feuer, das unaufhörlich um sich greift, und beständig Nahrung verlangt: trifft es keinen brennbaren Stoff, der es zur Tugend hinleitet: so wird es sich im Nothfalle mit solchem begnügen, der es dem Laster nähert.

So ist die Beschaffenheit des menschlichen Geistes: Köpfe von der ersten Größe würden böse werden, wenn man sie beständig bewunderte; sie mögen sich gern zuweilen widersprechen lassen, um hierdurch ihrer Eigenliebe Gelegenheit zu verschaffen, sich einen Triumph zuzuwertennen. Dieser Triumph mag gegründet seyn oder nicht, das schadet nichts; er bringt doch dieselbe Wirkung bey ihnen hervor.

Der wahre Character der Schönheit in den Werken des Verstandes besteht darin, leicht nachgeahmt werden können zu scheinen, und doch nicht nachgeahmt werden zu können.

Bev Werken des Verstandes muß man sich nicht zu slavisch an gewisse Regeln und Vorschriften binden. Der gute Geschmack wurde erst nach Regeln gebildet, nachdem diese Regeln aus *guten* Producten des ächten Geschmacks hergenommen und festgesetzt waren. Die Natur ist in ihren Abweichungen oft weit schöner als die Kunst.

Der laconische Styl besteht nicht sowohl darin, eine ganz außerordentliche, als vielmehr eine zweckmäßige Kürze zu beobachten.

Von einer gründlichen Rede muß alles Ueberflüssige, was nur dazu dient, dem Ohre zu schmeicheln, ohne den Verstand aufzuklären, und das Herz zu rühren, entfernt werden. Hierher gehören vor allen Dingen die pomphaften Beywörter, wodurch die Redensarten schwerfällig und

ver-

verwickelt werden; alle blumigte Floskeln, die den Geist vom Hauptgegenstande abführen, und die Schilderungen, die das Laster zuweilen sehr liebenswürdig mahlen, taugen eben so wenig als die Auswüchse einer zu fruchtbaren Phantasie, welche ein und dieselbe Sache auf hunderterley verschiedene Arten sagen.

Die Kenntnisse und die Wissenschaften können die Menschen sowohl besser als auch schlechter machen; schlechte Menschen werden durch sie verdorben, gute hingegen verbessert.

Wer nichts weiß, und auch nicht weiß, daß er nichts weiß, der ist doppelt unwissend; denn diese letzte Unwissenheit macht, daß die erste unaufhörlich fortdauert.

Dieselben Wirkungen entstehen zuweilen aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Ein Mann von vielem Verstande kann die menschlichen Kenntnisse verachten, weil er zu deutlich sieht, wie weit sie gehen; ein dummer Mensch kann sie auch verachten, weil er nicht einmal sieht, wo sie anfangen.

Der gescheuteste Mann ist gewiß der, welcher seine Schwäche am meisten kennt; der Drang seines Verstandes treibt ihn unaufhörlich auf Gränzen zu, die seinem weitern Fortdringen Einhalt thun; eine anhaltende und traurige Erfahrung lehrt ihn täglich, was er nicht vermag. Der gewöhnliche Mensch hingegen läßt es sich nicht einmal träumen, daß es Schranken giebt, die der menschliche Geist nicht übersteigen kann, ja er läugnet sogar ihre Wirklichkeit, weil er nie die Kraft gehabt hat, bis zu ihnen vorzudringen.

Die Unwissenden wissen ohne weitere Ueberlegung, daß sie unwissend sind; die Gelehrten wissen aus hinreichens der Ueberzeugung, daß sie nichts wissen; dieß ist das einzige, was sie vor den erstern voraus haben.

Es ist noch eine große Frage, ob die Wissenschaften dem Staate und der Religion nützlicher oder schädlicher sind; je nachdem man sie gebraucht, können sie sowohl zu Angriff, als auch Vertheidigungswaffen dienen.

Der Mißbrauch, der mit einer Wissenschaft getrieben wird, ist noch kein Grund, um sie zu verdammen. Die Entomologie und die Botanik werden heutzutage von vielen ihrer Verehrer zu bloßen Gedächtniswissenschaften ohne weiteres Raisonnement herabgewürdigt. Was war die Logik in dem Mittelalter weiter als ein Gewebe unnützer Spitzfindigkeiten? Die schönsten und wohlthätigsten Erfindungen können durch einen falschen Gebrauch verunzelt werden.

Die Tyranny ist zuzeiten in der gelehrten Republik eben so drückend, wie in manchen bürgerlichen Gesellschaften. Man hüte sich ja vor den übermüthigen Kraftgenies, die alle übrige Gelehrte gar zu gern beherrschen möchten, die alles verschreyen, was nicht mit dem Stempel ihres Beyfalls gezeichnet ist, und die die Schreib- und Druckfreyheit überall zu unterdrücken suchen.

Weder die Philosophen noch die Grammatiker dürfen über die Verdienste von Gedichten oder von Werken, die in die schönen Wissenschaften einschlagen, urtheilen. Die Grammatiker beschäftigen sich garzusehr mit allen Minutien der Sprache und sind als beständige Sklaven einer zu ängstlichen Genauigkeit eben so wenig im Stande, die Erhabenheit der Dichtkunst zu fassen, wie ernste in den abstractesten Untersuchungen vertiefte Philosophen fähig sind, die leichte Grazie der schönsten der nachahmenden Künste mit voller Lebhaftigkeit zu empfinden. Wer soll nun aber Gedichte beurtheilen, wird man vielleicht fragen. Gesezt man rügte den Dichtern selbst dieses Geschäfte auf, würde man dann nicht Gefahr laufen, daß Eifersucht, Neid und vorgefaßte Meynung auf das Urtheil einen merklichen Ein

Einfluß bekämen? Würden sie ihre Nebenbuhler gern losben? Und würden sie in fremden Werken die Stellen für schön halten, die sie in ihren eignen Schriften nicht ansbringen könnten? Nein, auf keinen Fall dürfen so verdächtige Richter anerkannt werden; wen soll man aber nehmen, um diese Stelle zu ersetzen? Das Publikum, und der richtige Geschmack, der im Ganzen unter der unpartheiischen Menge verbreitet ist, sind gewiß die zuverlässigsten Richter über ähnliche Gegenstände. Immerhin prüfe der Philosoph die Moral des Gedichts, der Grammatiker die Richtigkeit der Sprache, und der Dichter die Prosodie, und die Reime. Nur das Publikum kann die Wirkung des Ganzen beurtheilen, und sein Ausspruch ist daher der dauerhafteste und gütigste. Dieß ist wenigstens Senecas und Balzacs Meinung.

Longin, dieser Vater der schönen Eloquenz, setzt überall den Grundsatz fest, daß eine Rede durch nichts mehr entstellt wird, als durch das ewige Jagen nach wohlklingenden Wörtern. Nicht als ob man allen Schmuck der Sprache ganz vernachlässigen solle; nein, denn durch einen edeln Ausdruck kann ein großer Gedanke ausnehmend gehoben werden; nur vergesse man niemals, daß die Sprache doch immer nur das Gewand der Idee bleibt.

Die Gelehrsamkeit ist gleich dem Gelde nicht der Zweck, sondern das Mittel, zum Zwecke zu gelangen; und es ist höchst thöricht, und sogar oft sträflich, diese Mittel zu besetzen, und sie nicht zum gemeinen Besten anzuwenden.

Wenn man alles, was man Gelehrsamkeit nennt, in den Schmelztiegel der Wahrheit brächte, und nur die aufstrengste geläuterten Sätze zurückbehielte: so würde man die große Bibliothek in wenig Minuten durchgelesen werden können.

Gut sprechen ist eine schöne Sache, gut denken ist eine noch schönere, aber gut empfinden ist die schönste von Allen.

Ein feines und edles Gefühl führt uns auf einem weit kürzern Wege zur Rechtschaffenheit hin, als eine kalte Vernunft.

Es ist eine wahre Bemerkung, daß wir weit gelassener unsere Sittlichkeit als unsern Verstand tadeln hören; dieses dürfte bey'm ersten Anblicke sonderbar scheinen, weil wir wohl wegen einer schlechten Moralität, nicht aber wegen eines Mangels an großen Geistesfähigkeiten verantwortlich sind; der eigentliche Grund hiervon liegt aber darin, daß ein Mensch zwar seine Sitten veredeln, nie aber seinen Verstand in einem hinlänglich hohen Grade schärfen kann, um für einen sehr klugen Mann gehalten zu werden.

Wir sind nicht immer Herr genug über uns, um nicht zuweilen gegen Menschen von sehr geringem Verstande eine Umwandlung von Verachtung zu empfinden; aber wir sollten immer Herr genug über uns seyn, um diese Umwandlung nie zum Ausbruche kommen zu lassen; sich überlegner Talente bedienen, um die Einfältigen zu demüthigen, oder zu beleidigen, ist eben so grausam und niedrig, als es für einen Riesen schändlich seyn würde, einem wehrlosen Zwerge die Kraft seiner herculischen Fäuste fühlen zu lassen.

Es trägt sich sehr häufig zu, daß diejenigen Leute, die sich am wenigsten selbst beherrschen können, doch am liebsten andre beherrschen mögen.

Der Freiheitschwindel greift nur darum so mächtig um sich, weil die meisten ununterrichteten Menschen so von dem Gedanken des nicht Beherrschtseyns erfüllt und entzückt sind, daß sie darüber den Gedanken des gleichfalls hinwieder nun nicht Herrschens vergessen.

Niemand hat ein Recht unthätig zu seyn, der nicht vorhin thätig gewesen ist. Möge derjenige, der einen
 Hang

Hang in sich fühlt, wie ein Eremit von der handelnden Welt abgefondert zu leben, sich täglich die Frage vorlegen, wie es mit seiner Nahrung und Kleidung aussehn würde, wenn alle Menschen diesen Hang in sich fühlen und ihn auch befriedigen wollten.

Derjenige, welcher sich durch Sonderbarkeiten auszeichnen will, die der Gesellschaft schädlich sind, giebt einen unzweydeutigen Beweis eines kleinen Geistes, der keinen andern Weg kennt, seiner Eitelkeit zu schmeicheln.

Wenige Menschen würden ruhig seyn können, wenn sie in einem Wagen ohne Kutscher, welcher der Willkühr von ein paar muthigen blinden Pferden überlassen wäre, fortgefahren würden; und doch scheinen viele Leute hier ganz zufrieden zu leben, ohne zu bedenken, ob dieses Welts all unter der Leitung einer Vorsehung steht: ja einige scheinen sogar an der Hoffnung, daß nichts von der Art vorz handen sey, großes Vergnügen zu finden.

Da der Glaube an einen Gott die Grundlage aller Religion ist, so kann es auch keine Religion ohne Glauben geben; aber da die wahre Religion die Tugend nothwendig in sich schließt, so kann auch die Religion ohne Tugend nicht vollkommen seyn.

Es ist derselbe Unterschied zwischen dem Glauben und den Werken, der zwischen unsrer Ueberzeugung von der Armuth eines Menschen und dem Beystande, den wir ihm zukommen lassen, eintritt; wir werden ihm nicht helfen, wenn wir nicht glauben, daß er arm ist; aber wenn wir glauben, daß er arm ist, und ihm doch nicht beystehen, so ist es im Grunde eben so gut, als ob wir gar nichts von ihm glaubten.

Nur diejenigen können hoffen, ein dauerhaft glücklichhs Leben zu führen, die in ihrer Jugend die Grundlage zu ihrer künftigen Zufriedenheit gelegt haben. Diese Grundlage

lage muß aus der Tugend, der Weisheit, und ihren Töchtern, der Gelehrsamkeit, der Mäßigkeit und der Anständigkeit bestehen.

Unsre Leidenschaften in der Jugend sind mächtige und gefährliche Verführerinnen: sie verleiten uns zu einem schnellschwindenden Genuße, der sich oft in einer langen und fruchtlosen Neue endigt. Gegen diese drohende Uebel können wir unsern einzigen Schutz in der Erfahrung späterer Tage finden, und wer diese am frühesten macht, ist auch am glücklichsten.

Die größte Weisheit, die ein greises Haupt zieren kann, besteht darin, der Welt mit Anstande zu entsagen, und der rauschenden Gesellschaft freywillig ein letztes Lebewohl zu wünschen, bevor man sie gezwungen verlassen muß. Das schwache über dem Grabe zitternde Alter kann sich nirgends hinflüchten, als in den sanfterwärmenden Busen der tröstenden Freundschaft, und dieser Zufluchtsort findet sich nicht unter der lärmenden Menge.

Geschwägigkeit ist schon seit Homers Zeiten der charakteristische Zug des Alters gewesen. Wenn sie von der heitern Fröhlichkeit früherer Jahre begleitet wird: so ist sie nicht unliebenswertig, und kann auf die Nachsicht der Gutmüthigen Rechnung machen.

Wenn die Jugend den Vorzug einer größern Lebhaftigkeit und eines thätigern Geistes hat, so kann sich das Alter dagegen mit Recht rühmen, in der ihm eignen Ruhe und Gelassenheit zwey nie versiegende Trostquellen zu besitzen. Jene Periode des Lebens kann mit dem Appetite verglichen werden, womit wir uns zum Essen niederlassen, diese hingegen mit der gesättigten Gleichgültigkeit, womit wir uns davon erheben und uns nach der Ruhe sehnen.

Was wir von diesem Leben am sichersten kennen, ist, daß wir es verlassen müssen, wir wissen nicht wann: und nichts ziemt sich besser für uns, als jederzeit bereit zu seyn, um

um einem Rufe willig zu gehorchen, an den uns die Jugend und die Weisheit beständig erinnern. Es ist ziemlich einerley, wie lange wir in dieser Welt leben; aber es ist gewiß nicht einerley, wie wir darin leben. So lange wir hier sind, haben wir ein unbestrittenes Recht auf alle vernünftige Vergnügungen, und es ist unsre Schuld, wenn wir uns durch die Befriedigung anderer Neigungen ein unruhiges Gewissen zuziehen. Bey allen Dingen sollten wir sowohl unsre eigne Ruhe und Wohlfahrt, als auch die Zufriedenheit aller übrigen Menschen zu befördern suchen. So lange wir diese Norm in unserm Wandel befolgen, werden wir gewiß gut und glücklich und auf gleiche Weise bereit seyn, das Leben fortzusetzen oder es aufzugeben.

Die Jugend hat kein andres Glück, als welches ihr die Vernunft zusichert; das Alter kennt keine andre Leiden, als die ihm seine Unvorsichtigkeit bereitet hat. Alles kommt darauf an, daß wir die gehörige Rolle in diesen verschiedenen Scenen unsers Daseyns spielen. Unsre Glückseligkeit und unser Elend sind beydes Werke unsrer eignen Schöpfung. Nicht die Vorsehung, sondern unsre Verderbtheit macht uns unglücklich.

Die Günstlinge der Großen können mit den hellen Wolken verglichen werden, welche die Sonne aus den Dämpfen der Erde zusammenzieht und die wieder in den Schooß ihrer Mutter zurückfallen müssen, sobald das leuchtende Gestirn, das ihnen ihr Daseyn gab, seine Strahlen in Finsterniß hält.

Ein edler Stolz gegen hochmüthige Menschen ist eine Art von Tugend.

Der sicherste Weg, einen unnützen Menschen los zu werden, ist, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen.

In Hinsicht unsrer Leidenschaften können wir uns fast das nehmliche sagen, was ein gewisser General seinen Sols

Soldaten zurief, als sie ins Angesicht des Feindes kamen:
„Da sind sie, Bursche, und wenn wir sie nicht niedersä-
beln, so werden sie uns niedersäbeln.“

Die gute Lebensart besteht in der Kunst unsre Sitten
und Reden so einzurichten, daß sie den Menschen, mit des-
sen wir umgehen am meisten gefallen.

Wie sich das beste Gesetz auf die reinste Vernunft grän-
det, so ist dieses auch bey der guten Lebensart der Fall.
Und eben so wie einige Gesetzgeber ganz unvernünftige
Verordnungen in unser Gesetzbuch hineingebracht haben,
eben so haben auch manche Hölle ganz unvernünftige Ge-
bräuche in den Codex der feinen Sitten aufnehmen lassen.

VIII.

Ueber die Freundschaft.

Nach dem Englischen des Dr. Johnson.

Idem velle et idem nolle ea demum firma amicitia est.

Salust.

Als Socrates sich zu Athen ein kleines Haus bauete, fragte ihn jemand, warum er, als ein so berühmter und angesehenener Mann, sich mit einem so engen Raume begnüge, und nicht lieber ein für seinen Stand schicklicheres Gebäude aufführete? Raam genug für mich, antwortete Socrates, wenn ich ihn nur ganz mit Freunden anfüllen könnte. So dachte dieser große Meister des menschlichen Lebens über das seltne Zusammentreffen einer Uebereinstimmung der Gemüther, ohne welche keine Freundschaft möglich ist.

Wenn man bedenkt, welch' eine Vereinigung von Eigenschaften und wie unendlich viel glückliche Umstände zur festen Errichtung einer unverbrüchlichen Freundschaft erforderlich sind: so wird man sich gewiß nicht wundern, daß die meisten Menschen diese Empfindung höchstens nur dem Namen nach kennen, und mit ihr oft die sonderbarsten Ideen verbinden, die von dem wahren Wesen der Freundschaft eben so weit entfernt sind, wie dieses heilige Feuer von ihrem erstorbenen Herzen. Der Kaufmann, der alle seine Correspondenten womit er in Handelsgeschäften steht, seine werthgeschättesten Freunde nennt, kann sich unter diesen Freunden unmöglich etwas anders

dens

denken als Menschen, die seiner Hauptleidenschaft, dem Interesse, beförderlich sind, und die er deshalb so viel als thunlich, wenn er sich keines groben Verstoßes gegen die Politik schuldig machen will, durch glatte Worte zu ehren suchen muß.

Es ist aber auch sehr begreiflich, daß der große Haufe für ein dauerhaftes und warmes, sich bey jeder Gelegenheit äußerndes Wohlwollen gar nicht gemacht ist; wo Geldgierde und Selbstsucht die Oberhand haben, da kann kein edleres Gefühl gedeihen und jede Blüthe einer erhabneren Natur muß durch den vernichtenden Hauch dieser verderblichen Leidenschaften zerstört werden. Ich kenne der Menschen nur zu viele, die aus Grundsätzen jede Begierde in sich erstickt, und jedes Verlangen den höhern Bewegungsgründen der Habsucht aufgeopfert haben; arme unglückliche Menschen, die endlich dahin gekommen sind, sich für jeden reinern Genuß abzustumpfen, und deren heillosen Egoismus sie glauben macht, daß sie nicht nur nichts von ihren eignen Gütern weggeben, sondern auch überhaupt nichts thun dürfen, wodurch die Umstände ihrer Nebenmenschen verbessert werden könnten; denn jede Vermehrung des Wohlstands Anderer sehen sie als eine Verminderung des ihrigen an.

Hey alle dem würde man sich irren, wenn man annehmen wollte, daß es beständig diese gehäßige und aus Raisonnement entspringende Verderbniß des Characters wäre, welche die Freundschaft aus den Herzen der Menschen verbannte. Es giebt da eine Menge verschiedener Ursachen, die größtentheils in den Abweichungen der Gemüthsarten von einander liegen, und mit der vollkommensten Rechtschaffenheit und Tugend übrigens sehr wohl vereinbar sind. Einige Menschen haben zwar ein warmes Gefühl, und einen hinlänglichen Grad von Dienstfertigkeit; aber dagegen sind sie so veränderlich, daß sie sich durch

durch jeden neuen Gegenstand hinreißen, und sich oft durch die geringfügigste Kleinigkeit ganz ohne allen Grund in Hize bringen lassen. Andre sind sanft und weichherzig, aber auch argwöhnisch, leicht zu beunruhigen, und das Spiel eines jeden, der sich die Mühe geben will, sie leiten und zu seinen Absichten brauchen zu wollen. Wieder andre können gar keinen Widerspruch vertragen, und mögen lieber nach ihrer eignen Einsicht irre gehen, als sich durch fremden Rath auf den rechten Weg führen lassen; jede auch noch so bescheidne Meinung, die mit ihrer nicht völlig übereintrifft, scheint ihnen eine Beleidigung, und jede Frage ein Mangel von Vertrauen in ihre überlegne Kenntniß zu seyn; kurz sie haben sich entschlossen ihre Achtung auf keine andre Bedingung als eine blinde Bestimmung zu allen ihren Ideen wegzuschicken. Einige sind geheimnißvoll und verschlossen; mit der größten Aengstlichkeit halten sie alle ihre Pläne selbst vor ihrer Gattin und ihren Kindern geheim, und finden an nichts ein größeres Vergnügen, als wenn sie durch unsichtbare, jedem Auge verborgene Mittel wirken, und ihre Absicht erst bey der Ausföhrung kund lassen werden können. Noch andre findet man, die das gänzliche Widerspiel der eben angeführten, und leider nur gar zu aufrichtig und mittheilend sind; nach ihren Betragen zu schließen, sollte man glauben, daß sie keinen eifrigern Wunsch hätten, als der ganzen Welt die geheimsten Winkel ihres Herzens aufzuschließen; daß solche Menschen nicht einmal das unbedeutendste Geheimniß aufzubewahren im Stande sind, ist eben so begreiflich, als daß ihr Umgang ihren Bekannten oft gefährlich werden muß; so gut sie es auch mit jedermann meynen, so ist doch ihre Unvorsichtigkeit und ihr völliger Mangel an Klugheit Schuld daran, daß sie, ohne es selbst zu wissen, und ohne die geringste boshafte Absicht zu haben, ihre vertrautesten Freunde fast täglich anklagen und verrathen. Alle diese

diese verschiedene Menschen können der Gesellschaft recht nützlich seyn, und sich den Ruhm guter Bürger des Vaterlands und rechtschaffner Väter erwerben; aber für enge Freundschaften und Verbindungen sind sie völlig verdozben. Wie können wir einen Mann zu unserm Freunde wählen, dessen Zärtlichkeit entweder durch eigne Hitze verdampft, oder bey dem ersten Stürmen der Verläumdung erzfriert? Oder wie kann man mit Sicherheit auf den Rath desjenigen bauen, der keine andre Meynung als die seinige durchgehen lassen will? Eben so wenig läßt sich auch auf den Menschen ein festes Zutrauen setzen, der aus Maxime alle Leute beargwöhnt; und wenn der lebenswürdige Character, bey dem der Unglückliche keiner andern Empfehlung als seines Elends bedarf, um von ihm aufgenommen und unterstützt zu werden, uns gleich unwiderstehlich an sich zieht, so kann er uns doch unsre Achtung nicht abndthigen, weil die bloße Gutmüthigkeit ohne weitre Festigkeit und Ueberlegung zwar auf unser Wohlwollen, aber nie auf unsre Schätzung Ansprüche machen kann.

Die Freundschaft ist eine so zarte, eine so leicht welkende Blume, daß sie nur durch die größte Sorgfalt und Wartung in ihrer frischen Blüthe zu erhalten ist; nicht bloß die Tugend, nein eine nahe verschwisterete, eine sich gleichende Tugend muß der Boden seyn, worauf die edle Pflanze hervorkieimt; es ist nicht genug, daß zwey Freunde in ihren Zwecken übereintreffen; auch in den Mitteln, um zu diesen zu gelangen, muß Aehnlichkeit seyn, auch die Mittel müssen sie gemeinschaftlich verfolgen. Wir sehen zwar oft, daß die hinreißenden Reize äußerer Annehmlichkeiten unsre Liebe erzwingen, ohne sich unsrer Achtung versichern zu können, und daß auf der andern Seite unser Herz häufig kalt bleibt, wo unser Verstand durch glänzende Eigenschaften so stark in Anspruch genommen wird, daß er nicht länger seine unbedingteste Hochachtung versagen kann.

kann. Aber bey der Freundschaft verhält sich dieses ganz anders; Liebe und Achtung sind so unzertrennlich in ihre Natur verwebt, daß die Vernichtung einer dieser zwey Empfindungen zugleich ihre eigne Vernichtung herbeiführt; wenn sie von der erstern ihre Zärtlichkeit erhält, so ist die letztre nöthig, um ihr Dauer zu verschaffen. Keiner von allen ihren Bewerbern schmeichle sich daher, je sie zu besitzen, wenn er bloß den Verstand zu überreden, nicht aber das Herz zu erobern versteht, wenn er zwar in der Stunde der Fröhlichkeit, aber nicht am Tage des Kummers fest und erprobt bleiben, und wenn endlich seine Gegenwart nicht auf gleiche Weise dazu dienen kann, Munterkeit zu verbreiten, wie auch Standhaftigkeit zu lehren, und die finstern Wolken der Schwermuth durch die glänzenden Strahlen der Anmuth und des Trostes zu zerstreuen.

Ein jeder, der weiß, welch einen erstaunlichen Einfluß unsre politische und religiöse Grundsätze auf fast jede Handlung unsers Lebens haben, wird sich leicht überzeugen können, daß ohne eine große Uebereinstimmung der Gesinnungen in dieser Hinsicht eine recht enge Herzensvereinigung sich wohl nur schwerlich erwarten lassen darf. Freylich giebt es einige Fälle, wo sich zwey Menschen zärtlich liebten, die nicht nur ganz verschiedene Grundsätze hatten, sondern diese auch an der Spitze zweyer entgegengesetzten Factionen mit Worten und Thaten muthig vertheidigten; solche seltene Freundschaften sollte man aber eher wie Wunder als wie Beyspiele anführen; denn wenige Menschen haben die Seelengröße, die zu so etwas erforderlich ist, und wenn wir auch dann und wann einen von uns sich in einen Abgrund stürzen, und sich doch nicht den Hals brechen sehen: so würd' es darum nicht weniger thöricht bleiben, wenn wir die übrigen, denen die Geschicklichkeit und die besondre Leibesconstitution jenes Einzelnen

fehste, zur Nachahmung seines Beyspiels auffordern und anreizen wollten.

Es muß wirklich über alle Begriffe schwer seyn, in öffentlichen Angelegenheiten einander beständig zuwieder zu seyn, und diese nie abreißende Zänkeren gar keinen Einfluß auf unsre Freundschaft und unsern häuslichen Umgang gewinnen zu lassen. Es giebt nur sehr wenig absolute Bestimmungen in der Welt; hier hängt alles von Verhältnissen und Umständen ab; das Wahre und Gute entlehnt wie Recht und Gerechtigkeit seine Farbe von der Zeit und den Dingen; daher läßt es sich erklären, wie die klügsten und besten Menschen doch so oft in den wichtigsten Gegenständen des Lebens, in den ersten Lehren der Moralität und der Religion ganz verschiedner Meynung sind, wie sie ihre individuelle Ueberzeugungen als einen Maßstab betrachten, wonach der Werth und die Einsichten ihrer Mitmenschen abzumessen sind, und wie sie ihnen einen größern oder geringern Grad ihrer Achtung zugesiehen, je nachdem sich eine stärkere oder schwächere Uebereinstimmung in ihren Gesinnungen findet. Haben einmal zwey Freunde ein verschiednes System angenommen: so wird die Gelegenheit darüber zu streiten, nicht lange ausbleiben; in einem solchen Falle würden wir unsre gute Sache verrathen, wenn wir sie nicht vertheidigten, und die Freundschaft durch eine Handlung, die uns eigentlich ihren Verlust zuziehen sollte, aufrecht erhalten; wollte man aber einen Ausweg treffen und über ähnliche Gegenstände völlig schweigen: so wäre auch hiedurch noch nicht viel gewonnen; denn durch dieses Betragen würden wir erstlich unsre edle Unabhängigkeit aufopfern, in einem drückenden Zwange leben, und zweytens auch die gerechte Sache, wenn gleich nicht verrathen, doch wenigstens im Stiche lassen. Was bleibt uns also übrig, als die traurige Wahl, die uns in unaufhörliche Streitigkeiten verwickelt? Von
die;

dieser Lage läßt sich nichts erwarten als Bitterkeit und Hitze, Uebermuth bey'm Siege, und Aerger nach erfolgter Niederlage, so daß das Ende nach einiger Zeit gewiß kein andres seyn kann, als daß beyde Theile müde und verdrießlich werden, einander unablässig zu widersprechen, sich deßhalb nach und nach gegenseitig zurückziehen, und nun bald aufhören, sich von Herzen gut zu seyn und zu lieben. Neufre Höflichkeiten und Freundschaftsbezeugungen können vielleicht noch lange fort dauern, wie die Zweige eines Baums oft eine geraume Zeit noch grünen, nach dem die Wurzel schon erstorben ist; aber das Gift der Uneinigkeit ist einmal ausgegossen; das Gesicht mag immer das Lächeln des Wohlwollens erküßen, das Herz bleibt doch auf ewig verhärtet und verengt.

Unmöglich kann uns der Mann vorzüglich lieb und werth seyn, den wir nie anders als in wichtigen Geschäften und stets mit der Mine des Ernstes sehen; Freunde sollten uns daher nicht bloß in Zeiten der Noth zur Seite seyn; die heitern Augenblicke, wo das Herz sich in Wohlwollen und sanfte Zärtlichkeit ergießt, erscheinen niemals, wenn schwarze Sorgen den Geist belagern, oder tief sinnige Gedanken den Verstand umnebeln. Die Fröhlichkeit, diese Tochter des Himmels, führt sie uns unvermuthet zu, wenn uns die Betrachtung der Schönheiten der Natur und der Größe ihres Schöpfers zu reinern Empfindungen gestimmt haben, oder wenn wir der unschuldigen beglückenden Freuden des Gatten und Vaters genießen; in solchen Stunden überrasche uns der Freund, und das Band, das uns an ihn fesselt, wird sich verengen und verstärken; er nehme Theil an unsern unbedeutenden Vergnügungen, und wir werden dankbar seyn, und unsre vollste Liebe wird ihm lohnen. Freylich gehört hiezu eine Uebereinstimmung des Geschmacks, dessen Mangel nur höchst unvollkommen, wenn je überhaupt, durch Gefälligkeit und

erzwungene Aufopfrung ersetzt werden kann; der Mensch, der für die sanftern ruhigern Freuden der Imagination empfänglich ist, wird gewiß nie ohne Anstrengung mit dem wilden Wüßling sympathisiren können, der für nichts Sinn hat, als die rauschenden Vergnügungen der Jagd, des Tanzes und der Equitation. Doch kann die Freundschaft demungeachtet immer noch bestehen, so lange nur in den wichtigern Grundsätzen die vollkommenste Idiosyncrasie herrscht; auf Kleinigkeiten, die bloß ins Gebiet des Geschmacks und der unbedeutenden Vergnügungen herein gehören, kömmt es nicht so sehr an, theils weil man sich gegenseitig immer mehr und mehr in einander schicken lernt, und überhaupt wohl thut, der Regel des Horazes gemäß, der Laune der Andern soviel als möglich nachzugeben; wir werden dieß um so lieber und bereitwilliger thun, wenn wir nie vergessen, daß die Erhaltung der Freundschaft zwar nicht die Aufopfrung unsers Gewissens und unsrer Grundsätze, aber gewiß die Entsagung unsrer Vergnügungen verdient.

Ein Mahler gestand mir eines Tages mit großer Aufrichtigkeit, daß kein Kunstverwandter den andern recht innig liebte. Die Erfahrung bestätigt dieses Geständniß hinlänglich, um jede Hoffnung auf eine warme und beständige Freundschaft zwischen Menschen, die durch ihre Studien und Gewerbe zu Nebenbuhlern gemacht worden sind, von Grund aus zu ersticken. Das Höchste, was man in diesem Fall erwarten kann, ist, daß der Gegner sich aller öffentlichen Feindseligkeiten und heimlichen Ränke enthalte, und sich im Nothfalle, wenn die ganze Bruderschaft angegriffen werden sollte, mit uns gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinige. Einige Freunde lassen sich vielleicht auch hier anführen, die zu großmüthig dachten, um sich durch einen niedrigen Wettreifer hinreißen und von einander trennen zu lassen; aber man vergesse nicht,

daß

daß dieses nur seltne und edle Seelen waren, die sich von den gewöhnlichen Menschen durch erhabnere Bewegungsgründe, als die eitle Ruhmsucht darbietet, auszuzeichnen wußten, und die daher die himmlische Flamme der Freundschaft in ihren Herzen rein, und ungelöscht durch die Stürme der Leidenschaften zu ernähren im Stande waren.

Ohne eine gewisse Gleichheit des Standes und der Vermögensumstände wird man sich schwerlich eine ächte Freundschaft versprechen können. Hiervon kann höchstens dann eine Ausnahme statt finden, wenn große Fähigkeiten und überlegene Geisteskräfte einigermaßen wenigstens die Ungleichheit auf der einen Seite ersetzen, die auf der andern durch alle Vortheile des Glücks hervorgebracht ist. Wohlthaten, die man nicht vergelten, und Verbindlichkeiten, die man nicht erwidern kann, vermehren unsre Zuneigung gewöhnlich nicht; sie erregen Dankbarkeit und Verehrung, aber heben das Freie und Zwanglose im Gespräch, und die unschuldige Vertraulichkeit im Umgange auf, ohne welche sich sehr wohl Treue, Eifer und Bewunderung, aber niemals Freundschaft denken läßt. So unvollkommen sind alle menschliche Dinge! Eine der größten Wirkungen der Freundschaft ist Wohlthätigkeit, und doch müssen wir leider sehen, daß sie, gleich der Pflanze, die Früchte trägt und dann stirbt, durch die erste gütige und wohlthätige Handlung in Gefahr geräth, zu vergehen. Diese Betrachtung darf aber unser Wohlwollen nicht beschränken oder unser Mitleid vermindern; denn die Pflicht geht stets dem Vergnügen vor, und wenn wir gleich durch unsre Großmuth oft einen Theil der Freuden der Freundschaft verkeren, so gewinnen wir doch auch dadurch den Beyfall unsers Herzens.

IX.

Die Idee der Gottheit ist ein nicht zu fassender
Begriff für unser Erkenntnißvermögen.

Nach Lockeschen Grundsätzen. *)

Locke sagt, wir bildeten uns unsre Ideen von dem Höchsten Wesen dadurch, daß wir alles dasjenige was wir in unsrer Natur für vorzüglich hielten, zusammen setzten und den Begriff der Unendlichkeit damit verbanden. So zum Beyspiele wissen wir, daß wir im Raume und in der Zeit existiren. Die Gottheit füllt den Raum ganz aus, und bewohnt die Ewigkeit. Wir besitzen nur schwache Kräfte und geringe Kenntnisse. Die Gottheit ist allmächtig und allwissend; kurz indem wir den Begriff von Unendlichkeit mit jeder unsrer Vollkommenheiten verbinden, und alle diese verschiedenen unendlichen Vollkommenheiten einem Wesen beylegen, bilden wir uns die Idee des großen Herrschers der Natur. Aber Locke bemerkt nicht, was mir doch sehr wichtig zu seyn dünkt, daß wir von der Unendlichkeit gar keinen deutlichen Begriff haben können. Wir gebrauchen oft Wörter ohne Sinn, und dieß

*) Ich kam auf den Gedanken, diesen Aufsatz zu schreiben, als ich die angeführte Stelle des englischen Philosophen gelesen hatte. Man erwarte hier daher auch gar nicht, Kantische Grundsätze berührt zu finden. Nach den Sätzen dieser Philosophie hätte diese kleine Abhandlung ganz anders ausfallen müssen.

dies ist auch der Fall fast bey jedem Attribute, daß wir der Gottheit beylegen: so zum Beyspiele können ewig und allmächtig weiter nichts bedeuten, als von langer Dauer und sehr mächtig; jedermann will sich die Ewigkeit dadurch verdecklichen, daß er gewisse Zeitperioden zusammensetzt; und niemand bedenkt, daß die Zeit nie der Maasstab für die Ewigkeit werden kann; denn wenn wir auch eine Million Jahre mit zehn, ja mit zehntausend multipliciren: so werden wir doch von der Kenntniß der Ewigkeit noch eben so weit entfernt seyn, als wenn wir bey der ersten Einheit stehen geblieben wären. Da nun auch Millionen Jahre, die von der Ewigkeit abgezogen sind, sie doch um keine Sekunde kürzer machen können: so müssen wir zugeben, daß es eine Absurdität ist, von einem solchen Abzuge zu sprechen. Von dem göttlichen Attribute Ewig haben wir daher keine andre Idee, als von einem Gegenstande der sehr lange fort dauern muß; die Periode aber, wo sich diese Fortdauer endigen wird, ist für uns völlig unbegreiflich und dunkel.

Eben so wenig können auch die Menschen die Allmacht Gottes anders als nur unter gewissen Einschränkungen und Modificationen begreifen; wir wissen, daß zwey und zwey vier machen, und können es uns weder denken noch es auch als möglich zugeben, daß irgend eine Macht, die wir bis jetzt kennen, diese oder eine ähnliche mathematische Wahrheit abändern und umstoßen könne; und doch würde man denjenigen für einen Atheisten halten, welcher der Allmacht Gottes diese Gewalt abläugnen wollte, obgleich die Einräumung dieser Behauptung mit einem gesunden Menschenverstande ganz unvereinbarlich ist.

Eben so unvollkommen urtheilen wir von den übrigen Attributen. Wir sprechen von vollkommener Gerechtigkeit und vollkommener Barmherzigkeit, und überlegen nicht, daß diese beyden Eigenschaften unmöglich zusammen exi-

stiren können, denn die Barmherzigkeit kann nie ausgeübt werden als auf Unkosten der strengen Gerechtigkeit. Wie verschieden und widersprechend ihrer eigentlichen Bedeutung sind nicht die Wörter Mißvergnügen, Unwille und Zorn, wenn diese Ausdrücke auf ein Wesen angewendet werden, das die höchste Liebe, Güte und Glückseligkeit in sich vereinigt! Es scheint mir daher höchst thöricht zu seyn, daß wir dem Wesen gewisse Attribute beylegen, dessen Natur und Eigenheiten das menschliche Erkenntnißvermögen weit übersteigen. So läßt es sich aber auch ganz natürlich erklären, wie die Menschen dazu gekommen sind, der Gottheit nicht bloß ihre Tugenden und Vortrefflichkeiten, sondern auch ihre Leidenschaften und Laster zuzuschreiben. Der Wilde sieht in dem Wesen, das er verehrt, Rache und Schrecken, nebst allen den wüthenden Leidenschaften, die in seiner eignen rohen Seele toben. Der Türke, dessen höchster Genuß in körperlicher und geistiger Ruhe und Sorglosigkeit besteht, bildet sich ein, daß Alla seine Tage in einer beseligenden Trägheit verlebt. Der Brachman, der sich in anhaltender Betrachtung zuweilen Jahre lang mit demselben Gegenstande beschäftigt, und die edlern, feinern Gefühle der Humanität nur zu oft seinen scharfsinnigen Untersuchungen opfert, hat die Hypothese, daß die Gottheit in ein ewiges Jorschen nach den erhabnen Sätzen der Weisheit, die das menschliche Auge nicht zu ergründen vermag, vertieft ist.

Sogar die klügsten Menschen unter den Alten haben kein Bedenken getragen, jeder menschlichen Leidenschaft, sie mochte nun gut oder böse seyn, göttliche Ehre zu bezeugen; so errichteten sie dem Gotte des Weines, der Liebe, des Krieges und vielen andern Gottheiten Tempel und Altäre; doch auch hiebei blieben sie noch nicht stehen; denn da sie einmal ihren Göttern ähnliche Leidenschaften wie die ihrigen angedichtet hatten, so legten sie ihnen Weiber, und
Söhne

Söhne und Töchter und alle die Verhältnisse bey, welche uns Sterbliche aufs genaueste unter einander verbinden; sie leiteten die Genealogien dieser imaginären Götter aus alten Sagen ab, worin figürliche Ausdrücke und allegorische Anspielungen vorkamen, die sie wörtlich nahmen, auf diese Art mißverstanden, und für wirkliche Thatsachen hielten. In einem ähnlichen Fehler ist man in allen Jahrhunderten gefallen, wenn man über das gesprochen hat, was so unendlich über alles menschliche Forschen hinaus ist. Je mehr ein weiser Mann den großen Schöpfer aller Dinge betrachtet, jemehr überzeugt er sich von seiner eignen Schwäche und von der Unmöglichkeit über einen so unbegreiflichen Gegenstand vernünftig nachzudenken. Man erlaube mir hier eine Stelle über die Gottheit aus einem sehr berühmten noch lebenden philosophischen Schriftsteller herzusetzen.

„Aber von ihm, dem großen ersten Urheber aller Dinge, von ihm, dem das ganze Weltall seine erste Entstehung verdankt, wie sollen wir von ihm sprechen, und ohne Unschicklichkeit sprechen? So schwach, so unzureichend sind hierin unsre Kräfte, daß wir uns in der Anschauung seiner Natur verlieren, und kaum mehr wissen, wie wir seiner ohne Entheiligung seines Namens erwähnen sollen.

Obgleich die Allgegenwart Gottes manchen Schwierigkeiten unterworfen ist: so hat man sie doch glücklicher auseinander gesetzt und besser verstanden, als irgend ein andres Attribut. In allen Werken der Natur treffen wir auf Etwas, das die Ueberzeugung von einem Hervorbringenden und erhaltenden Wesen in uns verstärkt. In den Pflanzen sehen wir eine Vegetationskraft, die gleichförmig wirkt, obgleich wir nicht wissen, wie sie wirkt. In der Thierwelt, wir mögen nun die Zeugung, den Wachsthum, die Bewegung, oder den Trieb nach Glückseligkeit,
der

der jedes Individuum in Bewegung setzt, betrachten, wozu den wir bey dem ersten Blicke überzeugt, daß etwas mehr als bloße Materie hier die Hand im Spiele hat. Aber wenn wir den Menschen untersuchen, wenn wir den innerlichen Beyfall oder Tadel bey unsern guten oder schlechten Handlungen empfinden; so müssen wir gestehen, daß noch ein gewisses Etwas außer uns in und um uns existirt, das unsre Gedanken und Urtheilnehmungen billigt oder mißbilligt. Kurz, wir mögen unsre Augen wenden, wohin wir wollen, so sehen wir einen höhern Einfluß, den wir nicht begreifen können, und bemerkten Wirkungen, obgleich uns die Ursache unsichtbar bleibt; aber da wir einmal wissen, daß keine Wirkung ohne Ursache seyn kann: so muß es Gott seyn, der in der Sonn' erwärmt, im Zephyr uns erfrischt, glüht im Gestein und in dem Baume blüht.

Laßt uns also nicht länger versuchen, etwas zu beschreiben, was wir nicht fassen können, oder dem höchsten Wesen uns zugehörige Namen, Attribute und Eigenschaften beizulegen, wodurch wir ihn nur herabwürdigen können. Weit besser und weiser würden wir handeln, wenn wir nur mit der größten Ehrfurcht einen Namen dächten und aussprächen, dessen die Indianer aus dem Stamme Gentu in dem leisesten Lispeln erwähnen. Selbst die heiligsten ihrer Priester würden es nicht einmal wagen, den mystischen Namen des Allerhöchsten auszusprechen; und wir, die wir uns einer ächtern Religion rühmen, wir entweihen diesen Namen auf jeder Straße bey der unbedeutendsten Gelegenheit. Ein Buch des höchsten Alterthums sagt uns, daß rechtthun, mitleidig seyn, und demüthig vor Gott wandeln, die Dinge sind, die ihm am wohlgefälligsten seyn werden.

X.

Der Stoiker,
oder der tugendhafte und thätige Mann. *)

Es findet sich in den Gesetzen der Natur zwischen den Menschen und den übrigen Thieren der wesentliche Unterschied, daß diese unbegreifliche Künstlerin den ersten nicht nur einen edeln Geist ertheilt und sie mit erhabnern Wesen nahe verschwizert hat, sondern sie auch durch eine unverständliche Gewalt bey jeder Gelegenheit antreibt, ihre größte Geschicklichkeit und Industrie anzuwenden und zu gebrauchen. Die meisten Bedürfnisse der Thiere hingegen werden von der Natur ohne weitre Mühe befriedigt; diese gütige Mutter kleidet und waffnet sie, und zeigen sich auch zuweilen Fälle, wo ihre eigne Betriebsamkeit erforderlich ist: so ist es doch immer die Natur, die durch den ihnen eingepflanzten Instinct ihnen die nöthige Kunst beybringt, und sie auf dem sichersten Wege zu ihrer Wohlfahrt hinführt. Aber der Mensch, der bey seiner

Ge.

*) Dieser und der folgende Aufsatz sind beyde aus dem englischen des berühmten Sceptikers David Hume übersetzt. Ich weiß nicht ob man sie schon im Deutschen besitzt; wäre dieses aber auch der Fall, so scheinen mir einige Stellen darin doch so vorzüglich schön zu seyn, daß sie immer eine zweyte, freye Uebersetzung entschuldigen können.

Geburt nackt und arm wüthenden Elementen überlassen ist, steigt langsam durch die Sorgfalt und Wachsamkeit seiner Eltern aus diesem hilflosen Zustande hervor, und bekömmt erst spät, erst dann, wenn sein Körper zur gehörigen Größe und Stärke gereift ist, das Vermögen, für sich selbst und durch eigne Vorsicht und Klugheit zu bestehen. Jedes Ding in der Welt wird durch Geschicklichkeit und Arbeit errungen; in der Natur liegt zwar der Grundstoff zu Allem, aber dieß ist ein roher, ungebildeter, unbrauchbarer Stoff, der erst durch die Mutter der Künste, die stets geschäftige Betriebsamkeit aus seinem rohen Zustande hervorgezogen werden, und durch fleißige Bearbeitung den für die Menschheit abgezweckten Nutzen und Werth bekommen muß.

Erkenne daher, o Mensch! die milde Wohlthätigkeit der Natur; ihr dankst Du die Einsichten, die Dir Deine Bedürfnisse verschaffen. Laß Dich aber unter dem trügerlichen Scheine der Dankbarkeit nicht von der Trägheit verleiten, mit ihren Geschenken Dich zu begnügen, und Deine Tage in ruhmloser Ruhe zu verleben. Möchtest Du etwa Deinen Hunger mit Kräutern und Wurzeln wieder befriedigen, den offenen Himmel zu Deinem Dache wieder wählen, und Dich bloß mit Steinen und Keulen wider die Anfälle der Raubthiere in der Wüste sichern? Wohl; aber dann kehre auch zurück zu Deinen rohen Sitten, Deinem bangen Aberglauben, und Deiner groben Unwissenheit; sinke herab unter die Classe in der Schöpfung, deren Lage Du so sehr bewunderst, und so gern nachahmen möchtest.

Deine gütige Mutter, die Natur, hat Dir nicht bloß Kenntnisse und Einsichten gegeben; sie hat auch die ganze Erdfugel mit Gegenständen angefüllt, woran Du diese Eigenschaften üben kannst. Horch auf ihre Stimme, die Dir deutlich zuruft, daß Du dir selbst der Zweck Deiner

Indüs

Industrie seyn sollst, und daß Du bloß durch Kunst und Aufmerksamkeit die Fertigkeiten erlangen kannst, die Dich einst auf den erhabnen, Dir im Weltall angewiesenen Platz empor heben können. Betrachte diesen Künstler, aus dessen Händen eine rohe und formlose Masse, als das schönste und regelmässigste Kunstwerk hervorgeht; fast sollte man glauben, es wäre Zauberei, die diesen Klumpen Metall in Waffen zur Verteidigung, und in Hausgeräthe zur Bequemlichkeit umschafft. Die Natur allein ertheilte dem großen Meister gewiß nicht seine Geschicklichkeit; Übung und Gewohnheit erwarben sie ihm; Du, der Du ihm seine Fortschritte beneidest, hoffe daher nimmer, ihn zu erreichen, wosfern Du nicht in seine arbeitsame Fußstapfen trittst.

Schon treibt Dich die Ehrsucht an, Deine körperliche Kräfte zu vervollkommen; doch sollten diese allein Deine Aufmerksamkeit verdienen? Solltest Du über ihnen Deinen Geist, Dein besseres Selbst vernachlässigen, und ihn ungebildet, roh, ganz wie er aus den Händen der Natur kam, lassen wollen? Fern sey diese Thorheit und Vernachlässigung von jedem denkenden Wesen. Wenn die Natur mit ihren Gaben sparsam gegen Dich gewesen ist: so bedarf es einer desto größern Kunst, um ihren Mängeln abzuhelpen. Hat sie sich großmüthig und frengiebig gegen Dich bewiesen: so wisse, daß sie darum doch noch Betriebsamkeit und Fleiß von Dir erwartet, und sich wegen Deiner trägen Undankbarkeit verhältnismäßig an Dir rächen wird. Das umfassendste reichhaltigste Gezeu treibt gleich dem fruchtbarsten Boden, der ungebaut liegt, das geilste Unkraut, und trägt seinen müßigen Besizer statt Trauben und Oliven nur Disteln und giftige Kräuter.

Der große Zweck alles menschlichen Thuns und Treibens ist die Erreichung der Glückseligkeit. Deswegen
wurden

wurden Künste erfunden, Wissenschaften bearbeitet, Gesetze entworfen, Gesellschaften errichtet, durch die tiefe Weisheit edler Patrioten und scharfsinniger Gesetzgeber. Selbst der einsame wilde, der dem Ungestüme der Elemente und der Wuth reißender Thiere ausgesetzt ist, vergift keinen Augenblick diesen großen Gegenstand seines Daseyns. Bey aller seiner Unwissenheit, bey seiner völligen Unerfahrenheit in den Künsten und Annehmlichkeiten des Lebens verliert er den Zweck dieser Künste doch nie aus den Augen, und sucht trotz der dunkeln Nacht, die ihn umgiebt, anhaltend die Zufriedenheit auf. So tief aber der rohe Wilde unter dem gebildeten Bürger steht, der unter dem Schutze des Gesetzes jeder Bequemlichkeit des Lebens genießt, eben so tief steht dieser wieder unter dem tugendhaften Manne, unter dem wahren Philosophen, der seine Triebe beherrscht, seine Leidenschaften bezähmt, und der nach fleißigen Forschen den wahren Werth der Dinge kennen gelernt hat. Denn da zur Erlernung jeder andern Kunst und Geschicklichkeit gewisse Lehrjahre erforderlich sind, sollten diese blos bey der Kunst des Lebens überflüssig seyn? Sollt' es keine feste Regeln, keine Vorschriften geben, wodurch wir in der wichtigsten aller Angelegenheiten geleitet werden könnten? Nicht die geringste, unbedeutendste Fertigkeit kann man sich ohne Übung erwerben, und doch sollten wir unser Betragen, unsern Wandel ohne weiteres Nachdenken und tiefe Ueberlegung der blinden Leitung der Leidenschaften und des Instincts überlassen dürfen? Auf diese Art würden ja auch wohl nie die geringsten Fehler und Irthümer hierinn begangen werden, und der ausschweifendste und nachlässigste Mensch könnte auf dem Wege der Glückseligkeit mit eben der Sicherheit fortgehen, wie wir die himmlischen Weltkörper in ihrer Bahn, durch die Hand des Allmächtigen geleitet, fortrollen sehen? Unmöglich! Die tägliche Erfahrung lehrt uns,

uns, daß die Menschen beständig in Irthümer verfallen, und daß diese Irthümer sogar fast unvermeidlich sind; laß sie uns daher merken, ihre Ursachen aufspühren, ihre Wichtigkeit abwägen, und die Mittel gegen sie ausfindig machen. Wenn uns diese Betrachtung die Normen unsers Wandels angegeben hat, so sind wir Philosophen; wenn wir diese Normen anzuwenden gelernt haben, so sind wir Weise.

Die Menschen, die in den verschiedenen Geschicklichkeiten des Lebens glänzen, gleichen den untergeordneten Künstlern, die alle beschäftigt sind, die unzähligen Räder und Federn einer Maschine auszuarbeiten; der hohe über sie alle hervorragende Meister ist der, welcher die einzelnen Theile zusammensetzt, sie nach einem richtigen Verhältnisse in Bewegung bringt, und aus ihnen endlich die Glückseligkeit als das gemeinschaftliche Resultat ihrer schön vereinigten und zweckmäßig in einander greifenden Theile hervorruft.

So sind die reizenden Gegenstände, die Dich anlocken. Wird Dir die Arbeit und der Fleiß, die zu ihrer Erreichung erforderlich sind, nun noch lästig und ermüdend vorkommen? Wisse, daß diese Arbeit gerade die feinste Würze der Glückseligkeit ist, wornach Du strebst, und daß jeder Genuß, den nicht Mühe und Industrie herbey geführt haben, seine Schmachhaftigkeit sehr früh verliert. Siehe jene abgehärteten Jäger, die sich von ihren weichen daunichten Lager erheben, den süßen Schlummer, der ihre Augenlieder zudrückt, mit Gewalt von sich schüteln, und ehe Aurora mit ihrem flammenden Purpurmantel den Himmel vergoldet, ungeduldig in den Forst eilen. In ihren Wohnungen und den benachbarten Gefilden lassen sie Thiere von jeder Art zurück, deren Fleisch den vorreflichsten Geschmack hat, und die ihr unschuldiges Haupt freywillig dem tödtlichen Streiche entgegenstrecken. Der

R

arbeit.

arbeitsame Mensch verschmähet einen so leichten Erwerb. Nichts genügt ihm als ein Geschöpf, das sich vor seinen Blicken verbirgt, vor seinen Verfolgungen entflieht, oder sich gegen seine Gewaltthätigkeiten zur Wehre setzt. Erst nachdem die Jagd jede Leidenschaft der Seele in ihm rege gemacht, jede Kraft des Körpers erschöpft hat, erst dann schmecken ihm die Reize der Ruhe, und nun vergleicht er in stillem Entzücken ihre Freuden mit jenen von einer rauhen und arbeitsamern Art.

An der Verfolgung eines elenden Stückes Wild, das noch so oft unsern Nachstellungen entgeht, könnten wir Vergnügen finden? Und eben diese Betriebsamkeit sollte uns nicht die Ausbildung unsers Geistes, die Bezähmung unsrer Leidenschaften, und die Aufklärung unsrer Vernunft zu einer angenehmen Beschäftigung machen können? Wenn wir täglich unsre Fortschritte bemerkten, und die Tüge unsers Characters täglich mit neuen Vollkommenheiten leuchten sähen? Beginne nur erst, Dich von dieser lethargischen Trägheit zu heilen; das Werk wird dann nicht länger schwer seyn; Du darfst die Süßigkeiten einer treuen Arbeit nur erst kennen. Fahre fort, den wahren Werth jedes Bestrebens kennen zu lernen; langes Studium ist hierzu nicht erforderlich. Vergleiche nur einmal wenigstens die Seele mit dem Körper, die Tugend mit dem Glücke, den Ruhm mit dem Vergnügen. Dann erst werdet Dich die Vortheile des Fleißes anlächeln, dann erst wirst Du erfahren, was die würdigsten Gegenstände Deiner Betriebsamkeit sind.

Vergebens versprichst Du Dir Ruhe auf Rosenbetten; vergebens erwartest Du ungetrübten Genuß von den köstlichsten Weinen und Früchten. Deine Trägheit selbst wird Dir zur Last werden; Dein Vergnügen selbst wird Dich anekeln. Ohne Beschäftigung findet der Geist jede Freude schmacklos, und ehe noch der Körper, der voll ist
von

von verdorbenen Säften, die Marter unzähliger Krankheiten empfindet, bemerkt Dein edlerer Theil schon das um sich greifende Gift, und bemüht sich vergebens, seine Angst durch neue Vergnügungen zu verscheuchen, die das verderbliche Uebel nur noch vermehren.

Ich schweige davon, daß Du Dich durch dieses un-
aufhörliche Fortschwimmen im Wirbel der Wonne immer
mehr und mehr dem Glücke und den Zufällen des Lebens
blos giebst, und Deine Neigungen an äußre Gegenstände
hängst, die Dir ein Ungefähr in jedem Augenblicke rau-
ben kann. Ich nehme an, daß Dein günstiges Geschick
Dir den Besitz Deines Vermögens noch immer erhält.
Aber selbst dann beweis ich Dir, daß Du im Hochgenusse
aller dieser Freuden doch unglücklich und nicht länger im
Stande bist, den Beyfall gehörig zu schätzen, den Dir
das Glück zuwinkt.

Und doch bleibt die Unbeständigkeit des Glücks immer
eine Betrachtung, die weder übersehen noch vernachläs-
sigt werden darf. Unmöglich kann da Glückseligkeit statt
finden, wo keine Sicherheit ist; und Sicherheit wird nie
seyn, so lange das Glück noch die geringste Herrschaft
hat. Sollte diese wankelmüthige Göttin ihre Wuth auch
nicht gegen Dich auslassen: so würde die Furcht davor
Dich doch martern, Deinen Schlummer beunruhigen, Dir
schwarze Traumgestalten vorzaubern, und die Fröhlichkeit
von Deinen köstlichsten Freudenmahlen verscheuchen.

Der Tempel der Weisheit liegt auf einem Felsen, hoch
über dem Stürmen der kämpfenden Elemente, und unzu-
gänglich für jede Bosheit der Menschen. Der rollende
Donner bricht sich tief unter ihm, und jene schrecklichen
Werkzeuge der menschlichen Wuth vermögen eine so erhab-
ne Höhe nicht zu erreichen. In diesem himmlischen Aufs-
enthalte athmet der Weise eine reinere Luft, und sieht mit
einem durch Mitleid getrübbten Vergnügen auf die Irthüs-

mer der armen Sterblichen herab, die im Blinden nach dem wahren Lebenswege umher tappen, und Reichthümer, Adel, Ehrenstellen oder Macht thörichterweise für die ächte Glückseligkeit halten. Den größten Haufen sieht er in seinen liebsten Hoffnungen getäuscht; einige trauern, daß sie den Gegenstand ihrer Wünsche einst besaßen, und ihn jetzt durch das neidische Glück verlohren haben. Und alle klagen, daß selbst die Erhörung ihrer Wünsche ihnen doch nicht die verlangte Zufriedenheit gewähren, und ihr leidendes Herz heilen und beruhigen konnte.

Bleibt denn aber der Weise beständig in dieser philsophischen Gleichgültigkeit, und begnügt er sich, die Unglücksfälle der Menschen zu beklagen, ohne weiter etwas zu ihrem Beystande zu leisten? Hält er sich stets in seine ernste Weisheit ein, die ihn zwar über die menschlichen Zufälle erheben soll, die doch aber eigentlich weiter nichts that, als daß sie sein Herz verhärtet, und ihn sorglos in den Angelegenheiten der Menschheit und der Gesellschaft macht? Nein; er weiß, daß in dieser finstern Fühllosigkeit weder die wahre Weisheit, noch die wahre Glückseligkeit zu finden ist. Zu mächtig fühlt er den Zauber der geselligen Triebe, um einem so süßen, einem so natürlichen, einem so tugendhaften Hange entgegen arbeiten zu können. Selbst dann, wenn er in Thränen zerrinnend, die Leiden der Menschen, seines Vaterlands und seiner Freunde bejammert, und ihnen statt alles Beystandes bloß sein Mitleiden anbieten kann, selbst dann zückt ihn diese großmüthige Seelenstimmung, selbst dann fühlt er eine Zufriedenheit, die keine Befriedigung der Sinne zu gewähren vermag. So hinreißend sind die Empfindungen der Humanität, daß sie sogar das Antlitz des Kammers aufheitern, und gleich der Sonne wirken, wenn dieses göttliche Gestirn seine Strahlen auf die dunkle Wolke oder den niederfallenden Regen wirft, und sich dem Auge des

des erstaunten Zuschauers nun die herrlichsten Farben entwickeln, die die ganze Natur aufweisen kann.

Doch nicht blos hier zeigen sich die gefelligen Tugenden in ihrer vollen Kraft. Nehmt mit ihnen die verschiedensten Mischungen vor, und sie werden stets im reinsten Lichte strahlen. Wie der Kummer sie nicht besiegen kann, eben so wenig vermag das sinnliche Vergnügen, sie zu verdunkeln. So unruhig und stürmisch die Freuden der Liebe auch sind: so können sie die zärtlichen Empfindungen der Sympathie und der Zuneigung doch nicht verdrängen. Sie erhalten vielmehr ihre Hauptstärke von diesen edeln Leidenschaften; von ihnen verlassen, bewirken sie nur Ermattung und Ekel. Betrachtet diesen munteren Wollüstling, der jedes andre Vergnügen außer dem Weine und der Fröhlichkeit zu verachten scheint; entfernt ihn von seinen Gefährten, und gleich dem abgesprungenen Jungen, der noch kurz vorher zur allgemeinen Glut beitrug, wird seine Munterkeit schnell verfliegen, und obgleich ihr alles zum Genuße auffordert, wird er doch das schwelgerische Mahl verschmähen, und ihm sogar die abstracteste Unternehmung als unterhaltender vorziehen.

Niemals gewähren die gefelligen Leidenschaften eine entzückendere Wonne, und nie erscheinen sie vor Gottes und der Menschen Augen in einer so liebenswürdigen Gestalt, als wenn sie sich von allen Irdischen losmachen, sich mit den Empfindungen der Tugend vereinigen, und uns zu löblichen und edeln Thaten anfeuern. Wie verschwiferte Farben, durch ihr freundschaftliches Zusammentreten einen gegenseitigen Glanz geben und empfangen, eben so verhält es sich mit diesen, das menschliche Herz veredelnden Empfindungen. Schauet den Triumph der Natur in der elterlichen Liebe! Welche selbstsüchtige Leidenschaft, welches sinnliche Vergnügen kann sich mit ihr vergleichen, ein Vater mag nun über das Glück seiner

Sinder frohlocken, oder durch die drohendsten und fürchterlichsten Gefahren zu ihrem Bestande herbeyilen?

Fahre fort die edle Leidenschaft zu läutern, und Du wirst ihre glänzende Glorie immer mehr bewundern. Welche Reize sind nicht in der Harmonie zweyer Herzen, die die Gottheit zu Bild und Gegenbild erschuff, welche Seligkeit in dem Genuße einer Freundschaft, die auf Achtung und Dankbarkeit gegründet ist! Welche Zufriedenheit empfinden wir, wenn wir den Unglücklichen beystehen, die Betrübten trösten, den Gesunkenen aufhelfen, und den Fortgang des grausamen Glücks, oder der noch grausamern Menschen in den Beleidigungen, die sie den Guten und Tugendhaften zufügen, hemmen können! Wie herrlich und schön ist es, wenn wir einen Sieg über das Laster oder das Unglück erkämpfen, und durch tugendhafte Beispiele und weise Ermahnungen die Menschen dahin bringen, ihren Leidenschaften zu befehlen, ihre Fehler zu verbessern, und die schlimmsten aller Feinde, die in ihrem eignen Busen wohnen, zu unterjochen!

Alle diese Gegenstände sind indessen immer noch zu beschränkt für den menschlichen Geist, der vermöge seiner Himmelschen Abkunft der höchsten Perfectibilität fähig ist, und seine wohlwollenden Wünsche bis auf die späteste Nachkommenschaft verbreitet. Er betrachtet die Freyheit und die Gesetze als die Quellen der menschlichen Glückseligkeit, und widmet sich mit regem Eifer ihrer Verbesserung und Aufrechthaltung. Arbeiten, Gefahren, ja der Tod selbst haben ihre Reize, wenn wir ihnen für das öffentliche Wohl Trost bieten, und das Daseyn veredeln, was wir großmüthig für das Beste unsers Vaterlands aufopfern. Glücklich der Mann, dem sein günstiges Geschick erlaubt, den Zoll, den er der Natur schuldig ist, der Tugend zu entrichten, und freywillig dasjenige wegzuschicken, was ihm eine grausame Nothwendigkeit sonst geraubt hätte!

In

In dem wahren Weisen und Patrioten finden sich alle die Eigenschaften vereinigt, welche die Sterblichen zu einer Aehnlichkeit mit der Gottheit erheben können. Das sanfteste Wohlwollen, die unerschrockenste Entschlossenheit, die zärtlichsten Gefühle, die exaltirteste Zugendliebe, alle diese Empfindungen beleben wechselweise sein entzücktes Herz. Welche Zufriedenheit, wenn er in sich schaut, und hier die unruhigsten Leidenschaften in den schönsten Einklang ohne den geringsten Miston verschmolzen findet! Wenn die Betrachtung der Schönheit, sogar einer leblosen Schönheit, schon so hinreißend ist, wenn sie unsre Sinne bezaubert, ohne daß sich in der reizenden Form einmal etwas zeigt, das uns näher in Anspruch nehmen könnte, was muß denn die sittliche Schönheit für eine erstaunliche Wirkung thun, und welchen Einfluß muß sie haben, wenn sie unsre eigne Seele schmückt, und das Resultat unsers eignen Nachdenkens und Strebens ist?

Aber wo ist denn die Vergeltung der Tugend? Und welchen Lohn hat die Natur für die wichtigen Opfer festgesetzt, die sie oft von uns verlangt? O ihr Söhne der Erde! schätzt ihr nicht höher den Werth dieser göttlichen Gebieterin? Und bekant mit ihren eigenthümlichen Reizen, wagt ihr es noch, euch niedrigerweise nach ihrer Mitgift zu erkundigen? Aber wißt, daß die Natur mit der menschlichen Schwachheit Nachsicht gehabt, und ihr Lieblingskind nicht nackt und ohne Aussteuer gelassen hat. Sie hat der Tugend die reichste Mitgift geschenkt; aber aus Furcht, daß die Lockungen der Habsucht solche Freywerber herben führen möchten, die für den angebornen Werth dieser himmlischen Schönheit keinen Sinn hätten, hat sie sehr weislich verordnet, daß diese Mitgift nur denen, die von der Liebe zur Tugend schon durchdrungen sind, gefallen sollte. Der Ruhm ist die Aussteuer der Tugend, der süße Lohn ehrenvoller

Arbeiten, die Triumpfskrone, die das denkende Haupt des uneigennütigen Patrioten, oder die stäubichte Stirne des siegenden Kriegers bedeckt! Angeseuert durch einen so erhabnen Lohn, sieht der tugendhafte Mann mit Verachtung auf alle Lockungen des Vergnügens und alle Drohungen der Gefahr herab. Selbst der Tod kömmt ihm nicht länger schrecklich vor, wenn er bedenkt, daß sich seine Herrschaft nur auf einen Theil von ihm erstrecken kann, und daß er trotz des Todes und der Zeit, trotz des Lobens der Elemente und des ewigen Wechsels der menschlichen Dinge unter den Söhnen der Menschen eines unsterblichen Ruhms genießen wird.

Es giebt gewiß ein höheres Wesen, welches das Weltall regiert, und das mit unendlicher Weisheit und Macht den kämpfenden Elementen Ordnung und richtiges Verhältniß angewiesen hat. Speculative Köpfe mögen darüber streiten, wie weit dieses wohlthätige Wesen seine Vorforge verbreitet, und ob es unsre Fortdauer noch jenseits des Grabes verlängert, um die Tugend dort vollkommen zu krönen. Der moralische Mensch entscheidet nichts über eine so zweifelhafte Frage, und ist mit dem Antheile zufrieden, der ihm von dem höchsten Herrscher der Dinge schon angewiesen ist. Dankbar empfängt er jene größere Belohnung; sollt' er aber auch in dieser Erwartung getäuscht werden: so hält er darum die Tugend noch für keinen leeren Namen; mit Recht glaubt er, sie führe ihre eigne Belohnung mit sich, und er erkennt daher dankbarlich die Güte seines Schöpfers, der ihn ins Leben rief, und ihm hierdurch die Gelegenheit verschaffte, ein so unschätzbares Gut zu erwerben.

XI.

Der Epicuräer.

Oder der elegante bon vivant.

Wie fühlt sich die Eitelkeit des Menschen tiefer gekränkt, als wenn er sieht, daß der höchste Gipfel der Kunst und der Industrie, den er zu erreichen vermag, es nicht einmal mit den unbedeutendsten Erzeugnissen der Natur weder an Schönheit noch an Nutzen aufnehmen kann. Die Kunst bleibt, trotz aller ihrer Bemühungen, doch immer nur die untergeordnete Arbeiterin; sie kann weiter nichts, als höchstens einige Verschönerungen an den Stücken anbringen, die aus der Hand des Meisters kommen. Das Gewand kann sie zeichnen, aber die Hauptfigur darf sie nicht berühren. Die Kunst verfertigt die Kleider; aber den Menschen macht nur die Natur.

Sogar die vorzüglichsten von den Werken, die wir vorzugsweise Kunstwerke zu nennen pflegen, verdanken ihre größte Wirkung und hinreißendste Schönheit einzig und allein der Natur. Nur der geborne Dichter darf sich schmeicheln, unsre Bewunderung verdienen zu können. Das größte Genie wirft seine Leier weg, wenn die Begeisterung vergeht, und täuscht sich nicht länger mit der süßen Hoffnung, der bloßen Kunst die himmlischen Töne entlocken zu können, die nur das augenblickliche Geschenk der erquickenden Natur sind. Wie kalt und unvollkommen sind alle Gedichte, wenn nicht eine reiche und blühende

hende Phantase der Kunst hinlänglichen Stoff zur Verschönerung und Ausbildung dargeboten hat!

Wohl noch nie hat die Kunst einen unglücklichen Versuch gewagt, als wie sich einige strenge Philosophen einzufallen ließen, eine künstliche Glückseligkeit zu schaffen, und uns durch Regeln der Vernunft und des Nachdenkens die vollkommenste Zufriedenheit zu schenken. Warum forderte denn keiner von ihnen die Belohnung, die Xerxes demjenigen versprochen hatte, der ein neues Vergnügen erfinden würde? Freylich hatten sie wahrscheinlich schon zuviel selbstgeschaffenen Genuß, als daß elende Reichthümer und die armseligen Geschenke eines Herrschers von Persien sie noch hätten reizen können! Die Spötter konnten zwar glauben, daß sie nur deswegen zu Haufe geblieben waren, weil sie keine Lust gehabt hatten, die Forderung des Monarchen durch die Darstellung ihrer Lächerlichkeiten zu erfüllen. So lange sie ihre Untersuchungen bloß auf die Theorie beschränkten, konnten sie bey ihren unwissenden Schülern allenfalls Bewundrung erregen; aber der Versuch ihre entdeckten Wahrheiten auf das wirkliche Leben anzuwenden, würde bald alle ihre Mängel und Unvernheiten in ihrer ganzen Blöße gezeigt haben.

Du giebst vor, mich durch die Vernunft und durch Kunstregeln glücklich machen zu können. Gut; aber dann mußt du mich erst durch deine Kunstregeln ganz neu umschaffen; denn von meiner ursprünglichen Bildung und körperlichen Beschaffenheit hängt meine Glückseligkeit ab. Dieß steht nicht in Deiner Gewalt, sagst Du; in diesem Falle vergieb mir, wenn ich von der Weisheit der Natur unmöglich eine geringere Meynung hegen kann, als von der Deinigen. Möge sie also die Maschine immerfort regieren, die sie so weise geschaffen hat; alle meine Versuche, in ihre Rechte einzugreifen, würden nur verderben, nicht bessern können.

War.

Warum sollt' ich denn aber auch den Triebfedern, die unzertrennlich in mein Wesen verwebt sind, größte Zartheit oder Stärke geben wollen? Ist dieses etwa der Weg, der zur Glückseligkeit führt? Aber Glückseligkeit bedeutet ja Gemächlichkeit, Zufriedenheit, Ruhe, Vergnügen; nicht Wachsamkeit, Sorge und Last. Die Gesundheit meines Körpers besteht in der Leichtigkeit, womit er alle seine Geschäfte verrichtet. Der Magen verdauet die Nahrungsmittel; das Herz setzt das Blut in Umlauf; das Gehirn sondert die Lebensgeister ab, und verfeinert sie; und alles dieses geschieht ohne mein Zuthun. Wenn ich erst einmal das Blut, was jetzt noch ungestüm durch meine Adern strömt, ganz nach Belieben zu hemmen im Stande bin; dann darf ich auch hoffen, den Lauf meiner Empfindungen und Leidenschaften abzuändern. Vergebens würd' ich jetzt alle meine Kräfte aufbieten, vergebens würd' ich mich anstrengen, um von einem Gegenstande Vergnügen empfinden zu wollen, der seiner Natur nach meine Organe nicht afficiren kann; meine fruchtlose Bemühungen könnten mir vielleicht Schmerz zuziehen, aber den gehofften Genuß würden sie mir nie gewähren.

Weg daher mit allen den prahlerischen Lehren und Behauptungen, die uns in uns selbst glücklich machen, uns durch das Bewußtseyn unfrer guten Handlungen beruhigen, und uns in den Stand setzen sollten, allen Beystand von äußern Dingen zu verschmähen. Dieß ist die Stimme des Stolzes, nicht der Natur. Und doch wär' es noch ganz ganz gut, wenn dieser Stolz sich nur selbst behaupten, und ein wirkliches, inniggefühlttes Vergnügen, wenn es auch übrigens noch so traurig und strenge wäre, hervorbringen könnte. Aber dieser ohnmächtige Stolz kann nur die Aussenseite in Ordnung halten, und mit ungeheurer Arbeit und Aufmerksamkeit der Sprache und den Manieren eine gewisse philosophische Würde geben, um hierdurch

durch den unwissenden Haufen zu hintergehen. Das Herz bleibt indessen leer an allem wahren Genuße, und der uns beschäftigte Geist versinkt in den schwärzesten Kummer und die tiefste Niedergeschlagenheit. Unglücklicher, aber eitler Sterblicher! Dein Geist wäre glücklich in Dir? Was für Hülfsmittel bleiben ihm denn, um den Verlust aller deiner Sinne und körperlichen Kräfte zu ersetzen, und die daraus entspringende unermessliche Leere auszufüllen? Kann Dein Kopf ohne Deine übrige Glieder bestehen? Nein, in einer Lage, wo Dir jede äußre Beschäftigung, jedes fremde Vergnügen entzogen ist, bleibt Dir nichts weiter übrig, als in eine tiefe Schlassucht zu verfallen, oder Dich der größten Schwermuth zu überlassen.

Halte mich deshalb nicht länger in diesem schrecklichen Zwange; schließe mich nicht mehr in mich selbst ein, sondern zeige mir die Gegenstände und Vergnügungen, die den höchsten Genuß gewähren. Doch warum wend' ich mich an euch, um den Weg zur Glückseligkeit zu erfahren, ihr stolze und unwissende Weise? Laßt mich hierüber meine eigne Leidenschaften und Neigungen befragen; in ihnen muß ich die Gesetze der Natur erkennen, nicht in euern unnützen Reden.

Aber siehe, Beyfall zuwinkend meinen Wünschen, nähert sich mir die himmlische, die liebenswürdige Freude *), die höchste Wonne der Götter und Menschen. Bey ihrem Herannahen schlägt mein Herz mit erquickender Wärme, und jeder Sinn und jede Nerve löst sich auf in Entzücken, indem sie die rosigten Reize des Lenzes und die reifen Schätze des Herbstes um mich verstreuet. Die Melodie ihrer Stimme bezaubert mein Ohr durch die sanfteste Musik, und das holde Lächeln, womit sie mich zum Genuße der köstlichsten Früchte einladet, verbreitet eine milde

*) dia Voluptas.

milde Glorie über den Himmel und die Erde. Die schalks
 hasten Liebesgötter in ihrem Gefolge säckeln mir mit ihren
 Flügeln eine balsamische Luft zu, gießen auf mein Haupt
 die dustendsten Dese und reichen mir den schäumenden
 Nectar in goldnen Schalen. Ach daß ich ewig meine Glieder
 auf diesem Rosenbette dehnen, daß ich ewig die Wonne
 so ganz empfinden könnte, womit die leichtsüßigen Augen
 blicke bey mir vorüber gleiten! Aber — o! graufames
 Schicksal — wohin entfliehst Du so schnell? Warum
 wird Deine Entfernung durch meine heiße Wünsche, und
 durch den Haufen der Dich umringenden Vergnügungen
 eher noch beschleunigt als verspätet? O laß mich dieser
 süßen Ruhe genießen nach all meinem vergeblichen Streben,
 laß mich sättigen an diesen Süßigkeiten nach den
 Schmerzen einer so langen und thörichten Enthalt
 samkeit!

Doch umsonst sind meine Wünsche. Die Rosen ha
 ben ihre Farbe, die Früchte ihren Geschmack verloren; und dieser köstliche Wein, dessen Geister noch kurz zuvor
 meine Sinne mit Entzückungen berauschten, versucht jetzt
 vergebens meinen gesättigten Gaumen. Die Freude lä
 chelt über meine Ermattung. Sie winkt ihre Schwester,
 die Tugend, zu ihrem Bestande herbey; die muntre, die
 frohherzige Tugend gehorcht dem Rufe, und erscheint bes
 gleitet von der Schaar meiner Freunde. Willkommen,
 dreymal willkommen, ewig theure Gefährten in diesen schats
 tichten Lauben, zu diesem schwelgerischen Mahle. Eure
 Gegenwart hat der Rose ihre Farbe, den Früchten ihren
 Geschmack wieder gegeben. Die Dämpfe dieses sprühens
 den Nectars umgaukeln von neuem mein Herz, indem ihr
 mein Entzücken mit mir theilt, und eure frohe Blicke das
 Vergnügen verrathen, das meine Zufriedenheit euch ge
 währt. Auch das eurige beglückt mich, und aufgemun
 tert durch eure liebe Gegenwart, werd' ich das Fest erneuz
 ern,

ern, dessen zuweit getriebner Genuß meine Sinne fast abgestumpft hatte, da der Geist nicht länger gleichen Schritt mit dem Körper halten konnte, und seinem überladenen Gefährten allen Beystand versagen mußte.

In unsern muntern Unterhaltungen läßt sich die wahre Weisheit weit besser ergründen, als in den steifen Dissertationen der Schulen. In unsern freundschaftlichen Liebesfungen zeigt sich die wahre Tugend weit schöner und reizender als in den schalen Debatten der Staatsmänner und sogenannten Patrioten. Laßt uns die Vergangenheit vergessen, die Zukunft nicht fürchten, sondern hier der Gegenwart huldigen, und so lange wir noch sind, uns eines Gutes bemächtigen, was uns dann weder das Schicksal noch das Glück wieder entreißen können. Auch der morgende Tag wird gewiß seine Freuden haben; sollte uns diese Erwartung aber auch täuschen: so wird es uns doch wenigstens lieb seyn, den heutigen nicht ungenossen vorbey gelassen zu haben.

Fürchtet nicht, meine Freunde, daß die barbarischen Mistöne des Bacchus und seiner tobenden Gefährten die sanfte Ruhe dieses Festes stören, oder uns durch ihre lärmende Vergnügungen in Unruhe bringen können. Die muntern Mufen bewachen diesen Aufenthalt, und ihre entzückende Symphonie, welche die Wölfe und die Tyger in der Wüste zu zähmen vermöchte, gießt eine sanfte Freude in jeden Busen. Friede, Harmonie und Eintracht herrschen in dieser Einsamkeit, und die ehrwürdige Stille wird nur durch die Musik unsrer Gesänge und die Accente unsrer freundschaftlichen Stimmen unterbrochen.

Aber horch, der Liebling der Mufen, der holde Damon schlägt die Leier; er begleitet seine harmonische Töne mit seinem harmonischen Gesange, und begeistert uns durch den glücklichen Zauber der Phantasie, die ihn hinreißt

reißt *). „Ihr glücklichen Jünglinge, singt er, ihr Bes-
 „günstigsten des Himmels, laßt euch, so lange der Frühl-
 „ling seine duftende Blüten noch in euren Schooß schütz-
 „tet, von dem Ruhme und seinem trügerischen Glanze nicht
 „verleiten, diese herrliche Jahreszeit, diesen Lenz des Le-
 „bens in Gefahren und Mühseligkeiten zu vergeuden. Die
 „Weisheit zeigt euch den Weg zum Vergnügen; die Na-
 „tur winkt euch, ihr auf diesem glatten und blumich-
 „ten Pfade zu folgen. Wollt ihr eure Ohren verschließ-
 „sen gegen ihre gebietende Stimme? Wollt ihr euer Herz,
 „stählen gegen ihre süße schmeichlerische Lockungen? O
 „unglückliche Sterbliche, welche Verblendung umnebelt
 „euch, daß ihr so eure Jugend verderben, so ein unschätz-
 „bares Geschenk wegwerfen, so mit einem so süchtigen
 „Gute tändeln könnt! Betrachtet den Ruhm, der eure
 „stolze Herzen so mächtig anzieht, und euch durch eure
 „eigne Lobsprüche verführt. Er ist ein Wiederhall, ein
 „Traum, ja der Schatten eines Traums, den der sanftes-
 „te West verweht, und der bey jedem Hauche der unwise-
 „senden und übelurtheilenden Menge vernichtet wird. Ihr
 „fürchtet nicht, sagt ihr, daß sogar der Tod ihn euch ent-
 „reißen könne, und doch schauet! schon während euers
 „Lebens raubt ihn euch die Verläumdung, schon wäh-
 „rend euers Lebens vernachlässigt ihn die Unwissenheit,
 „und genießt seiner nicht die Natur; die Einbildungs-
 „kraft allein entsagt jedem andern Vergnügen, und em-
 „pfängt zur Belohnung dieses lustige Wesen, das eben so
 „leer und wankelmüthig ist, wie sie selbst.“

So gleiten die Stunden unvermerkt dahin, und füh-
 ren in ihrem üppigen Gefolge jedes Vergnügen der Sinne
 und

*) Eine Nachahmung des Gesangs der Sirenen im Tasso:

O Giovinetti, mentre Aprile e Maggio

V'ammantan di fiorite e verde spoglie.

Gierusalemme deliberata Canto 14.

und jede Freude der Harmonie und der Freundschaft heben. Die lächelnde Unschuld schließt den Zug; durch ihre Erscheinung vor unserm entzückten Auge verschönert sie die ganze Scene, und macht uns die Erinnerung an die geschwundenen Freuden lieblich und werth.

Die Sonne ist nun unter den Horizont herabgefallen, und die schweigend einbrechende Finsterniß hat die ganze Natur in die dunkelsten Schatten gehüllt. „Freuet euch, meine Freunde, verlängert euer Mahl, oder vertauscht es mit der süßen Ruhe. Obgleich abwesend von euch soll eure Freude doch die meinige seyn. Aber worhin eilst Du? Welche neue Vergnügungen rufen Dich aus unserm Cirkel? Kann Dir etwas angenehm seyn ohne Deine Freunde? Und kann Dir was gefallen, woran wir nicht Theil nehmen?“ Ja meine Freunde; die Freude, die jetzt meiner wartet, läßt sich nicht mit euch theilen; hierbey allein wünsch' ich eure Abwesenheit; sie allein kann mich für den Verlust eurer Gesellschaft entschädigen.

Nicht weit hin ich durch die Schatten des dichten Waldes, der doppelte Nacht um mich verbreitet, fortgegangen, als ich durch das Dunkel die reizende Cäthe zu erblicken glaube, sie, die Gebieterin meiner Wünsche, die ungeduldig im Hayne umher wandelt, und schweigend über meine träge Schritte murrte. Aber die Freude, die ihr meine Gegenwart schenkt, spricht stärker für mich als jede andre Entschuldigung, und läßt nach Verbannung jedes ängstlichen und zürnenden Gedankens nur für das gegenseitige Entzücken Raum. Mit welchen Worten, Du theures Mädchen, soll ich Dir meine Zärtlichkeit ausdrücken, oder Dir die Empfindungen beschreiben, die jetzt meinen Busen durchbeben. Worte sind zu schwach, um Dir meine ganze Liebe zu mahlen. Lodert nicht eine gleich starke Flamme in Deinem Herzen, ach! vergebens sind dann meine Bemühuns

mühungen, Dir die Gluth der meinigen zu schilbern. Doch, Dank euch ihr Götter! jedes Deiner Wortes, jede Deiner Bewegungen ersticken diesen Zweifel in mir; diese Zeugen Deiner Leidenschaft geben meiner Liebe eine gedoppelte Kraft. Wie lieblich ist diese Einsamkeit, diese Stille, diese Finsterniß! Die Gedanken, die Sinne, von nichts voll, als von unsrer gegenseitigen Glückseligkeit, bemächtigen sich ganz des innern Sinnes, und gewähren ein Vergnügen, das die getäuschten Sterblichen vergebens in jedem andern Genuße suchen.

Doch warum hebt sich Dein zärtlicher Busen unter diesen Seufzern, warum nehen Thränen Deine glühende Wangen? Warum ängstigt Du Dein Herz mit diesen leeren Schreckensbildern? Warum fragst Du mich so oft, wie lange ich Dich noch lieben werde? Ach meine Eblie kann ich sie beantworten, diese grausame Frage? Weiß ich's, wie lange ich noch leben werde? Aber selbst dieser Gedanke deucht Dir fürchterlich; ist Dir denn das Bild unsrer zerbrechlichen Sterblichkeit stets so gegenwärtig, daß es einen Schatten auf Deine frohesten Stunden werfen, und die süßesten Freuden der Liebe vergiften kann? O denke lieber, daß, wenn das Leben ein so zerbrechliches Gut, die Jugend so flüchtig ist, wir den gegenwärtigen Augenblick um desto besser nützen, und keinen Theil einer so unsichern Dauer verlieren müssen. Nur noch eine kurze Frist, und alles dieses wird dahin seyn. Wir werden seyn, als wären wir nie gewesen. Kein Gedächtniß von uns wird auf der Erde bleiben, und selbst die fabelhaften Schatten der Unterwelt werden uns alle Aufnahme versagen. Wie thöricht sind daher unsre eitle Plane, unsre fruchtlose Speculationen, unsre marternde Herzensangst! Niemand schmeichle sich, seine Zweifel über den Urtrieb aller Dinge je gelöst zu sehen. Dieß können wir mit Gewißheit annehmen, daß, wenn ein allumfassender Geist über das Gan-

ze walzet, diese unsichtbare Macht uns mit Beyfall den Zweck unsers Daseyns erfüllen und jedes Vergnügen der Erde gütlich sehen muß. Möge diese Betrachtung Deine bange Gedanken zerstreuen, möge sie dich von Gegenständen ableiten, die unsern Freuden einen zu schwarzen Anstrich leihen würden, wenn wir ihnen zu lange nachhingen. Man thut wohl, sich einmal mit dieser Philosophie bekannt zu machen, um hernach desto freyer der Liebe und Fröhlichkeit zu opfern, und jede eitle Bedenklichkeit des Aberglaubens zu entfernen. Aber dann, meine Geliebte, überlasse man sich auch ganz der Wonne eines Daseyns, zu dessen Genusse uns die Jugend und die Leidenschaft in dieser Stunde mit unwiderstehlicher Macht auffordern!

XII.

Apologie des schönen Geschlechts.

Wenn man die Geschichte durchblättert, so wird man fast überall die Bemerkung bestätigt finden, daß die Stufe der Cultur und der Freyheit, die ein Volk erreicht hatte, mit dem Grade der Hochachtung, der das schöne Geschlecht bey ihm genoß, stets im genauesten Verhältnisse gestanden hat. Unse biedern Vorfahren, deren Wälder und Moräste durch die volle Sonne der Aufklärung, die uns jetzt leuchtet, unzmöglich erhellt werden konnten, hatten doch aber als Ersatz für den Mangel der allerfeinsten Bildung von der Natur einen scharfen Blick und ein hinlänglich treffendes Urtheil bekommen, um zwey von den schönsten Gütern dieser Welt ganz so zu ehren, wie sie es verdienen. Die Freyheit, diese Mutter aller Tugenden, und das schöne Geschlecht hatten sich einer vorzüglichen Achtung unter ihnen zu erfreuen. Wenn ich meinen schönen Leserinnen nicht Langeweile zu machen befürchten müßte: so könnt' ich ihnen hierüber, wie auch über eine gewisse Beleda und Aurinia, die wie Götinnen verehrt wurden, manchen Zug erzählen, der der Galanterie unsrer braven Deutschen zu Tacitus Zeiten gewis keine Schande macht. So viel bleibt ausgemacht, die Deutschen waren frey und klug, darum ehrten sie ihre Weiber; die asiatischen und africanischen Völkerschaften sind selawisch und dumm, deßhalb verachten sie ihre Weiber und halten sie für eine ihnen untergeordnete Caste.

Der eifrigste Vertheidiger der alten Welt, ja sogar der elegante Panegyrist der Athenienser *), wird mir, wenn er anders aufrichtig seyn will, doch zugeben müssen, daß die gebildeten Nationen des modernen Europa im Ganzen eine weit höhere Stufe von wahrer Aufklärung erreicht haben, als die glänzendsten Staaten von Griechenland und Rom. Wenn man diesen Satz mit den obigen Bemerkungen zusammen hält: so läßt es sich leicht erklären, warum einer Dame vom londner und versailer**) Hofe mit einer Aufmerksamkeit und Ehrfurcht begegnet wird, wo eine atheniensische Schönheit oder eine römische Matrone gar keinen Begriff von hatte. So wenig unbillig und zuviel verlangt es nun auch scheinen könnte, wenn wir dieselben Fortschritte in der Verfeinerung bey unsern Schriftstellern anzutreffen erwarteten: so sehen wir doch täglich, daß diese Erwartungen getäuscht werden, und daß die gebildetsten Männer das schöne Geschlecht oft mit der größten Strenge und mit dem höchsten Mangel von Schonung behandeln. Selbst ein Mann von den feinsten Sitten scheut sich nicht, grade aus zu erklären, er habe noch nie ein Frauenzimmer gekannt, das vier und zwanzig Stunden hintereinander übereinstimmend sprechen oder handeln gekonnt hätte. Es ist hier nicht meine Absicht, mit dem Grafen von Chesterfield eine Lanze zu brechen. Ich schmeichle mir, daß dies eine völlig unnütze Arbeit seyn würde, und daß wenige meiner Leser sich auf etwas anders als auf ihr eignes Gefühl berufen dürfen, um von dem ungerechten Angriffe des Herrn Grafen gegen den liebenswürdigsten Theil der Schöpfung überzeugt zu seyn.

Schr

*) Mr. de Pauw in seinen Reflexions sur les Grecs.

**) Dieses war vor 1787 geschrieben; nach der Zeit finden sich einige Beispiele, wo das französische Publikum, besonders aber die Dames de la Halle nicht eben gar zu fein und höflich mit mehreren Hofdamen umgegangen sind.

Sehr viele unsrer bitteren und ungerechten Urtheile über das andre Geschlecht entstehen aus der Voreiligkeit mit der wir schließen, ohne vorher die gegenseitig verschiedenen Verhältnisse hinlänglich erwogen zu haben. Die Gesetze, diese sonst so unerbittlichen Schiedsrichter, sind hiez in weit nachsichtiger und schonender als wir; die Anordnung unter andern, wodurch ein Frauenzimmer in gewissen Lagen für unmündig erklärt wird, ist gewiß sehr weise und gut *). Denn in den meisten Fällen befindet sich ein Frauenzimmer unter der Vormundschaft der Umstände, und muß sich sehr häufig, selbst besser Ueberzeugung zuwider, von dem Decorum des ganzen Geschlechts slavisch leiten und beherrschen lassen.

Ein andrer Umstand, der dem schönen Geschlechte unzählige Vorwürfe zuzieht, ist die Vorliebe, der man es für leichtsinnige, nicht verdienstvolle Menschen, für süße Herren und fade Gecken beschuldigt. Auch hierbey, wie in den meisten andern Dingen, läßt sich sehr vieles auf die Rechnung der Herrschaft schreiben, welche sich die Conventenz über die Frauenzimmer angemacht hat; denn gewiß kann niemand leugnen, daß ihr Umgang häufiger durch diese schlimme Tyrannin als durch eigne freye Wahl bestimmt wird. Wollte man aber auch zugeben, daß das schöne Geschlecht dem feichten Kopfe zuweilen den Vorzug vor einem cultivirteren Verstand einräumte: so seh' ich doch keinesweges ein, warum es deswegen allen den Tadel verdient, womit man gar nicht aufhört, es zu verfolgen.

Es liegt in dem weiblichen Character eine gewisse Bangigkeit zu beleidigen, ein Mißtrauen gegen sich selbst, und

§ 3

ein

*) Man lese über diesen Gegenstand, besonders über den Nutzen der weiblichen Rechtswohlthaten, einige vortreffliche Aufsätze in den patriotischen Phantasien des würdigen Herrn Geheimenjustizraths Moser.

ein so hohes Gefühl von Anständigkeit, daß eine Dame sich unglücklich fühlt, wenn sie etwas sagt oder thut, oder auch nur denkt, etwas gesagt oder gethan zu haben, das nicht ganz so ist, wie es seyn sollte. Ein feines Gefühl, und eine richtige Beurtheilungskraft lassen sie die Ideen und Meinungen ihrer Gesellschafter sehr leicht errathen. Eine Folge hiervon ist die liebenswürdige Bescheidenheit und die fesselnde Sanftmuth, die wir bey so manchem Frauenzimmer antreffen, und die gewiß zu den zaubrischen Reizen gehören, welche die Natur den weiblichen Geschlechte geschenkt hat.

Ein denkendes Frauenzimmer muß sich in der Gesellschaft von Gelehrten im eigentlichen Sinne des Wortes nothwendig in einer unangenehmen Lage befinden, weil sie sich einbildet, nicht mit ihnen sprechen zu können, ohne Wißsen zu geben, und die Mängel einer vielleicht etwas vernachlässigten Bildung zu verrathen. Mit großem Vergnügen sieht sie sich daher von diesem Zwange befreuet, und eilt mit Ungeduld in einen andern Cirkel, wo sie vielleicht weniger Wig und Kenntnisse antreffen kann, aber doch auch nicht nöthig hat, jedes Wort mit der größten Vorsicht abzuwägen.

Die Schuld dieses ganzen Uebels liegt einzig und allein an der leidigen Pedanterie; die meisten Menschen sind in dem thörichten Wahne, daß man kein ächter Philosoph seyn könne, ohne die widrigen und zurückstößenden Sitten der Cyniker zu affectiren; sie würden der wahren Gelehrsamkeit etwas zu vergeben glauben, wenn sie sich dazu herabließen, äufre Annehmlichkeiten als etwas wichtiges anzuerkennen; daher ist es denn auch kein Wunder, wenn ihnen alle feinere Politur und der leichte gefällige Conversationston der guten Gesellschaft völlig fremd wird. Wie viele Männer von Genie und Kenntnissen könnt' ich anführen, deren Reden und Betragen unaussehlich roh und

und niedrig sind, und die aller ihrer Talente und höhern Geistesgaben bedürfen, um mich mit ihren Manieren und Ausdrücken auszusöhnen.

Mit Sicherheit, deucht mir, kann ich die Bemerkung wagen, daß der weibliche Character weit mehr Empfänglichkeit für das Schöne als das Erhabne, und für das Liebenswürdige als das Glänzende besitzt. Ein Frauenzimmer muß schon sehr männlich denken, um Homer dem Virgil, Milton dem Tasso, Shakespeare dem Metastasio, oder die kühnen Pinselstriche des Michel Angelo der süßen magischen Schwärmeren des Guido vorzuziehen. Hier aus ließe sich auch wohl erklären, warum das schöne Geschlecht so häufig einen viel höhern Werth auf die sanften lebenswürdigen Sitten, die zur häuslichen Zufriedenheit dienen, zu setzen pflegt, als auf die glänzenden Talente, durch die ein Mann im Senate mit Feuerberedsamkeit die Herzen erschüttert, oder im Felde mit Brutusmüthe den Despotismus vertilgt.

Es giebt wenig Dinge in der Welt, die uns nicht zur Bewundrung der Weisheit und Wohlthätigkeit des Urhebers der Natur Gelegenheit geben könnten. Auch hier ist es der Fall. Neuester wenig Menschen sind vom Schicksale dazu erkoren, ihre Geschichte in den Augen einer ganzen Nation zu lesen. Wäre die Achtung und das Zutrauen der Frauenzimmer nur auf solche Männer beschränkt: so würde bey weitem der größte Haufe der reinsten Glückseligkeit beraubt seyn, die diese Existenz gewährt. Welche Freude kann mit dem Genuße verglichen werden, der aus der Verbindung mit einem tugendhaften Frauenzimmer entspringt, die ihre Seele in dem Busen des Geliebten ausschüttet, sich auf ihn mit unbegrenztem Vertrauen verläßt, ihm jede Sorge versüßt und jedes Unglück erleichtert! Welcher Gegenstand kann schöner und reizender seyn, als solch' ein Weib, die im Schooße ihrer Familie gleich

einem wohlthätigen Engel Frömmlichkeit und Zufriedenheit um sich verbreitet! Um mich der Worte des beredten Rousseaus zu bedienen: son empire est un empire de douceur, d'adresse et de complaisance; ses ordres sont des caresses, ses menaces sont des pleurs.

Wenn man immer genau auf sich achten und recht treu alle seine Kräfte zu seiner Vervollkommnung anwenden wollte: so ließen sich aus dem verschiednen Empfindens- und Denkenssysteme der beyden Geschlechter gewiß sehr große Vortheile ziehen. Wollten wir den Frauenzimmern Feinheit in den Sitten und Gefühlen ablernen, und diese dagegen zur Belohnung Festigkeit, Vorsicht und entschloßnen Muth von uns empfangen: so dürfte man hoffen, aus dieser glücklichen Mischung die vollkommensten Charactere entstehen zu sehen. Dann würde die Weisheit nicht mehr der Strenge, noch die Munterkeit des Leichtsinnes beschuldigt werden können. Die Tugend würde zugleich in ihrer gefälligsten und ehrwürdigsten Gestalt erscheinen, und mancher ihrer Verehrer, den ihr Ernst nicht beständig zu fesseln vermochte, würde dann, durch ihr Lächeln bewogen, ihr auf ewig treu bleiben.

XII.

Englands Gegenden.

Das schönste Jahr meines Lebens bracht' ich in England zu. Ich war jung; meine Jugend war nicht ohne die gewöhnliche Gefährtin der Jugend — ohne die Unerfahrenheit. Ich hatte noch wenig gelitten, wenig verlohren, und trat daher mit großen Erwartungen in eine Welt, die ich ohne Candides Philosophie einmal dem Namen nach zu kennen, doch für die beste hielt. Mein Herz war für die Freundschaft geschaffen; jeder Mensch, der mir freundlich zulächelte, ward mir theuer.

Mit dieser Stimmung kam ich in London an; ein paar Empfehlungsbriefe, vielleicht auch das Offene und Unbesangene in meinem Wesen verschafften mir einige Bekannte, die ich für eben so viel Freunde hielt. Höflicher und zuvorkommender, als ihre Landsleute gegen Fremde zu seyn pflegen, zeigten sie mir alle Merkwürdigkeiten der ersten Stadt in Europa; weit weniger als dieß wäre hinreichend gewesen, um mich zu entzücken; denn ich hatte nur meine Vaterstadt gesehen, und da hatte ich nicht viel sehen können. Die Größe und Vortreflichkeit der englischen Anstalten brachte in meiner Seele auf einmal zu viele und zu starke Sensationen hervor, als daß sie immer gangbar und bestimmt seyn konnten. Meine Phantasie übertrieb und verschönerte alles. England schien mir das Land zu seyn, wo die menschliche Natur den höchsten

Grad ihrer Perfectibilität erreicht hätte. Hier waren keine Arme, keine Unglückliche, keine Boshafte; die Tugend wirkte hier ohne Prunk, der Patriotismus ohne Selbstsucht, die Protection der Großen ohne Prahlerey. Alle edlere Gefühle waren die charakteristischen Züge jedes Engländer's; einige Thränen, die ich bey der Aufführung von Shakespears Meisterstücken hatte fallen sehen, und meine Freundschaften, die ich auf die Ewigkeit geschlossen zu haben wähnte, waren mir Bürge dafür.

Der Frühling rief mich ins Land. Schwärmerisch war von jeher meine Verehrung für jede Schönheit der Natur gewesen. Homer und Oßian waren meine Begleiter, als ich im Anfange des Junius die Gebürge im nördlichen Wallis erstieg. Hier öffnete sich mir eine neue Welt! Hier grüntten die Bäume frischer, hier murmelte der Bach melodischer, hier leuchtete die Sonne glänzender. Der magische Stab einer wohlthätigen Feye schien dieses Paradies hervorgezaubert zu haben. Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt, und die Phantastie uns mit goldnen Träumen umgaukelt!

Nach drey glücklichen Monaten, die ich auf diese Art den Reizen der schönen Natur geweiht hatte, mußte ich mich aus diesem Feyenlande losreißen, um nach Deutschland zurückzukehren. Die Befehle eines Vaters riefen mich zurück. Immer schmeichelte ich mir indeß noch mit der süßen Hoffnung, daß ich die geliebte Insel nicht verlassen, daß eine höhere Macht zu meinem Beystande herbeieilen, und mir das Wort des Trostes zurufen würde: *Werde!* Doch Shakespears Klippen*) entschwandten meinen massen Augen, und das Wort hatte mir nicht gethät!

Die

*) Bekanntlich führen die Kalkberge bey Dover diesen Namen, weil sich eine sehr mahlerische Beschreibung davon in dem Rönige Lear befindet.

Die erste Zeit nach meiner Rückkehr war ich untröstlich; die Ruhe meines Lebens war dahin, und ich war ungerecht genug gegen mein Vaterland um zu glauben, daß nur England sie mir wieder schenken könnte. Die einzigen glücklichen Augenblicke, die ich noch hatte, waren die, wo die Erinnerung mir die lieblichen Bilder der vollkommensten Nation, der liebenswürdigsten Freunde, die Bürger dieser Nation waren, und der reizendsten Gegenden vorführte.

Die wohlthätige Hand der Zeit vermochte mehr über mich, wie jeder andre Trostgrund. Meine Erntase fing an, sich nach und nach zu verlieren. Die blendenden Tarsen, die eine achtzehnjährige Imagination allen Gegenständen geliehet hatte, wichen der richtigern Erkenntniß reiferer Jahre, und eines nicht länger umnebelten Verstandes. Meine Bekannte, die ich so leichtgläubig für Freunde, für ewig treue Freunde gehalten hatte, hörten auf, mir zu schreiben, und ich mußte mir gestehen, daß auch in England der Eigennuz, oder der Trieb sich in Gesellschaft zu vergnügen zu Verbindungen Gelegenheit geben, woben der Name der Freundschaft nur zu häufig entweihet wird. Die Erfahrung und ein genaueres Studium der englischen Litteratur und Geschichte überzeugten mich bald, daß nicht alles Elend, wie ich bisher geglaubt hatte, aus diesem Lande der Freyheit völlig verbannt sey. Auch hier fand ich der Beispiele genug, wo die Unschuld gekränkt, das Genie in hüßloser Armuth verschmachtet war, und wo die Bosheit und Unterdrückung gesiegt hatten. So lern' ich denn leider sehr früh einsehen, daß Menschen überall Menschen sind, und daß nicht alle Blüthen träume reifen! —

Nur ein Wahn blieb mir noch übrig von den manchen, die mir sechs verfloßene Jahre geraubt hatten. Wie der Unglückliche, dessen Kahn langsam von den Wellen zerstört

zerstört ward, mit verdoppelter Kraft das letzte Brett — seine einzige Rettung — umklammert, eben so kettete ich mich mit Macht an diese Lieblingsidee, an diese einzigen aus dem Schiffbruche meiner holden Träume geretteten Trümmer. Noch immer schien mir die englische Gegend ein lachendes Eden zu seyn, das keine Imagination schil dern, keine Pinsel mahlen könnte. Alle Reisende, wenn sie sich auch übrigens noch so sehr widersprachen, kamen doch darinn überein, daß in Hinsicht der Gegenden Britan nien vor jedem andern Lande die Palme davon trüge. Oft versucht' ich, mir manche Landschaften ins Gedächtniß zu rufen, um ihre einzelnen Reize zu analysiren, und dann zu prüfen, worinn sie sich von unsern Deutschen, besonders den Rheingegenden vorzüglich unterschieden. Alle meine Versuche waren vergebens. Das dunkle Bild der Schönheit stand noch in meiner Seele; die einzelnen Theile waren daraus verschwunden. Ich konnte mir dieß leicht erklären; die Empfindung ist eine schlechte Beobachterinn, und während meines Aufenthalts in England empfand ich weit mehr als ich dachte.

So verwirrt waren meine Vorstellungen von den eng lischen Gegenden, als mir von ungefähr Herrn Gilpins Buch in die Hände fiel, und ich hierinn so viel richtige und deutliche Bemerkungen über ihre Schönheit und ihre Eigenheiten antraff, daß ich der Versuchung unmöglich widerstehen konnte, einige der wichtigsten dieser Bemerkungen dem deutschen Publikum mit der wiederholten Versicherung mitzutheilen, daß sie ganz vorzüglich treffend sind.

Einige

Einige charakteristische Züge der englischen Gegenden *)

Einer von diesen charakteristischen Zügen rührt von der Abwechslung des Holzes mit den Ländereyen her, welche man weit häufiger in England als in andern Ländern antrifft. In Frankreich, in Italien, in Spanien haben die Hölzer und Ländereyen ihre bestimmten, und von einander abgesonderten Plätze. Die Bäume wachsen in Hölzern, und die Früchte werden auf weiten unbefriedigten Feldern gebauet. Aber in England ist es so allgemein Sitte, die Ländereyen durch nicht leicht zu vernichtende Gränzen von einander zu trennen, und überall Hecken **) durchzuziehen, daß man an allen Orten, wo Ackerbau getrieben wird, auch Holz und Gesträuch findet.

Diese Vermischung des Holzes und der Ländereyen kann zuweilen in der Nähe eine unangenehme Wirkung hervors

*) Diese Stelle ist aus folgenden noch unübersetzten Werke genommen: Observations relative to picturesque Beauty, made in the Year 1772 on several parts of England, particularly the Mountains and Lakes of Cumberland and Westmoreland by William Gilpin.

**) Die Hauptschönheit dieser Hecken besteht in ihrer Verdünnung, die jede Idee, die sich davon machen läßt, weit übertrifft! Nicht bloß Gebüsch, sondern in manchen Gegenden auch Oberholz wird dazu genommen. Besonders häufig findet man Ulmen, die auf eine eigene Art, die ich in Deutschland nie bemerkt habe, bis in den Kopf ausgehauen werden, und dadurch ein sehr picturesque Ansehen bekommen. Es wundere mich, daß Herr Gilpin hierüber, wie auch über die schönen Pflanzen, die in den gemeinsten Hecken im Ueberfluß stehen, nichts gesagt hat. Hoffentlich wird kein Reisender, der sich im Frühlinge und Sommer in England aufgehalten hat, so undankbar seyn, das herrliche Weißblatt und die wilden Rosen (woodbine, eglantine und honeysuckle) zu vergessen, die einem der zartesten Sinne einen so süßen Genuß gewähren.

Hervorbringen; aber in der Ferne ist sie die Quelle von unendlichen Schönheiten. Freylich können auf dem Plage selbst und in den nächsten Entfernungen die Spuren des Spadens und des Pfluges, die Hecken und die Gräben, die steifen Reihen der Bäume, und die viereckten Abtheilungen der Ländereyen eben nicht den gefälligsten Eindruck auf das Auge hervorbringen. Aber wenn alle diese regelmässigen Gestalten durch die Entfernung Ründung bekommen, wenn die Hecken zusammen laufen, und sich am Horizonte in langen Streifen verlieren, wenn die Bauerbäuser und die schlechtesten Hütten ihre harten Umrisse mit lieblichen vertauschen, und in den verschiedenen Theilen der Landschaft wie kleine Flecken ohne deutliche Form umher gestreuet liegen, — dann wird es fast unbegreiflich, wie eine so vollkommene Schönheit aus diesen einzelnen häßlichen Theilen entstehen konnte. Wilde und unbebaute Gefilde können diese Wirkung auf keine Weise hervorbringen, wenn sie nicht andre große Parthien haben, wodurch der Mangel der Cultur ersetzt wird. Das selbe gilt auch von weiten unabsehbaren Ländereyen, die nirgends befriedigt sind; ohne Holz wird man hier nichts als kahle Aussichten treffen. Die englischen Landschaften hingegen bekommen hierdurch einen Reichthum an vollen lieblichen Gegenden, wie man sie selten in andern Ländern sieht. Aus dieser steten Abwechslung des Holzes mit dem Acker ergiebt sich außerdem noch der Vortheil, daß man nun fast immer gewiß seyn kann, ein paar Bäume *) im
Vor

*) Manchem könnte diese Stelle vielleicht unverständlich seyn; ich muß sie daher mit ein paar Worten erklären. Herr Gilpin behauptet, in jeder Gegend die einen angenehmen Eindruck hervor bringen solle, müsse ein Vordergrund seyn, worauf das Auge ruhen könne. Meine Erfahrung und vielleicht die allgemeine Erfahrung muß dieser Behauptung beytreten

Vordergründe anzutreffen, um hiermit jede Schönheit auszuschnücken, die sich in der Entfernung zeigt.

Ein anderer characteristischer Zug der Gegenden dieses Landes bietet sich uns in den vielen Eichen dar, woran es einen Ueberfluß hat. Die englische Eiche hat vor jedem andern einen ausgemachten Vorzug; überdies giebt es gewiß keinen Baum, der eine Landschaft so außerordentlich hebt. Die Eiche ist der edelste Schmuck eines Vordergrundes; sie streckt ihre gekrümmten Zweige weit um sich aus, und auf ihren schönen Blättern prangen herbstliche Farben. Auch in der Entfernung ist sie nicht weniger anziehend, und formirt Baumparthien, die in Hinsicht der Gestalt, und vielleicht auch der Farben, jede andre übertreffen. Die italiänische Kiefer ist schön, wenn sie über das zerbrochne Piedestal eines verwüsteten Tempels herabhängt. Die calabrische Eiche wird ewig heilig bleiben; denn sie ziert die Vordergründe des Salvators. Die Ulme, die Esche und die Büche haben alle ihre verschiedene Schön-

heis

treten. Selbst für das schärfste Gesicht werden weite Gegenden, wo unter vielen Gegenständen keiner hervorspringt, um uns lebhafter in Anspruch zu nehmen, sehr bald ihren Reiz verlieren. Sie können vielleicht durch ihre Größe Erstaunen erregen, aber uns gewiß nicht anhaltend fesseln. Unser Blick schweift unruhig unter allen diesen Objecten herum; er geht bey allen vorüber und weiß nicht, auf welchem er stehen bleiben soll. Die Entfernung ist zu groß, als daß alles deutlich unterschieden werden könnte, und Undeutlichkeit ist sowohl in physischem als moralischem Verstande immer höchst unangenehm. Wie verschieden ist der Fall, wenn dicke vor uns, fast unter unsern Füßen, eine liebliche Parthie, ein Dorf, ein kleines Holz u. s. w. sich erhebt, über das wir in die weite Ferne hinaus schauen können! Der müde Blick kehrt dann nach langem Spähen mit Vergnügen zu dem freundlichen Flecke zurück, der ihm keine Geheimnisse birgt, und wo er mit Sicherheit verweilen kann.

heiten; aber kein Baum des Waldes entspricht so ganz allen Zwecken der Landschaft wie die englische Eiche.

Ferner lassen sich auch zu den Eigenheiten der englischen Gegenden die verschönerten Gärten und Parkscenen rechnen. In andern Ländern stehen die Environs grosser Häuser *) noch immer unter der Vormundschaft des steifen holländischen Geschmacks. Die wunderwirkende Hand der Kunst ist mit ihrer Schaar von regelmässigen Cascaden, Fontänen und Terrassen noch immer im Besitze der königlichen und fürstlichen Gärten. In England allein folgt man den Modellen der Natur.

Diese ländlichen Scenen sind ganz von der Waldbart; in den wilden Werken der Natur suchen wir das Erhabene, hier finden wir das Schöne; wo Ebene, Wald und Wasser mit zweckmässiger Abwechslung vereinigt, und nicht mit Gebäuden zu stark ausgeschmückt, oder mit fantastischen Zierrathen überladen sind, da zeigt sich uns eine Landschaftsgattung, die kein Reich außer England in solcher Vollkommenheit aufstellen kann; nicht blos, weil nirgends ein so richtiger Geschmack in der Decoration herrscht, sondern auch weil in keinem Lande so passende Materialien anzutreffen sind. Besonders ist in dieser Landschaftsgattung der Mangel der englischen Eiche gar nicht zu ersetzen. Auch finden wir nirgends eine so dichte und liebliche Verdüre. Sanftschwellende Hügel lassen sich überall nachahmen; aber es ist unmöglich, die Gefilde mit einem sammtenen Rasen zu bekleiden, und dieses macht doch ihre Hauptschönheit aus.

Die

*) Deutschland macht hier billig eine Ausnahme. Es ist fast unbegreiflich, was für reizende Fortschritte der ächte Geschmack in der schönen Gartenkunst seit Hirschfelds unsterblichen Bemühungen bey uns gemacht hat. Holstein kann den andern Deutschen Ländern hierinn zur Nachahmung dienen. Also auch in dieser Hinsicht braucht der einheimische Undeutsche nicht länger über sein Vaterland zu erröthen.

Die Feuchtigkeit unsrer Atmosphäre, worinn der Grund unsers frischen Grüns liegt, erzeugt noch einen andern characteristischen Zug, der den englischen Landschaften vor allen andern eigen ist, — ich meyne die Dunselheit nehmlich, worinn die Entfernung bey uns gehüllt ist. In einem wärmern Clima ist die Luft heitrer. Die Dämpfe, die während der Nacht aus der Erde aufsteigen, verfliegen bey den ersten Strahlen der Morgensonne. Unter einem italiänischen Himmel lassen sich die entferntesten Gegenstände mit der größten Deutlichkeit erkennen. Auch dieser reine Aether hat seine Schönheiten, wie dieses bey allen Werken und Operationen der Natur der Fall ist. Aber er stellt uns alles auf eine zu einförmige Art dar. Unsre gröbere Atmosphäre (die auch ihre helle Jahreszeiten hat) zeigt uns verschiedene Erscheinungen, wovon einige schöner sind als die deutlichste Erkennung der Gegenstände *).

Die Dunkelheit, die durch eine schwere Atmosphäre in der Luft hervorgebracht wird, läßt sich auf drey Hauptabtheilungen reduciren, wovon wir die erste Nebel, die zweyte

*) Diese Bemerkungen scheinen mir äußerst treffend zu seyn. Ein reiner Aether, ein blauer Himmel sind zwar herrliche Visionen und ihre Darstellung der Dinge ist oft entzückend schön. Aber nur die wenigsten fühlenden Menschen werden verlangen, die Sonne unaufhörlich in ihrem vollen Glanze strahlen zu sehen. Denn der langweiligen Gleichförmigkeit nicht zu gedenken, die dieses verursachen würde, muß man zugeben, daß die Seele Stimmungen hat, wo diese blendende Gluth sie eben so leicht beleidigen könnte, als das bacchantische Toben des thörichten Hausens. Der Fröhliche freuet sich der Helle und des Glanzes in der ganzen Natur; der Trauernde findet linden Trost für seinen Schmerz in der bescheidenen Farbe der Weisheit.

zweyte dichten, und die dritte schwarzen Nebel nennen wollen *).

Der Nebel schafft die grünen leichten Tinten, den dünnen zweifelhaften Schleyer, der über die Landschaft häufig so mahlerisch verbreitet liegt. Er verbirgt nichts, er giebt den Farben der Natur nur einen sanftern Anstrich; er verschafft jedem gewöhnlichen Gegenstande eine Art Interesse, indem er die Formen undeutlich macht und verwirrt; er mildert die Gluth der Farben; er ründet das Eckigte in den Linien, und schenkt der ganzen Landschaft einen Ausdruck von Ruhe und Einheit.

Der dichte Nebel geht schon weiter; er verbreitet eine tiefe Finsterniß über das Antlitz der Natur; wie der Nebel sogar die correcteste Form einer Landschaft noch erhöhen und schöner machen kann, eben so schiebt sich der dichte Nebel für die Art Landschaften, worinn viel versteckt, mehr noch abgerundet, und ein und andre Parthie in eine größere Entfernung gebracht werden muß.

So gar der höchste Grad einer schweren Atmosphäre ist nicht ohne Schönheit für die Landschaft; besonders zeichnet er sich bey Bergscenen aus. Die größte Wirkung bringt er hervor, wenn er nur einen Theil der Objecte einhüllt. Wenn ein ungeheures Vorgebürge aus einer Nebelwolke, die noch auf seinen obern Theilen ruht, hervor geht, und in einen stehenden See hereinläuft: so verirrt sich die Phantasie, und vermag es sich nicht anzugeben, woher die Klippe kömmt, oder zu welcher Höhe sie sich empor thürmt. Die Wirkung nimmt mit der Finsterniß zu, und ist zuweilen bewundernswürdig stark.

Diesen

*) Im englischen giebt der Verfasser jedem dieser Grade einen besondern Namen; er nennt sie nehmlich haziness, mist und fog. Im Deutschen haben wir kein andres Wort als Nebel, und können daher die verschiedenen Nüancen nur durch Beywörter bestimmen.

Diesen natürlichen Eigenheiten der englischen Gegenden können wir noch eine künstliche beysügen — Die Ruinen der Abteyen nemlich, obgleich man auch diese, da sie doch einmal mit dem Boden naturalisirt sind, ohne große Unschicklichkeit zu den natürlichen charakteristischen Zügen rechnen könnte.

Ruinen lassen sich in zwey Classen theilen; zerstörte Schlösser und Abteyen. Von der erstern können wenige Länder eine so große Menge aufzeigen, wie England, die Gründe davon liegen in unsrer Geschichte. Das Feudalsystem, das mit der größten Strenge sehr lange bey uns fortbauerte, übersäete das ganze Land mit Bergschlössern. Die Regierung König Stephans trug das ihrige dazu bey, um sie zu vermehren. In den nördlichen Gegenden brachten die beständigen Kriege mit Schottland dieselbe Wirkung hervor. Manche dieser jetzt verwüsteten Gebäude sind von großer Schönheit.

Zerstörte Bergschlösser finden sich indessen auch noch in andern Ländern. Was aber die Ruinen der Abteyen betrifft, so kommt hierinn gewiß kein Land dem unsrigen gleich.

In catholischen Ländern sind die Abteyen noch im guten Stande und bewohnt, und folglich auch weit weniger für pictureske Schönheit gemacht.

Hauptsächlich ist es aber die Bauart, die diesen Ruinen bey uns einen so hohen Grad der Vortreflichkeit verschafft. Der gothische Styl, der in England geherrscht hat, wurde nie von einem andern Volke übertroffen, und kann daher mit Recht eine Eigenheit der englischen Gegenden genannt werden.

Manche unsrer Ruinen sind in dem Style aufgeführt worden, der häufig unter dem Namen des sächsischen Stils vorkommt. Dieß ist eine grobe schwerfällige Bauart, die fast nie eine schöne Ruine hervorbringen kann.

Im ganzen ist der sächsische mehr in den nördlichen und der gothische Styl mehr in den südlichen Graffschaften zu Hause, obgleich man in allen Theilen des Königreichs beyde, und auch in allen, Mischungen aus beyden antrifft.

Was wir sächsische Architectur nennen, scheint eine plumpe Nachahmung griechischer und römischer Modelle gewesen zu seyn. Alle Gebäude von ächten römischen Ursprunge wurden wahrscheinlich schon von den wüthenden Sachsen gleich in ihren ersten Verwüstungen zerstört. Nachdem Alfred der Große eine weise Regierungsform und die Religion wieder eingeführt hatte, sah er sich gezwungen, vom festen Lande Architekten kommen zu lassen. Nach welcher Bauart die Gebäude dieses Königs aufgeführt wurden, wissen wir nicht; wahrscheinlich doch aber in einem reinern Style als den wir jetzt den sächsischen Styl nennen, da Alfred den Zeiten der Römer noch näher lebte, und vielleicht in seinem eigenen Lande einige von den schönen Modellen besaß, welche der Wuth seiner Ahnen entgangen waren. Sogar heutiges Tages noch lassen sich unter den schweren und barbarischen Formen, die wir den sächsischen Styl nennen, einige Spuren römischen Ursprungs nicht verkennen. In den Ruinen von Drinkburnabbej zwischen Rothbury und Barkworth finden sich einige Theile, die von wahrer römischer Eleganz zeugen.

Diese Bauart soll bis zu den Zeiten der Kreuzzüge fortgedauert haben, wo ein neuer sehr verzierter und äußerst fantastischer Styl aufkam. Er hat große Aehnlichkeit mit dem sächsischen, und wird von einigen Alterthumskennern der saracenische Styl genannt, obgleich andre diesen Ausdruck nicht dulden wollen. Von dieser Art giebt es noch eine große Menge Ruinen.

Die englischen Architecten fingen nach und nach an, sich eine eigne Bauart zu bilden, ohne länger die Modelle vom

vom festen Lande zu holen. Dieses nennt man die Gothische Bauart; warum aber, ist sehr schwer anzugeben; denn die Gothen, die in England niemals gewesen sind, waren schon längst vergessen, als dieser Styl erst erfunden wurde, das ungefähr unter der Regierung Heinrichs II. geschah. Ueberdies findet er sich nirgends, außer in England und den Theilen von Frankreich, welche die Engländer besessen haben.

Es gab vor Zeiten so erstaunlich viel Abteyen in England, das fast im ganzen Königreiche kein angenehmes Thal war, worinn sich nicht eine hätte antreffen lassen. Sogar auch die Plätze, worauf einige dieser alten Gebäude gestanden haben, hat heutiges Tages der Pflug unkenntlich gemacht; bey alle dem sind doch noch eine so große Menge eleganter Ruinen von dieser Gattung übrig geblieben, daß man sie nicht allein zu den Eigenheiten, sondern auch zu den mahlerischsten Schönheiten der englischen Gegenden zählen kann.

XIV.

Die Erzählung des Priors im Kloster zu
Forbisi. —

In einigen von den Klöstern, die zwischen den Bergen liegen, wodurch Frankreich von Italien getrennt wird, herrscht eine Sitte, die der menschlichen Natur Ehre macht; hier, in den unwirthbarsten Theilen der rauhen Alpen, werden nicht allein Fremde gastfrey aufgenommen, und liebeich gepflegt, sondern man hält auch eine eigne Art Hunde, die dazu abgerichtet sind, alle Tage mehrere Meilen weit um den Ort ihres Aufenthalts umherzustreifen, und jeden ihnen aufstossenden Reisenden durch ein an ihrem Halse befestigtes Korbchen eine stets willkommene Erquickung, und die oft noch willkommnere Nachricht von der Lage der Orter und Heerstraßen in der ganzen Gegend zu überbringen. Durch diesen wohlthätigen Beystand wird der Unglückliche, den das Ungefähr oder sein böser Dämon vom rechten Wege abgeführt haben, zurecht gewiesen, und meine Leser können es mir zuschreiben, daß gewiß mehr als ein Leben auf diese Art gerettet worden ist.

Auf meiner letzten Reise nach den südlichen Theilen von Frankreich verleitete mich die Majestät des herrlichen Amphitheaters, welches die Natur vor meinen Augen in der Ferne empor hob, diese romantischen Gebürge auch in der Nähe zu betrachten, und eine Gegend zu durchirren

ren

ren, die von Reisenden nur selten betreten wird. Ich fand hier alles, was ich suchte, und ich muß gestehen, daß mir auf dieser angenehmen kleinen Wanderschaft etwas begegnete, was nur Sterblichen, die vom Schicksale vorzüglich begünstigt sind, zu begegnen pflegt. Meine sehr hochgespannte Erwartung wurde nicht nur nicht getäuscht, sondern wirklich übertroffen. Wenn mich die reizendsten Gegenden in eine Extase versetzt hatten, deren Größe eine Ermattung befürchten ließ: so eilt' ich in meine friedliche Hütte zurück, deren truglose gutmüthige Bewohner meiner durch die Majestät des eben verlassenen Schauspiels erschöpften Seele, Kraft, Ruhe und Fröhlichkeit von neuem schenkten.

Länger als an irgend einem andern Orte verweilt' ich in dem Franziskaner Kloster zu Forbisi, wo ich mehrere Tage durch die mahlerischsten Ausichten, mehr aber noch durch die zuvorkommende Güte und die liebenswürdigen Sitten des Priors, eines Paters Hieronymo, gefesselt wurde. Wenn mich die Mädigkeit und die sinkende Sonne in die Ringmauern des Klosters zurückführten: so konnte ich gewiß seyn, ein frugales Mahl, eine vernünftige Unterhaltung und (was mehr als jenes noch mich freute) ein mir treuherzig zulächelndes Gesicht anzutreffen.

Als ich eines Abends an der Seite meines guten Priors saß, fiel unser Gespräch von ungefähr auf die Hunde, wovon ich vorhin geredet habe. Nach vielen Lobsprüchen über diese Einrichtung, sagte Hieronymo, er könne mir, wenn ich es hören wollte, ein Beispiel von ihren wohlthätigen Folgen erzählen, daß mich gewiß sehr überraschen würde. Ich drang in ihn, sein Versprechen sogleich zu erfüllen, und der gute Mann, eben so frey von Undienstfertigkeit, als von Ziererey, ließ sich nicht lange vergebens bitten.

Vor ungefähr zwanzig Jahren, hob er an, (ich war damals sieben und funfzig Jahr alt, und mein Vorgänger lebte noch) ereignete sich bey uns durch die Klugheit und die Treue eines von den erwähnten Hunden, eine sehr merkwürdige Begebenheit, woran ich selbst Theil genommen habe. Ungefähr 12 Meilen von hier wohnte der Baron Silandieri, ein sehr reicher Edelmann, dessen einzige Tochter Matilde alle Vortreflichkeiten des weiblichen Geschlechts in sich vereinigte. Eine halbe Stunde von diesem Gute liegt das unbedeutende Stammhaus des jungen Grafen Albert Portaricca, der, einen Punct ausgenommen (und unglücklicher weise, war es eben dieser Punct, den Silandieri einzig und allein zu schätzen verstand) übrigens alles besaß, was die Welt gut und schätzungswerth heißt: Albert war schön, klug, gebildet, sanft und großmüthig, aber — arm; und Matildens Vater war blind für jeden andern Vorzug, blind für seiner Tochter Glück, und fühllos für die herzerhebende göttliche Empfindung, der Tugend und dem Genie, die in Armuth darben, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihnen Ueberfluß und Glanz zuwenden zu können. Als ihm daher Matilde ihre zärtliche Liebe für Albert entdeckte und ihn flehend um seine Bewilligung zu ihrer baldigen Vereinigung bat, war es sehr leicht zu erklären, daß der grausame Vater in einen heftigen Zorn entbrannte, und sich endlich, bey dem anhaltend fortdauernden Widerstande seiner Tochter gegen seine Befehle, dazu entschloß, sich des Rechts zu bedienen, das unsre Gesetze jedem Hausvater zugesiehen, sowohl über seine Kinder als über sein Vermögen frey verfügen zu dürfen. Dieses letztre bestimmte der Baron für seinen Neffen Gonzago und Matilde ward in ein Kloster verbannt, wo sie nach dem Probejahre, wenn sich ihre Gesinnungen nicht änderten, Alberten und der Welt entsagen sollte.

Gonzago

Gonzago, der durch niedrige Schmeicheleyen und unedle Ränke seinem verleiteten Oheim diesen ungerechten Entschluß abgendthigt hatte, war nicht damit zufrieden, die Liebenden bloß getrennt zu haben. Er sann auf ein Mittel, wie er den jungen Grafen aus seinem Vaterlande gänzlich vertreiben könnte; und dieses zeigte sich ihm nur zu früh in des letztern bedrängten Vermögensumständen. Alberts Eltern hatten ihm außer einem berühmten Namen und einem verschuldeten Schlosse nur wenig Güter hinterlassen, womit er den Glanz seines Geschlechts hätte aufrecht erhalten können. Einige im Dienst seines Vaterlands unternommene Feldzüge hatten ihm zwar viel Ruhm und Achtung, aber desto weniger Geld verschafft, und so sah er sich dann gendthigt, die auf ihn vererbte Schuldenlast seiner braven Vorfahren durch neue Anleihen noch zu vergrößern. Gonzago hatte sich ihm unter dem Schein der uneigennützigsten Freundschaft genähert und dem arge wohnlosen Jüngling mehrere nicht unbeträchtliche Summen bis zu bessern Zeiten, wo ihm das neidische Glück freundlicher zulächeln würde, vorgestreckt. Jetzt glaubt er, sey der günstige Augenblick erschienen, wo er von seiner Verrätheren Nutzen ziehen könnte; er ließ die Maske fallen, und noch kurz vorher der eifrigste Freund Alberts, erschien er nun als sein unverföhnlicher Feind und sein dringendster Gläubiger. Albert glaubte, nach manchen vergeblichen Bemühungen seine Gläubiger zu beruhigen, der Strenge des Gesetzes auf keine andre Art, als durch eine schnelle Flucht entgehen zu können. Doch machte er vorher noch einige Versuche, seine Geliebte zu sprechen, und als diese fruchtlos ausfielen, wählte er sich unser Kloster zum Zufluchtsorte gegen die Bosheit seiner Verfolger. Hier hatt' ich Gelegenheit die Tugenden dieses würdigen jungen Mannes in ihrer ganzen Vollkommenheit kennen zu lernen; denn er war über zehn Monate unser Gast.

Unterdeffen schwanden Matildens freudenlose Tage in Kummer und Leiden vorüber; Theresie die Aebtiffin ihres Klosters, die zur Schande ihres Berufs und unsrer Religion die Nuchlosigkeit der Verdammten unter der Miese einer Heiligen verbarg, ward Gonzagos Freundin und seine eifrigste Gehülfin in seinen boshaften Absichten. Mit schadenfroher Freude hörte sie vom Morgen bis zum Abend nicht auf, ihr unglückliches Schlachtopfer zu peinigen und ihr bald falsche Nachrichten von Alberts Untreue, seinen Verbrechen, oder gar seinem Tode zu geben, bald auch auf's heftigste in sie zu dringen, alle Gedanken an ihn fahren zu lassen, und sie dem himmlischen Bräutigam zuzuwenden, mit dem sie ein unverbrüchliches Gelübde bald vereinigen würde. Die unschuldige Matilde verzieh ihr großmüthig diese unedeln Kunstgriffe und ihre Liebe für Albert widerstand mächtig jeder Bemühung der Aebtiffin, ihr Vertrauen in des Geliebten Treue zu erschüttern.

Schon näherte sich die letzte Woche ihres Probejahrs, als ihr Vater gefährlich krank wurde, und sie noch einmal zu sehen verlangte. Vergebens waren Gonzagos Bemühungen, diesen Entschluß zu hintertreiben. Matilde erschien am Bette ihres sterbenden Vaters, und bloß Gonzago und eine Wärterin waren gegenwärtig, um diese traurige Zusammenkunft zu bezeugen. Als der Greis die eingefallenen Wangen seines einst so geliebten Kindes und die von ihrem Gesichte verschwundenen Rosen der glücklichen Jugend bemerkte, brach er in tiefes Wehklagen und bittere Selbstbeschuldigungen aus. In diesen letzten feyerlichen Augenblicken, wo der von Vorurtheilen und Leidenschaften nicht länger geleitete Verstand den wahren Werth der Dinge einsehen lernt, erwachten auch die so lange unterdrückten Gefühle der väterlichen Zärtlichkeit in Filandier's Herzen und machten ihre Herrschaft mit unwiderstehlicher Gewalt geltend. Schon über dem Grabe, sah er

er zu spät ein, daß die Reichthümer, wovon er sich sobald trennen mußte, nicht Gonzagos sondern Matildens rechtmäßiges Eigenthum waren, und, aufgefordert durch den Ruf der Natur und der Billigkeit, entschloß er sich, die beyden Liebenden durch die Vernichtung seines Testaments und durch die Bewilligung ihrer Verbindung, wegen seiner Härte so viel als möglich zu entschädigen. Nachdem er diesen Entschluß feyerlich erklärt hatte, forderte er das Testament, ergriff Matildens Hand mit seiner zitternden Rechte, überreichte ihr die Schrift und sagte: „Vergieb, o! vergieb mein geliebtes Kind der Grausamkeit deines Vaters; vernichte dieses unselige Papier, und Du wirst glücklich seyn; ruhiger und heitrer seh' ich nun der Stunde des Gerichts entgegen, da die Güte der Vorsehung es mir erlaubt hat, die größte Vergehung —“ Er wollte weiter reden; aber die Freude seines Herzens, das schon lange vom vollen Ergusse eines reinen Wohlwollens entwöhnt war, wirkte zu heftig auf seine erschöpfte Lebensgeister; seine Seele entfloß bey den letzten Worten und er ließ das Testament fallen, das er zu überreichen im Begriffe war.

Matildens sanfte Seele ward von verschiedenartigen Leidenschaften zerrissen; sie hatte ihren Vater in dem Augenblicke verlohren, wo er ihr neues Leben geschenkt hatte, und im schwersten Kampf zwischen Freude und Kummer sank sie bestimmunglos auf den todten Körper, der von den Thränen der Dankbarkeit und der kindlichen Liebe übersrömt wurde.

Gonzago ließ diese schöne Gelegenheit, seinen Plan, den die letzten Worte seines sterbenden Oheims schier vereitelt hätten, zu vollführen, nicht vorüber; er bemächtigte sich des Testaments und bestach die Wärterin mit Gold und Versprechungen; die Gewissensbisse der habgüchigen und schon halbkindischen alten Frau wußt' er leicht durch

Durch die Versicherung einzuschläfern, daß die Erklärung des Verstorbenen eine Folge seines durch die Krankheit erzeugten Wahnsinns gewesen sey. Diese Versicherung ward noch durch Matildens Benehmen bestärkt, die bey'm Erwachen aus ihrer Ohnmacht sogleich ausrief: Wie? mein Vater hätte mein Glück gewollt? Er hätte mir die Vernichtung des mich zum Elend verdamnenden Testaments geboten? Gewiß, dieß ist ein Traum! Sprecht! bin ich wirklich wach, oder zaubert mir nur meine irre Phantasie diese beseligenden Töne vor? Der listige Gonzago versicherte ihr mit der überredenden Kraft der geheuchelten Aufrichtigkeit, daß von allen dem nichts vorgefallen sey, daß ihr Vater Alberten verflucht, und seinen Geist unter dem Befehle verhaucht habe, daß seine ungehorsame Tochter noch vor dem Ende der Woche den Schleier annehmen sollte. Diese Aussage ward von der meineidigen Wärterin bekräftiget; und jetzt erst sah' Matilde das finstre Schrecken ihrer verzweiflungsvollen Lage ein. Jeder Widerspruch, jede Vorstellung war fruchtlos gegen die verbündete Treulosigkeit. Halb mit Gewalt führte man sie in ihr Kloster zurück, in einer Gemüthsstimmung, die sich leichter denken als beschreiben läßt.

Therese stürmte hier heftiger als jemals auf sie ein, dem angeblich ausdrücklichen Befehl ihres sterbenden Vaters Folge zu leisten: ja nicht zufrieden, ihre Wuth gegen die Unglückliche in den unanständigsten Reden zu ergießen, erlaubte sie sich sogar auf Gonzagos Anstiften den Gebrauch körperlicher Strafen, um unter dem Vorwande der Religion die gottgeweihte Jungfrau so lange zu martern, bis ihre Einwilligung zum erzwungenen Opfer die Frucht des besiegten Widerstandes wäre. Diese grausame Behandlung hätte weit stärkere Nerven, wie die der armen schwachen Matilde abspannen und zerrütten können; man darf sich daher nicht wundern, daß ihre Vernunft Augen:

Augenblicke von Schwachheit hatte, wo sie sich ihrer selbst nicht bewusst war, und wo der Schmerz und die Verzweiflung die beste Ueberzeugung verdrängte. In dieser sonst so weichen Seele entsprang ein eingewurzelter Haß gegen manche Einrichtungen unsrer heiligen Kirche, besonders aber gegen unsre fromme Stiftungen, denen sie mit küßner Berwegenheit Hohn sprach und die sie mit ungerechtem Argwohn brandmarkte. „Warum, sagte sie oft, o! warum, um dauern diese eisernen Gitter noch fort? Warum zerstört man nicht diese verhaßten Mauern, diese traurigen Gefängnisse der Unschuld und der Jugend, wo dem Betrüge und der Grausamkeit Macht gelassen ist, die Hülflosen zu quälen? Die Religion wäre die Quelle dieser Leiden? Die Religion, diese Tochter des Himmels, die ihren Verehrern den holden Frieden bringen sollte? Warlich, dann muß die Religion, welche diese finstere Kerker rechtfertigt, dann muß sie falsch seyn, und ich will sie abschwören, ich will in glücklichere Gefilde eilen, wo Gefängnisse nur des Schuldigen harren; da erzwingt man keine geheuchelte Gelübde für den Himmel, und da ist das Land, wo Albert und Matilde noch glücklich seyn können.“ Die Möglichkeit einer Entweichung war ihr bis jetzt nie in den Sinn gekommen, und in der That konnte auch niemand, dessen Verstand nicht irre war, auf diesen Gedanken fallen, da man wußte, daß alle Thüren und Eingänge des Klosters durch feste Riegel und Schloßer hinlänglich verwahrt waren, und daß die Aebtkin die Schlüssel dazu sorgfältig in Acht nahm.

Ihre Einbildungskraft war jetzt zu stark erhöht, um noch Hindernisse sehen und befürchten zu können. Als sie eines Nachts schlaflos in ihrer öden Celle lag, und vom benachbarten Thurme die dumpfe Mitternachtsstunde erschallen hörte, ergriff einer von den raschen Entschlüssen, die das Feuer des Wahnsinns zuweilen einzugeben pflegt, ihren

ihren irren Sinn. Nicht schneller stieg das Bild der Flucht in ihrer Seele auf, als sie auch schon zu seiner Ausführung schritt. Mit der größten Eile zog sie sich an, packte alle ihre kleinen Kostbarkeiten ein und steckte diese und einige Lebensmittel — die Ueberreste ihrer Abendmahlzeit — in ihre Tasche; dann warf sie ein Bettuch nachlässig um ihre schlanke Gestalt, zündete eine Fackel an, und eilte furchtlos auf die Klosterthür zu, vom eiteln Wahngelendet, diese werde von selbst auffliegen und sich vor ihrer Unschuld öffnen. — So schwebte sie beim schwachen Schimmer der Fackel mit stiegendem Haar und stierem Auge durch die hohen gewölbten Kirchengängen majestätisch einher. Der Himmel schien ihr Unternehmen zu begünstigen; die Hauptthür des Klosters stand offen und auffer sich vor Freuden suchte sie dieses glückliche Angefähr schnell zu benutzen; im Herdurcheilen durch die Thür überfah sie einen Riegel der hervorstand, und woran sie ihre Schläfe leicht streifte. Obgleich die Wunde unbedeutend war: so vermehrte sie doch das schreckenvolle ihres Ansehens, indem sie ihr blasses Gesicht mit blutigen Streifen bedeckte.

Jetzt erst erstaunte sie, wie sie durch die Thür haben kommen können, und bange vor einer Entdeckung, schlich sie sich leise an der Mauer bis zur Hofthüre hin; als sie nur noch wenige Schritte davon entfernt war, sah sie auf einmal Theresen hinter einem Holzstoße mit einem Manne hervorkommen, dem sie die Worte zuflüsterte: Gute Nacht theurer Gonzago; Vergiß nicht, daß sowohl Dein Leber wie das meinige von unsrer Verschwiegenheit und unserm Betragen abhängt. Darauf umarmte sie ihren Liebhaber, der sich eilig entfernte. Sie wollte eben die Thür zuschließen, als ihr das blutige Gespenst sichtbar ward, das mit festen Schritten auf sie zusam. Theresens schuldbeleckte Seele konnte leicht auf die Vorstellung gerathen, daß
sich

sich ihr darstellende Schreckenbild sey der abgeschiedene Geist einer Unschuldigen, die ihre Grausamkeit gemordet hatte; ein heftiges Zittern schüttelte ihre Glieder, und als ein Windstoß die Fackel auslöschte, dachte ihr die Erscheinung plötzlich zu verschwinden, indes Matilde aus dem noch offenstehenden Hintertbür davon eilte.

Therese war zubewandert in den Pfaden des Lasters, um lange der Furcht die geringste Herrschaft über ihre Klugheit einzuräumen: die Nacht war finster, und es würde vergeblich gewesen seyn, die Luftgestalt zu verfolgen, wenn ihr zurückkehrender Muth ihr dies auch erlaubt hätte; sie entschloß sich daher beyde Thüren wieder zu verschließen, und ohne Aufsehen zu machen in ihr Zimmer zurück zu kehren, um hier in der ganzen Verwirrung der Angst und des Verbrechens den Morgen zu erwarten, der dieses fürchterliche Geheimniß aufklären sollte.

Unterdessen irrte Matilde glücklich in ihrer Unschuld und froh über ihre Entkommung, drey Tage und drey Nächte in den wildesten ungebahntesten Gegenden dieses gebürgigten Landes umher; ohne festen Plan führte der Zufall ihre Schritte, und ein hoher Grad von Wahnsinn ließ ihr eine Stärke, die jeder Ermüdung Trost bot. Ihre herrschenden und einzigen Gedanken waren Albert, und ein an Wuth gränzender Abscheu gegen alle Mönchsanstalten.

Während Matildens ganzem Probejahr hatten die beyden Liebenden nicht den geringsten Umgang zusammen gehabt. Albert war beständig in diesem Kloster gewesen, wo weder die Nachricht von Flandiers Tode noch auch von den andern Ereignissen, die ich Ihnen erzählt habe, zu seinen Ohren gekommen war; als er vermuthete, daß der grausame Augenblick, der ihm seine Geliebte auf immer entreißen würde, nicht fern mehr seyn konnte, entschloß er sich, um sie zu sprechen, noch einmal alles auf-

zubies

zubieten, und alles zu wagen. Er verkleidete sich wie ein Bauer und brach an demselben Morgen, wo Matilde entflohen war, nach ihrem Kloster auf.

Gonzago war sogleich durch die Lebtfizin von der Entweichung ihrer Gefangenen benachrichtigt und zu einer Zusammenkunft entboten worden, um gemeinschaftlich über die besten Entschuldigungen zu berathschlagen, der man sich zur Verheimlichung der wahren Ursache dieser Begebenheit gegen die Nonnen bedienen könnte. Gonzago erschien und nicht lange dauerte die Unterredung als auch schon ein guter und glaubwürdiger Vorschlag ausfindig gemacht war. Die Religion — diese beständige Erbsäterin der Guten und mächtige Verteidigerin der Böshafsten — mußte auch diesmal der schändlichen Hinterlist eine Ausflucht angeben, um ihr Vergehen zu bemänteln. Theresie, wurde ausgemacht, sollte vorgeben, daß Matildens sündliche Widersehung den Schleyer anzunehmen, wahrscheinlich die Rache des Himmels auf ihr Haupt herabgezogen und daß deshalb ein Wunder sie entweder entführt oder auch wohl gar vernichtet habe, um durch ihr schnelles Verschwinden die Entweihung der heiligen Cereimonie zu verhindern, die in so wenig Tagen hätte vorgenommen werden sollen.

Dieser Plan ward fürs erste festgesetzt, und Gonzago eilte so schnell wie möglich nach Hause, um die Entflohene verfolgen zu lassen, als ihm wenige Schritte vor dem Kloster der verkleidete Bauer begegnete. Die Liebe und der Haß haben beyde ein scharfes Gesicht, und weder der Geliebte noch der Feind vermag ihren spähenden Blicken zu entgehen — Gonzago erkannte Alberten im ersten Augenblicke — Ein wildes, unbändiges Feuer loderte in seiner Seele auf. — Rasend vor Wuth und Eifersucht packt' er Alberten an, dem er die Worte zurief — Endlich hab' ich Dich, Du Böfewicht, Du kirchenräubrischer Entz

Entföhrer — Ein wüthender Kampf entbrannte, worin Gonzago zuletzt gegen den waffenlosen Albert sein Schwert zog: Dieser wand es seinem Feinde aus der Hand, und das der Brust seines Gegners entströmende Blut verdammt zu spät seine rasche That. Gonzago fiel; Albert entfloß mit Blitzes Schnelligkeit und war noch vor einbrechender Nacht in unserm Kloster.

Wie verschieden war sein Blick, als er ausging und als er heimkehrte! Noch vor wenigen Stunden lächelte die holde Ruhe der Unschuld in seinen edeln Zügen und ein schwacher Schimmer der Hoffnung überstrahlte sein Gesicht, als er mit den Worten von uns Abschied nahm: „Biel, „leicht hör ich günstige Nachrichten von Matilden; ist es „des Himmels Wille, uns noch zu vereinigen, Heil dankt „mir Glücklichen! wo nicht, so ist mein Entschluß gefaßt: „ich kehre dann unter euch zurück und weihe mein künftiges „Leben der frommen Betrachtung“. Jetzt stand er vor uns, athemlos und bleich, Blut klebte an seinen Händen, seine Glieder zitterten, und kaum konnte er stammelnd die Worte vorbringen: Rettet mich heiligen Väter! Rettet mich vor der Gerechtigkeit — ach! vor mir selbst, wenn ihr dieß vermögt! — Seht in mir einen Mörder!

Einige Stunden verflossen, ehe wir die Umstände dieses Verbrechens herausbringen konnten, das in einer so tugendhaften und schuldlosen Seele einen so hohen Grad von Schauer und von Zerknirschung hervorbringen konnte. Nachdem wir den ganzen Verlauf des Vorfalles, den er einzig und allein auf seine unüberlegte Hitze schob, angehört hatten: so versprachen wir ihm Schutz, und bemüheten uns ganze zwei Tage — obgleich vergebens — seinem beängstigten Geiste Trost zuzusprechen und ihm Vertrauen zu der gränzenlosen Barmherzigkeit Gottes einzusößten. Am dritten Tage wurden wir in diesem schweren Geschehnisse, durch die Rückkehr und das Benehmen eines

nes unsrer Hunde gestört; das arme Thier, das den ganzen Tag ausgewesen war, hatte keine Ruhe und gab deutliche Zeichen von seinem Verlangen von sich, daß wir ihm zum Bestande irgend eines Unglücklichen, der unser Kloster nicht erreichen konnte, begleiten möchten.

Pater Benedikt und ich entschlossen uns, ihm zu folgen; wir waren kaum eine halbe Stunde auf der Heersstraße, die nach Urbino führt, fortgewandert, als unser Hund links von der Straße abließ und uns in ein enges tiefes Thal brachte, was vielleicht noch kein menschlicher Fuß betreten hatte. Hier ruheten auf einem nackten Felsen, der über einen fürchterlichen Abgrund weghing, ein bedauernwürdiger Gegenstand des Mitleids; ich darf Ihnen wohl nicht sagen, daß es Matilde war. — Mit erstaunlicher Mühe und Geschicklichkeit war sie an der steilen Höhe über spitze Kollsteine bis zu dem Felsen fortgeklimmt, wo wir sie erblickten; ein junger Eibenbaum, der aus einer Spalte des Steins hervor gesproßt war, diente ihr in dieser gefährlichen Stellung zur Stütze, und überschattete zum Theil ihre melancholische Gestalt.

Der Hund kletterte zu ihr hinauf, aber Pater Benedikt und ich waren nicht im Stande, den rauhen Pfad zu ersteigen, und hielten uns daher, unbemerkt von ihr, in einer kleinen Entfernung an der gegenüberliegenden Seite des Thals.

Als Matilde den Hund wahrnahm, blickte sie zuerst wild um sich her, dann heftete sie ihre Augen mit Zärtlichkeit auf ihn und sagte. „Du bist also zu mir zurück gekommen? Und bist du nun mein Freund? O pfui der Schande! So sollen sogar Hunde die Hülflosen verstoßen? — Doch vielleicht bereust du schon jetzt deine That — Du siehst so wehmüthig aus — Ach Matilde, de kann dir vergeben! — Armes Thier, du weißt wie lieb du mir warst, wie ich dir den ganzen Tag folgte,
„bis

„bis du mich nach den verhafteten Orte brachtest! Da
 „wird Matilde nie hingehen — Warum wolltest du
 „mich aber auch in ein Gefängniß locken? Ein Hund kann
 „ja nicht die Religion zur Beschönigung seines Verraths
 „anföhren!“ Sie schwieg; dann band sie sich ihren
 Rosenkranz von der Seite, und wand ihn unter sanften
 Schmeicheln um den Hals des Hundes. — „Ich ha-
 „be eine Bitte an dich, Lieber; diese kostbaren Steine
 „sollen dein seyn, wenn du mich auf die Spitze dieses
 „hohen Berges föhren willst; da werd' ich die ganze Welt
 „überschauen, da werd' ich erfahren können, ob mein Al-
 „bert noch lebt. — Ach nein; Matilde würde ja sonst
 „noch glücklich werden können, und das kann nimmer,
 „nimmer seyn! —“ Jetzt brach sie in einen Thränen-
 guß aus, der ihr einige Erleichterung zu verschaffen schien.

Nach einigen Augenblicken hielt ich sie für hinlänglich
 beruhigt, um mich ihr mit Vater Benedict zu zeigen. Bey
 unserm Anblick schrie sie laut auf, und verbarg ihr Ges-
 sicht. Als ich ihr zurief, daß Albert noch lebte, sah sie
 uns starr an und untersuchte uns vom Kopfe bis zu Fuß;
 dann ergriff sie mit Ungestüm den Hund, und wollte ihn
 unter den Worten: Ach Verräther so hintergehest du mich!
 in den Abgrund schleudern; aber das Thier wehrte sich
 und riß sich von ihr los. Mit wildem Blicke starrte sie
 uns an. „Hier bin ich sicher, rief sie endlich, vor Eucem
 „Grimme, Ihr heiligen Heuchler, sicher vor Eurer tyran-
 „nischen Verfolgung; denn bey'm ersten Schritte, den ihr
 „Euch mir nähert, stürz' ich mich in diese gähnende Tiefe,
 „und verspote Eure Gewalt. — Doch spricht, saget Ihr
 „mir nicht, daß Albert noch lebte? O daß diese Worte
 „von einer andern Lippe als von der eines falschen Mönchs
 „gekommen wären! — Ich kenne Eure Künste; bey Euch
 „heißt die Lüge eine erlaubte Unwahrheit, und der Mein-
 „eyd eine fromme List; aber ich sage Euch, Ihr Priester des

„Betrugs, hier biet ich Euch Trost! Ewig will ich hier sit-
zen, bis Alberts Stimme mich diesen Felsen verlassen
heißt.“

Sie können sich meine und meines Begleiters Lage leicht denken. Bis auf den gegenwärtigen Augenblick noch völlig ununterrichtet von Matildens Entweichung, konnten wir nur aus ihren Reden und Handlungen so viel abnehmen, daß sie es selbst war und daß ihr Verstand geschwächt sey. Meine Verlegenheit, wie ich sie von diesem gefährlichen Zufluchtsorte weglocken sollte, wo der erste falsche Schritt ihren Sturz und zugleich ihren unvermeidlichen Tod nach sich ziehen mußte, war unbeschreiblich. Endlich siegte die Nothwendigkeit eines raschen Entschlusses über mein feiges Zaudern, ich rief ihr zu: Süßes Mädchen, tröste Dich; Albert und Matilde können noch glücklich werden, und eilte hierauf so geschwind ich konnte auf das Kloster zu, nachdem ich Pater Benedikten vorhin aufgetragen hatte, sich in die Büsche zu bergen und das Betragen der armen Wahnwitzigen zu beobachten.

Während meiner Abwesenheit hatte Matilde mit leerem Blicke den Hund angestarrt, meine letzten Worte wiederholt: Albert und Matilde können noch glücklich werden, und mit Entzücken auf den Nachhall gelauscht, der diese süßen Töne von den gegenüberliegenden Felsen zurückwarf.

Ich sage Ihnen nichts von Alberts Erstaunen, als er diese Erzählung von mir hörte. Anfangs wollte er mir nicht glauben, und mit schwarzer Verzweiflung sank er unter dem Ausrufe: Ein Verworfenener wie Albert verdient des Himmels Erbarmen nicht! auf seinen Stuhl zurück. Nach und nach fingen meine anhaltenden Betheurungen auf ihn zu wirken an, und er öffnete sein erstorbenes Herz noch einmal dem milderwärmenden Sonnenstrahle der Hoff-

Hoffnung. Rasch sprang er auf und stürzte nach der beschriebnen Gegend zu; doch mäsigte er seinen Ungestüm, als ich ihm Vorsicht anrieth und ihm zugleich vorstellte, wie verderblich eine unvorbereitete Ueberraschung für seine Geliebte werden könnte. Schweigend und gehorsam folgt er mir nun, und wir waren nicht weit mehr von dem Flecke entfernt, als er auf einmal stehen blieb und mir sagte:
 „Vater, nicht weiter! — meine schreckliche Ahndung
 „trägt mich nicht; gewiß hat es der Himmel beschlossen,
 „mich zur Strafe meiner Frevelthat zum Zeugen eines
 „empörenden Schauspiels zu machen, dessen bloßer Ges
 „danke mein Blut erstarren und mein Haar sich sträuben
 „macht; bey meinem Herannahen wird meine arme verz
 „ehrte Matilde in wilder tobender Begeistrung auf
 „springen, und ich werde sie vor meinen Augen zerschmetz
 „tern sehen.“ Vergebens verschwendete ich alle meine
 Beredsamkeit, um diesen Entschluß zu bekämpfen; eben
 so leicht hätt' ich den stürmischen Nordwind bändigen, als
 den Unglücklichen zum Fortgehen bewegen können. Mit
 finstern Unmuth warf er sich auf einen Stein, und übers
 ließ sich hier der ganzen Todesangst der marterndsten Un
 entschlossenheit. Plötzlich ward er durch die wohlbekannte
 Stimme der armen Wahnsinnigen aufgeschreckt, die noch
 immer meine letzte Worte: Albert und Matilde können
 noch glücklich werden, mit klagendem Tone wiederholte.
 Weg war nun alle Ueberlegung! Aufspringen und aus
 meinen Augen verschwinden, war das Werk eines Aus
 genblicks.

Matilde hatte unterdessen ihre gefährliche Lage ver
 lassen, und war auf die Gegend zugegangen, wo der Wald
 lichter zu werden anfang. Sie hörte Stimmen und woll
 te eben schüchtern zurückweichen, als sie Alberten ansich
 tig wurde. Schnell stürzte sie auf ihn zu; eilte aber eben
 so schnell zurück, als sie mich erblickte. „Dies alles ist

„Täuschung, Priesterlist! Albert lebt nicht mehr, und ich bin verrathen.“ schrie sie. Wir verfolgten sie und holten sie auch bald ein; wie ich bemerkte, daß meine geistliche Kleidung die Unruhe ihrer Seele vermehrte, verließ ich sie, und überließ es Alberten, ihre grundlose Furcht zu zerstreuen.

Aber selbst nicht die süßeste Ueberredung der Liebe konnte es über sie gewinnen, sich dem Kloster zu nähern. Zuletzt mußte ich mich dazu entschließen, ihr in der Hütte eines ehrlichen Landmannes nicht weit von uns eine freundliche Aufnahme auszumachen. Hier dauerte ihr Wahnsinn mehrere Tage hintereinander mit der größten Heftigkeit fort, und ein hitziges Fieber ließ ihre schleunige Auflösung befürchten. Albert befand sich während dieser ganzen Zeit in der grausamsten Lage; der Mord, den er begangen hatte, lag schwer auf seiner Seele und er wagte es nicht, einen Ausgang zu hoffen, den ihm sein schuldiges Gewissen nicht verdient zu haben vorwarf.

Endlich siegte die Stärke der Natur über die Wuth der Krankheit, und eine glückliche Crisis führte unverkennbare Spuren einer baldigen Genesung herbei. Alberts Wonne kannte nun keine Gränzen mehr. Gonzagos vergossenes Blut deuchte ihm eine lässige Sünde, und alle Gedanken der Vergangenheit und der Zukunft verschwanden in der beglückenden Gegenwart, und in dem Vorgesesse des erhabnen Lohns aller seiner Leiden. Schade, daß diese goldnen Träume nicht ewig dauern konnten; ein Brief von Theresen, worin sie die Auslieferung des entflohenen Fräuleins, deren Aufenthalt sie entdeckt hatte, auf's dringendste verlangte, stürzte unsre Liebende nur zu früh aus ihrem Himmel herab. Als ich Alberten dieses Schreiben zu lesen gegeben hatte und ihm sagte, daß ich keine Mittel sähe, wie ich mich dieser Forderung entziehen könnte, brach er in bittere Verwünschungen gegen unser

Klo-

Kloster aus, und verfluchte eine Einrichtung, die dem ersten schönsten Gesetze der Natur — der Liebe — Hohn spräche.

Ich ließ ihn ruhig fortreden, bis ich bemerkte, daß die erste Hitze seines Unwillens verrauchet war. Da hob ich mit dem größten Ernste folgendermaßen an: „Mein Sohn, tadel nicht die frommen Einrichtungen unserer ehrwürdigen Kirche, die durch den Gebrauch grauer Jahrhunderte geheiligt worden sind; mit verruchter Gottlosigkeit klagst Du die geheimnißvollen Beschlüsse einer Vorsehung an, die im Dunkeln wandelt und das Uebel zum Guten kehrt. Dieses heilige Haus ist gleich manchen seiner Brüder von unsern tugendhaften Vorfahren zu Zwecken erbauet worden, die dem Himmel wohlgefällig und der Menschheit nützlich sind; diese gastfreien Thüren öffnen sich mitleidig dem Unglücke und unser Wandel ist ein anhaltendes Bestreben, die Leidenden aufzusuchen und ihnen beyzustehen. Lange Jahre ist diese Wohnung ein Zufluchtsort gewesen gegen den Druck menschlicher Gesetze, die auch Dich von Deiner Heimath vertrieben, und noch vor wenig Tagen segnest Du eine Anstalt, welche die unglückliche Matilde dem nahen Verderben entriß. Ja selbst in diesem Augenblicke ist es die Barmherzigkeit dieser Anstalt, die Dich, den Mörder, vor den Händen der rächenden Gerechtigkeit schützt! Und doch wagst Du es in Deiner tollen Keckheit, sie zu verwünschen, weil sie den Lüssen und der Sinnlichkeit enge Gränzen setzt; aber wisse, kurzsichtiger Jüngling, die Welt wird nicht entvölkert werden, wenn gleich ein paar von ihren Bewohnern ihr Leben der heiligen Betrachtung weihen, und das menschliche Geschlecht wird deshalb auch nicht erlöschen, wenn Albert und Matilde auch nicht vereint werden können, um ein Geschlecht von Ungläubigen und Mördern fortzupflanzen.“ Hier hielt ich ein;

denn ich merkte, daß meine Vorwürfe den edeln jungen Mann zu heftig erschüttert hatten; er fiel vor mir nieder und rief in der ausdrucksvollen Sprache der heiligen Schrift:

„Vater ich habe gegen den Himmel gesündigt und zwar in
 „Deinem Angesicht.“ Deine Reue rührt mich, mein Sohn,
 „erwiederte ich; und obgleich ich Matilden nicht länger
 „als bis zu ihrer völligen Genesung bey uns behalten darf,
 „so will ich doch während der Zeit kein Mittel unvers
 „ucht lassen, um Eure gegenseitigen Wünsche zu krönen.
 „Sollten aber alle meine Bemühungen fruchtlos ausfal
 „len, so wird Dir dieses Dach, welches Deine rasche Lei
 „denschaft so eben entweiht hat, eine sichere Obhut ans
 „bieten und hier wird mein einziges Trachten seyn, Dich
 „mit Deinem Schicksale auszusöhnen und Deine Gedans
 „ken über die Täuschungen dieser Welt zu erheben.“

Ein so eben angekommener Fremdling, der gefährlich krank seyn sollte, und zu dem ich hinausgerufen wurde, verzögerte mich, Alberts Antwort zu erwarten. Sie erzählten vielleicht schon, daß dieser Fremdling kein andrer als der verwundete Gonzago war. Mit wenig Worten eröffnete er mir die Ursache seines Besuchs. Gleich nach dem unglücklichen Vorfall, sagte er, wodurch er in seinen jetzigen Zustand versetzt worden sey, hätte er das feyerliche Gelübde gethan, das von ihm begangene Unrecht, wenn ihm der Himmel Leben und Kraft dazu verliehe, so viel als möglich wieder gut zu machen. Zu dem Ende hätte er auch schon ein gerichtliches Instrument aufsetzen lassen, worin sein ganzes Vermögen Matilden abgetreten würde; seinen sträflichen Umgang mit der Lebtfikin hätte er entdeckt, und Alberts Character vor der Welt gerechtfertigt. Jetzt bliebe ihm nichts weiter übrig, als sich unsern Beystand und des Himmels Erbarmen zu erbitten; sein fester Vorsatz sey, in unsern heiligen Orden zu treten, auf daß

es

er während seines Lebens Buße thun und nach seinem Tode selig werden könne.

Der würdige Prior schloß hierauf seine interessante Geschichte mit der Nachricht, daß kurz nachher Albert und Matilde verbunden worden wären, und noch jetzt im vollen Genusse einer so theuer erkaufen und so wohl verdienten Glückseligkeit, unter der steten Ausübung aller edeln und geselligen Tugenden, fortlebten; daß Theresie durch ihre eigne Hände als ein Sühnopfer der von ihr gekränkten Religion gefallen sey; daß aber Gonzago noch manches Jahr einen unsträflichen Wandel geführt habe, die Zierde ihres Ordens geworden, und in Frieden gestorben sey. Der treue Hund, setzte er hinzu, ward Alberts und Matildens liebster Gesehrte; sie hatten ihn sich von unserm Kloster ausgebeten, und wurden nicht müde, ihm ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Er fuhr bis an sein Ende fort, der Menschheit zu nützen, und führte noch manchen verirrtten Reisenden in die gastfreye Wohnung seiner tugendhaften Beschützer ein.

XIV.

Wer möchte ihm nicht gleich seyn?

E r z ä h l u n g.

Bor etwa vierzig Jahren lebte ein englischer Philosoph — wir wollen ihn Coverley nennen — dessen Werke nach der Zeit fast von ganz Europa gelesen und bewundert sind, in einer kleinen Stadt im südlichen Theile von Frankreich. Einige unangenehme Verhältnisse hatten ihn genöthiget, sein Vaterland zu verlassen, und als diese aufgehört, war ihm die Lust zur Rückkehr vergangen; er hatte das kleine Städtchen, worin er so manches glückliche Jahr ruhig und zufrieden verlebt hatte, lieb gewonnen, und die Abgeschiedenheit von der großen Welt war seinem Herzen so unentbehrlich geworden, daß er sie nun um keinen Preis mehr, selbst nicht für das glänzendste Glück vertauscht hätte.

Bei einer Stimmung, wie sie Coverley hatte, bei einem Geiste, der in den scharfsinnigsten Untersuchungen Nahrung und Vergnügen findet, lassen sich die sanftern und feineren Gefühle wohl nur als seltne Ausnahme antreffen; denn wenn sie anfangs auch vorhanden waren: so gehen sie in den unaufhörlichen Anstrengungen des Erkenntnisvermögens doch gar zu leicht verloren. Der Verstand gewinnt zuletzt eine solche Uebermacht, daß er keinen gefährlichen Nebenbuhler neben sich dulden mag, und das Herz bei jedem auch noch so leisen Tone, den es anzugeben wagt, mit Härte zum Schwelgen verweist. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man im gemeinen

meinen Leben Philosophie und Fühllosigkeit so oft für ein und dieselbe Sache halten, und den Schülern der göttlichen Weisheit hierüber bald gerechte, bald ungerechte Vorwürfe machen hört. Auch unser Philosoph blieb nicht frey davon; seine Kälte war ihm oft hoch angerechnet worden, und doch müssen wir mit Wahrheit gesehen, daß, wenn der bloße Anblick des Elends ihn gleich auch nicht immer bis zu Thränen rührte, der Unglückliche doch stets in ihm einen gütigen Freund fand, der mit offner Hand seinen Bedürfnissen bey jeder Gelegenheit abzuhelfen eilte.

Als er eines Morgens in der Erforschung der wichtigsten Wahrheiten vertieft war, brachte ihm seine Haushälterinn, eine alte Frau, die ihm schon mehrere Jahre treu gedient hatte, die Nachricht, es wären gestern zwey Fremde, ein Vater und seine Tochter, im Städtchen angekommen; in der Nacht wäre der Vater plöglich gefährlich krank geworden, und man hätte sie rufen lassen, um die Abwesenheit des Wundarzes im Orte durch ihre medizinische Kenntnisse einigermaßen zu ersetzen: sie sey auch sogleich hingegangen, und hätte den rührendsten Anblick von der Welt gesehen; der gute alte Mann schiene mehr durch die Betrübniß seiner Tochter als durch sein eignes Leiden gebeugt zu seyn. Unser Philosoph legte nach dieser Erzählung sein Buch aus der Hand, und opferte das Vergnügen, das ihm die fernere Verfolgung einer scharfsinnigen Idee hätte gewähren können, willig und gern der höhern Pflicht der Menschlichkeit auf. Sein Schlafrock wurde ausgezogen, mit einem anständigem Frack vertauscht, und bald war er mit seiner alten treuen Gesährtinn nach der Wohnung des Fremden unterwegs.

Das Zimmer, was man dem Kranken eingeräumt hatte, war zwar das Beste im ganzen Wirthshause, aber bey allem dem doch nur höchst mittelmäßig. Herr Coverley mußte sich bücken, als er hereintrat. Es war mit Lei-

men

men gepflastert, die Balken waren ohne Bekleidung, und die Spinngewebe in allen Ecken machten den beträchtlichsten Theil des Anelements aus. An dem einen Ende lag der alte Mann, dem der Besuch galt, auf einem elenden Feldbette, seine Tochter saß ihm zu Füßen, mit ihrem Rücken gegen die Thür gefehrt. Sie hatte ein weißes muselinenes Neglige an, und ihre vollen schwarzen Locken drängten sich in schöner Unordnung unter dem niedlichen Hute hervor. Herr Coverley und seine Haushälterin waren schon einige Minuten im Zimmer gewesen, ohne bemerkt zu seyn. Mademoisell, sagte die alte Frau endlich mit leiser Stimme. Sie drehete sich um, und zeigte dem Philosophen eins der reizendsten Gesichter von der Welt; tiefe Schwermuth war der darinn herrschende Hauptzug, der doch aber beym Erblicken des Fremden einem holden Erröthen und dem Zauber der gewinnendsten Höflichkeit auf einen Augenblick Platz machte, und dann wieder mit verdoppelter Bläße erschien. Der ganze Character ihrer Gestalt war Lauterkeit verwebt mit der hinreißendsten Amuth; unser Philosoph empfand es tief. Dieß war keine Zeit für viele Worte; Dienste waren offenbar nöthig, und er glaubte daher die seinigen ohne Unbescheidenheit anbieten zu dürfen. „Monsieur liegt erstaunlich elend hier, sagte die Haushälterin; wenn man ihn nur anders wohin betten könnte“ — Wäre es denn nicht möglich, ihn nach unserm Hause bringen zu lassen, erwiederte ihr Herr — Er hatte, wie er sagte, ein leeres Bette für einen Freund, und im obersten Stocke stieße dicht an die Kammer der Haushälterin ein kleines Zimmer, das noch unbesezt wäre. Die Bedenklichkeiten des Fremden, dessen Auge Bedenklichkeiten sprach, wenn gleich seine Zunge sie nicht hervor bringen konnte, wurden besiegt, und das bescheidne Zaudern der Tochter gab der Vorstellung nach, daß diese Einrichtung ihrem Vater
 sehr

sehr zuträglich seyn würde. Der Kranke ward in Betttüsch her gelegt und über die Straße nach des englischen Herrn Hause getragen. Die alte Frau und Sophie, (so hieß seine Tochter) waren abwechselnd seine Wärterinnen; der Wundarzt, der zu Rathe gezogen wurde, ließ es an seinem Fleiße nicht fehlen: die Natur that das ihrige, und in weniger als 14 Tagen war der Kranke im Stande, seinem Wohlthäter zu danken.

Unterdessen hatte der Philosoph den Stand seines Gastes erfahren. Er war ein protestantischer Geistlicher mit Namen la Roche, ein Witwer, der kürzlich seine Gattin nach einer langen und schmerzhaften Krankheit, wegen einer verordnete Reise vergebens versucht worden war, begraben hatte, und der nun nach einer traurigen Abwesenheit mit seinem einzigen Kinde, der von uns erwählten Tochter, nach Hause zurückkehrte.

Er war ein religiöser Mann, und machte seinem Stande dadurch Ehre. Nicht blos eine warme, sondern auch eine milde Gottesfurcht war die Führerin aller seiner Handlungen; völlig fremd war ihm daher jene intolerante Strenge, die man so häufig bey den sogenannten Frommen antrifft. Herr Coverley hatte zwar selbst keine Religion, aber sah und duldete sie doch gern bey andern. Eines Tages, als der alte Mann schon ausbleiben konnte, überließ er sich ganz seinen Empfindungen, betete zu dem Allmächtigen, und dankte ihm für seine Genesung; Sophie und die alte Haushälterin (denn auch sie war eine Ketzerin im Sinne der Stadt, worin sie lebte) stimmten ihm bey, und brachten vereinigt dem höchsten Wesen das liebliche Opfer ihrer reinen Herzen. Der Philosoph wollte sie in ihrer Andacht nicht stören, ergriff Stock und Hut, und verließ mit seinem treuen Hunde das Zimmer. Mein Herr, sagte die alte Frau, ist leider kein Christ, aber gewiß der beste aller Ungläubigen. Kein Christ! rief Mademoiselle

fell la Noche mit Feuer, und doch rettete er meinen Vater! Der Himmel segne ihn dafür! wie gern wollt' ich, daß er ein Christ wäre! Der Stolz der menschlichen Kenntnisse, mein Kind, sagte ihr Vater, verblindet uns oft gegen die erhabnen Wahrheiten der Offenbarung; der Feinde und Verächter des Christenthums finden sich eben so viel unter tugendhaften, als unter niederträchtigen und verdorbnen Menschen. Ja mir sind mehrere Fälle bekannt, wo sich die Letztern weit leichter als die Erstern zu dem wahren Glauben bekehren ließen; der Nebel der Leidenschaften verzieht sich schneller vor den Augen als die Finsterniß falscher Theorien und trügerischer Speculationen. Aber Herr Coverley — sagte Sophie — ach! mein Vater, er muß noch ein Christ werden, ehe er stirbt. „Hier ward sie durch die Ankunft ihres Wirths unterbrochen. Er ergriff ihre Hand mit Freundlichkeit — sie zog sie schweigend zurück, und eine Thräne stand in ihrem Auge, als sie das Zimmer verließ. Ich habe eben Gott für meine Genesung gedankt, sagte der gute la Noche. Da haben sie wohl gethan, erwiederte sein Wirth — Ich möchte nicht gern anders denken, fuhr der alte Mann fort; verehrt ich jenes hohe Wesen nicht mit Dankbarkeit: so würde ich in meiner Genesung keinen andern Grund zur Zufriedenheit finden, als den, daß dadurch ein Leben verlängert worden ist, was noch immer äußerst unglücklich und elend seyn kann, und dann könn' ich noch leben, um einst wünschen zu müssen, daß ich gestorben wäre, und daß Sie — hier ergriff er Herrn Coverley's Hand — statt sich meiner liebevoll anzunehmen, mich lieber meinem Schicksale überlassen hätten; aber nun, da ich diese erneuerte Fortdauer als ein Geschenk des Allerhöchsten betrachte, nun schlägt frohe Dankbarkeit und Liebe zu ihm in meinem Herzen, in einem Herzen, das bereit ist, seinen Willen als ein Vergnügen, nicht als eine Pflicht zu erfüllen, und das

jede

jede Uebertretung desselben nicht allein mit Mißbilligung, sondern mit wahrem Abscheu betrachtet. — Ich kann Ihre Grundsätze nicht anders, als loben, mein theurer Freund, versetzte der Philosoph; aber Sie sind wirklich noch nicht hinlänglich wieder hergestellt, um so viel sprechen zu dürfen; Sie müssen Ihre Gesundheit schonen, und einige Zeit weder studieren noch predigen. Ich habe eben auf meinem Spaziergange einem Projecte nachgedacht, das mir in den Sinn kam, als Sie mit mir heute morgen über Ihre baldige Abreise sprachen. Ich bin noch nie in der Schweiz gewesen, und hätte daher große Lust, Sie und Ihre liebe Tochter, wenn Sie mir anders Ihre Gesellschaft schenken wollen, dahin zu begleiten. Untersweges werd' ich Sie pflegen und für Ihre Gesundheit wachen; denn da ich gewissermaßen Ihr erster Arzt war: so halt' ich mich auch für verpflichtet, die Cur zu vollenden. La Roches Augen glänzten vor Freuden bey diesem Vorschlage; seine Tochter ward herein gerufen, und der Plan ward ihr mitgetheilt. Auch sie war froh darüber; denn auch sie liebte ihren BIRTH; sein Unglaube war freylich ein Anstoß für Vater und Tochter, aber ein Anstoß, der nur Mitleiden, nicht Verachtung gegen ihn erregen konnte; ihre Seelen waren für kein rauheres Gefühl geformt; der Haß hatte noch nie darin gewohnt.

Sie machten nur kurze Tagereisen; denn der Philosoph hielt sein Wort, und sorgte mit der größten Aufmerksamkeit für alles, wodurch die Bequemlichkeit des alten Mannes vermehrt werden konnte. Die Gesellschaft hatte Muse, sich genauer kennen zu lernen, und bald reifte eine bloße Bekanntschaft zur aufrichtigsten Freundschaft heran. La Roche entdeckte im Character seines Begleiters den höchsten Grad von edler Simplicität und liebenswürdiger Bescheidenheit, und ward durch diese Eigenschaften um so mehr entzückt, da sie so selten bey

eigents

eigentlichen Gelehrten anzutreffen sind. Sophie, der noch immer etwas bange vor ihm gewesen war, ward gleichfalls in ihren Vermuthungen auf eine sehr ansehnliche Art getäuscht. Sie bemerkte in ihm nicht die geringste Spur von apodiktischer Entscheidungsweise, die man doch so leicht und unvermerkt, bey der Ueberzeugung von überlegenen Talenten, annehmen kann. Er sprach über alles, nur nicht über Philosophie und Religion; jedes gewöhnliche Vergnügen des Lebens, und jede auch noch so unbedeutende Unterhaltung schien Reiz und Interesse für ihn zu haben; und trug es sich auch zuweilen zu, daß seine Kenntnisse von ungefähr durchschimmerten: so geschah es beständig in den deutlichsten Ausdrücken, und ohne den entferntesten Schatten eines widrigen und gehässigen Cathedertons.

Was ihn anbetraf, so hatte ihn die Gesellschaft des guten la Roche und seiner liebenswürdigen Tochter ganz bezaubert. In ihnen fand er die schuldlosesten Sitten der frühesten Zeiten mit der feinsten Cultur und Aufklärung aufs glücklichste vereinigt; jedes edlere Gefühl glühete in ihnen warm und kraftvoll, jedes unedlere war völlig erstickt und verbannt. Er war nicht zur Liebe geneigt; aber er fühlte sich glücklich, Sophiens Freund zu seyn, und beneidete zuweilen den Vater um den Besitz eines solchen Kindes.

Nach einer Reise von 11 Tagen kamen sie endlich in la Roches Hause an. Es lag in einem von den reizenden bernischen Thälern, welche die Natur zu Wohnungen des Friedens und der sanften Ruhe ausersehen zu haben scheint, und die sie mit den steilsten unzugänglichsten Bergen umgeben hat, damit kein profaner Fuß ihr Heiligthum entweihe. Ein Bach, der seine Wuth in den obern Hügeln vertobt hatte, schlängelte sich unter den Fenstern des Hauses weg, und entzog sich dem Auge nach mannigfaltig

faltigen Krümmungen hinter einem Walde von mahlerischen Eichen, über welchem sich der Thurm von la Roches Kirche romantisch empor hob.

Herr Coverley überließ sich ganz den süßen Gefühlen, welche die Schönheiten dieser Scene in ihm weckten; auf seine Begleiter machten sie einen verschiedenen Eindruck; in ihnen erneuerten sie die traurigen Erinnerungen an eine Gattin und eine Mutter, die sie verlohren hatten. Der Kummer des alten Mannes war still und verschlossen. Die Tochter suchte sich durch Seufzer und Thränen Erleichterung zu verschaffen. Ihr Vater nahm ihre Hand, küßte sie zweymal, drückte sie an seinen Busen, wandte seine Augen gen Himmel, trocknete eine Thräne ab, die ihm über die bejahrte Wange rollte, und bemühet sich, seinen Gast auf einige der schönsten Parthien in der Gegend aufmerksam zu machen. Der Philosoph deutete dieß alles, wie es gedeutet werden mußte, und konnte in seinem Herzen keinen Tadel für einen Glauben finden, der so mächtig zu wirken im Stande war.

Kurz nach ihrer Ankunft kamen eine Menge von la Roches Pfarrkindern, um ihren guten Prediger zu sprechen und zu bewillkommen. Die Freundschafts- und Hochachtungsbewegungen dieser ehrlichen Leute hätten vielleicht etwas feiner seyn können; aber ihre Aufrichtigkeit konnte gewiß durch nichts übertroffen werden. Sie wagten es auch, einige Worte des Trostes über den kürzlich erlittenen Verlust fallen zu lassen; dieß war eine zu zarte Saite, als daß sie sie mit gutem Erfolge hätten berühren können. Es hat Gott so gefallen, sagte der gute la Roche mit dem vollen Ausdrucke des verhaltenen Schmerzes; und sie sahen nun, daß er ihrer Trostgründe nicht bedurfte, um mit der Zeit eine Ruhe wieder zu erlangen, die er noch nicht ganz besaß. Schwerlich würde die Phi-

D

losos

Iosophie mit allen ihren schönen und prunkvollen Lebensarten eben so viel ausgerichtet haben.

Es war Abend geworden, und die guten Leuten wollten eben weggehen, als es sieben schlug, und gleich nach Her vom benachbarten Thurme die Bergglocke ertönte. Die Bauern, die gekommen waren, um ihren Pfarrer zu bewillkommen, wendeten bey dem bekannten Tone ihre Augen auf ihn; er erklärte seinem Gaste, was sie damit sagen wollten. Dieß ist das Zeichen, sagte er, das uns zu unsrer Abendandacht ruft, woran die meisten meiner Pfarrs Kinder gewöhnlich Theil zu nehmen pflegen; ein kleiner nicht vorzüglich eleganter Saal hier im Hause dient uns zur Capelle; wenn Sie lieber ausgehen wollen, so will ich Ihnen einen Begleiter mitgeben; oder hier sind auch einige Bücher, womit Sie sich unterdessen die Zeit vertreiben können. Bey Leibe nicht, antwortete der Philosoph; wenn sie mir erlauben, so will ich lieber bey Ramsell Sophiens Andacht zugegen seyn. Sie ist unsre Organistin, sagte la Roche: das ganze benachbarte Land ist das Land des musikalischen Mechanismus; man findet hier fast keinen Bauer, der nicht einige Instrumente verfertigen könnte; ich habe mir daher mit leichter Mühe eine kleine Orgel zur Begleitung unsrer Gesänge verschaffen können. Um so viel größer wird mein Vergnügen seyn, erwiederte der Philosoph, und hiemit ging die ganze Gesellschaft in den Saal. In der einen Ecke stand die Orgel, wovon la Roche gesprochen hatte; es hieng ein Vorhang davor; Sophie zog ihn weg, setzte sich dahinter auf einen Stuhl, und besetztigte ihn hernach wieder, um jeden neugierigen Blick auf sich und ihr Spiel zu verhindern. Sie begann mit einer feyerlichen und schwärmerischen Phantasie. Herr Coverley spielte zwar kein Instrument, aber war doch ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik; diese zaubrischen Töne machten einen um so tiefern Eindruck auf ihn, da sie ihm
 gang

ganz unerwartet kamen. Das wilde und unregelmäßige der Phantasie verlor sich nach und nach in einen Choral, worin die Stimmen aller Gegenwärtigen auf einmal eins fielen; die Worte waren größtentheils aus der heiligen Schrift genommen; sie priesen Gott und lobten seine Güte. Einige Stellen kamen vor, die auf den Tod der Gerechten, die im Herrn sterben, Bezug hatten. Die Orgel ward mit unsicherer Hand gespielt — sie tönte schwächer, und endlich verhallten ihre Töne völlig; die feyerliche Stille, die hierdurch entstand, ward nur durch Sophiens Seufzer unterbrochen, die sich deutlich hören ließen. Ihr Vater gab ein Zeichen, und erhob sich zum Gebet. Anfangs war er etwas außer Fassung und seine Stimme bebte, als er sprach; aber sein Herz war in seinen Worten, und seine Wärme entfernte bald jede Verwirrung. Er redete zu einem Wesen, das er liebte, und redete vor Menschen, die er liebte. Das Feuer des ehrwürdigen Greises theilte sich seiner Gemeinde mit; so gar der Philosoph fühlte sich innigst gerührt, und vergaß einen Augenblick zu denken, warum er es nicht seyn sollte.

La Roches Religion war die Religion der Empfindung, nicht der Theorie; sein Gast war kein großer Freund vom Disputiren; nichts war daher natürlicher, als daß ihr Gespräch sie nur selten auf Gegenstände führte, die mit ihrem gegenseitigen Glauben in Verbindung standen; nur zuweilen konnte das weiche Herz des alten Mannes seine Fülle nicht zurück halten, und die Freude, die er genoß, nicht länger verschließen. Die Idee von seinem Gotte und seinem Heiland waren mit seiner Seele so genau verschwistert, daß jede Empfindung sie weckte. Ein Philosoph würde ihr vielleicht einen Schwärmer genannt haben; aber wenn er auch das heilige Feuer der Schwärmer besaß, so war ihm doch ihre Bigotterie fremd. Wohl konnte er sagen: — Unser Vater, der Du bist im Him-

mel — denn er fühlte es, und alle Menschen waren seine Brüder.

Sie bedauern so oft, mein Freund, sagte er eines Tages zu Herrn Coverley, wenn ich mich mit meiner Tochter von den süßen Freuden der Musik unterhalte, daß Ihnen alles musikalische Gehör fehlt; ja Sie beklagen sich oft über die Natur, daß sie diesen Theil ihrer Seele mangelhaft gelassen, und Ihnen dadurch einen Genuß geraubt habe, den Sie, nach den Wirkungen, den er auf andre hervorbringt, zu urtheilen, für unendlich entzückend halten. Ließe sich nicht dasselbe von der Religion sagen? Glauben Sie mir, auch hierin fühl ich eine Energie, eine Begeisterung, die ich für nichts auf der Welt weggeben möchte; jedes Vergnügen des Lebens erhält dadurch, denkt mir, eine feinere und edlere Würze. Der Gedanke, daß ich sie von meinem Gotte besitze, vereinigt bey jeder guten Sache, die ich habe, die Empfindung mit dem Genuße; und wenn mich Unglücksfälle treffen — auch ich kenne sie aus Erfahrung — so giebt dieses Gefühl meiner Betrübniß eine gewisse Würde, es erhebt mich über die Welt. Der Mensch, ich weiß es wohl, ist nur ein Wurm; aber doch halt' ich mich durch dieses Gefühl mit der Gottheit nahe verwandt! — Es wäre unmenschlich gewesen, wenn unser Philosoph auch nur durch einen Zweifel den reinen Sonnenglanz dieses Glaubens hätte verdunkeln wollen.

Ueberhaupt hatte sein Gespräch nicht den geringsten Anstrich von metaphysischer Dunkelheit oder religiöser Positivism. Ich habe nie einen Mann gekannt, der weniger Pedant gewesen und alles gelehrte Dissertiren heftiger gehaßt hätte. Mit la Roche und seiner Tochter unterhielt er sich in dem leichtesten Conversationsstone und mit der unschuldigsten Vertraulichkeit. Die benachbarte Gegend, die Sitten des Dorfs, die Vergleichung beyder mit den englischen, Bemerkungen über Lieblingschriftsteller, über ihre

ihre Diction und die Leidenschaften, die sie erregten, waren die Gegenstände, wovon sie sprachen. Manche ihrer müßigen Stunden wurden mit Reiten und Spazierengehen hingebracht; und Coverley als einem Fremden wurden alle schöne Gegenden und Merkwürdigkeiten des Landes gezeigt. Zuweilen machten sie auch kleine Touren, um von verschiedenen Lagen aus jene erstaunlichen Gebürge zu betrachten, deren in ewigen Schnee gehüllte und in die fantastischsten Figuren auslaufende Spizen fast alle Schweiz zergehenden begränzen. Unser Philosoph erkundigte sich fleißig nach ihrer Naturgeschichte und ihren Producten. La Roche bemerkte die Erhabenheit der Ideen, die diese erstaunlichen Massen, die für jeden menschlichen Fuß unerschbar sind, nothwendig erregen müßten, da sie den Geist auf nichts anders führen könnten, als auf die Betrachtung des Wesens, das ihren Grund legte. Als er eines Nachmittags diesem Lieblingsgegenstande länger als gewöhnlich nachhieng, wurde Sophie auf einmal schweremüthig, und rief endlich mit einem Seufzer aus: Ach, könnte man sie doch auch in Flandern sehen, diese majestätischen Berge! Welch ein sonderbarer Wunsch, sagte Herr Coverley lächelnd — Sie erdthete, und er drang nicht weiter in sie.

Mit dem größten Kummer verließ er eine Gesellschaft, in der er so glückliche Stunden verlebt hatte; aber es konnte nicht anders seyn, und er suchte sich daher etwas wenigstens durch einen Briefwechsel zu entschädigen, dessen pünctliche Fortsetzung er mit La Roche und seiner Tochter aufs genaueste verabredete. Auch diese guten Menschen trennten sich ihrer seits höchst ungerne von ihm, und ließen sich aufs heiligste versprechen, daß, wenn ihn einst sein Schicksal auf 50 Meilen wieder in ihre Nähe führen würde, er diese 50 Meilen nicht achten sollte, um sie zu besuchen.

Ungefähr drey Jahre nachher riefen Geschäfte unsern Philosophen nach Genf; bey dem Anblicke der Gebürgskette, die er so oft angestaunt hatte, fiel ihm la Roche und seine Tochter ein. Er konnte nicht an sie denken, ohne sich einen Vorwurf über das Stillschweigen zu machen, das er schon seit mehreren Monaten gegen sie beobachtet hatte. Da wir Wahrheit und Aufrichtigkeit für das edelste Kleinod in der Welt halten; so müssen wir nur gesehen, daß eine gute Dose Trägheit zu seinen kleinen Schwachheiten gehörte, und daß er sich immer nur mit großer Anstrengung zur Beantwortung der freundschaftlichen Briefe seiner Bekannten, oder der boshaften Beschuldigungen und bitteren Recensionen seiner litterarischen Feinde, entschließen konnte; daher blieben denn auch beyde oft unbeantwortet. Als er so bey sich anstand, ob er seinen Freund la Roche besuchen sollte, und der Trieb ihn zu umarmen durch die Beschwerlichkeiten der Reise mächtig bekämpft wurde, erhielt er einen Brief von dem alten Manne, der unter seiner Adresse nach Paris, wo er sich seit seiner Abreise aus der Schweiz beständig aufgehalten hatte, geschickt worden war, und ihm nun von da aus von seinem Commissionsaire übermacht wurde. Nach einigen gelinden Vorwürfen über des Philosophen wenige Pünctlichkeit im Schreiben enthielt dieser Brief die aufrichtigsten Versicherungen einer ewig fortdauernden Dankbarkeit; zugleich gab ihm la Roche Nachricht von einer Begebenheit, die ihn, den Freund seiner Familie, gewiß unendlich interessieren würde: von der baldigen Vermählung seiner Tochter nemlich mit einem jungen Manne von den liebenswürdigsten Sitten und dem vortreflichsten Character, der mit ihnen verwandt, und in seiner Jugend Sophiens Gespieler gewesen war. Von den frühesten Jahren an hatten sich ihre Herzen verstanden; ihre Trennung war zwar traurig aber dennoch unvermeidlich gewesen; denn der Geliebte

te

te diente in einem von den Schweizerregimentern, die im französischen Solde stehen, und hatte daher der strengen Pflicht folgen müssen, als er bey ausbrechendem Kriege mit seinem Regimente nach Flandern gerufen wurde. Hier hatte er sich bey mehreren Gelegenheiten aufs vortheilhafteste gezeigt und sich im militärischen Fache dieselben Kenntnisse erworben, die er vor seiner Abreise aus seinem Vaterlande in so manchem andern schon besessen hatte. Seine Dienstjahre waren nun verflossen, und in wenig Tagen erwartete man ihn zurück; dann hoffte der alte Mann — so drückte er sich in seinem Briefe aus, seine Hand in die Hand seiner Tochter zu legen, und die beyden Menschen, die ihm nun auf der Welt am liebsten wären, noch vor seinem Tode vollkommen glücklich zu machen.

Unser Philosoph nahm zwar an dieser Begebenheit Antheil, aber ganz so glücklich machte sie ihn nicht, wie Sophiens Vater zu vermuthen schien. Obgleich er sie nie geliebt hatte: so war sie ihm doch immer wie eins der lebenswürdigsten Mädchen vorgekommen, und die Idee, daß sie nun auf ewig einem andern angehören sollte, erregte in ihm ein gewisses unangenehmes Gefühl, das mit dem Verdrusse, den wir bey einer Täuschung empfinden, große Aehnlichkeit hatte. Doch wurde er nach wenigen Augenblicken eines vernünftigen Nachdenkens Meister von seiner Empfindlichkeit, und wußte sich durch den Gedanken vollkommen zu beruhigen, daß er Sophien doch nie hätte besitzen können noch wollen, und daß daher ihre Zufriedenheit, wenn gleich in den Armen eines andern, ihm nicht anders wie angenehm seyn könnte. Er entschloß sich hierauf zu einem Besuche, der ihn zu der freudigen Erwartung berechtigte, seinen alten Freund und seine Tochter zufrieden zu sehen.

Seine Reise ging recht gut von Statten; nur am letzten Tage derselben hatten ihn verschiedene kleine Zufälle so lange

lange aufgehalten, daß er sich bey einbrechender Nacht noch einige Stunden von la Roches Hause befand; sein Führer wußte indeß den Weg, und so hörte er denn auch bald den im Thale fließenden Bach neben sich murmeln. Ein Licht, das aus dem Hause zu kommen schien, glänzte auf dem Wasser; wie er näher kam, bewegt' es sich langsam fort; endlich sah er es durch die Bäume schimmern, und nicht weit von dem Plaze, wo er eben war, stehen bleiben. Er vermuthete, daß diese ganze Erscheinung ein Bräutigamspaß wäre, und trieb deshalb sein Pferd an, um ihn mit anzusehen; doch wie erschrock er, als er bey seinem Herannahen wahrnahm, daß es der Schein mehrerer Fackeln sey, die von einigen schwarz gekleideten Leichenträgern in der Hand gehalten wurden!

Neugierig erkundigte er sich bey den Leuten, wen sie begraben hätten? Einer von ihnen antwortete mit gerührterer Stimme, als man bey diesem Stande gewöhnlich anzutreffen pflegt: Sie kannten Mademoisell also nicht, mein Herr? ach nie sahen sie ein lebenswürdigeres — Sophie! rief er — das holde Mädchen war nicht mehr — Die todtenähnliche Blässe, die sein Gesicht überzog, machte den Mann, mit welchem er gesprochen hatte, auf ihn aufmerksam; er kam ihm näher; Sie kannten Mademoisell la Roche? — Ob ich sie kannte! Guter Gott! — wann — wie — wo starb sie? wo ist ihr Vater? — Sie starb vor Kummer, wie ich glaube; der junge Mann, für den sie bestimmt war, ward im Duell von einem französischen Officiere erstochen, der vorhin sein bester Freund gewesen, und dem er die größten Dienste geleistet hatte. Ihr würdiger Vater trägt ihren Tod, wie er uns oft gesagt hat, daß ein Christ es thun müßte; seine Fassung geht so weit, daß er sich jetzt auf der Kanzel befindet, und im Begriffe ist, seinen Pfarrkindern einige Ermahnungen zu ertheilen, wie dieses bey solchen Gelegenheiten hier die

Ges

Gewohnheit ist; folgen sie mir, und Sie sollen ihn hören.
Coverley schwieg und folgte.

Die Kirche war schwach erleuchtet, außer in der Gegend der Kanzel, wo der ehrwürdige la Roche saß. Alle Anwesenden sangen einen Psalm zur Ehre des Wesens, das der edle Geistliche sie segnen und ehren gelehrt hatte. La Roche saß mit vorwärts gebeugtem Körper, seine Augen halb geschlossen, und in stille Anbetung verlohren. Eine Lampe, die dicht bey ihm stand, warf einen starken Schein auf sein Haupt und hob die Züge eines hohen Alters, die der Kummer tiefer eingefurcht hatte, deutlich hervor.

Die Musik verstummte; la Roche blieb einige Augenblicke stille und die Natur zwang ihm ein paar Thränen ab. Seine Pfarrkinder waren laut in ihrem Jammer. Auch Coverley konnte seine Seufzer nicht zurück drängen. La Roche erhob sich — „Vater der Barmherzigkeit, sagte er, vergieb mir diese Thränen! Versage deinem Knechte deinen Beystand nicht, um seine Seele, um die Seelen deines Volks zu dir zu erheben! O meine Freunde, es ist gut, dieß zu thun; zu allen Zeiten ist es gut; aber welches ein unschätzbares Vorrecht ist es in den Tagen des Unglücks! Wie schön sagt das heilige Buch: trauet dem Herrn, trauet ihm zu allen Zeiten! Wenn uns alles verläßt, wenn jede Quelle des Trostes dieser Welt versiegt, dann können wir in den reinen Gewässern, die sich von Gottes Throne ergießen, Beystand und Hülfe finden. Nur durch einen festen Glauben an die Güte und Weisheit des höchsten Wesens werden wir dahin gelangen, unsre Unglücksfälle mit einer Festigkeit zu ertragen, die eines Christen würdig ist. Die menschliche Weisheit nützt hier nicht viel; denn je mehr Trost sie uns gewährt, je mehr stumpft sie auch unser Gefühl ab, ohne welches wir zwar nicht länger leiden werden, aber auch für keine ächte Glückseligkeit empfänglich seyn können. Ich möchte euch nicht gern Fühl-

P

losigs

losigkeit predigen, meine Freunde! Ich vermag es nicht, wenn ich es auch wollte; (hier fingen seine Thränen von neuem zu fließen an) ich empfinde selbst zu viel, und schäme mich meiner Empfindungen nicht, aber deswegen hoff' ich um so freudiger die Erhöhrung meiner Bitte; deswegen hab' ich zu Gott gebetet, daß er mir Kraft verleihe, um zu euch zu reden, um euch ihm zuzuführen, nicht durch leere Worte, sondern durch diese Thränen, nicht durch Machtprüche, sondern durch Erfahrung — damit, wenn ihr mich leiden sähet, ihr auch zugleich meinen Trost erfahren möchtet.“

„Ihr sehet den jammervollen Vater eines einzigen Kindes des, der letzten Stütze seiner sinkenden Jahre! Und welches eines Kindes! Mir ziemt es nicht, von ihren Tugenden zu sprechen; aber nur Dankbarkeit ist es, wenn ich ihrer erzähle, da sie sich alle im reinsten Lichte gegen mich zeigen! Noch vor wenig Tagen sähet ihr sie, jung, schön, tugendhaft und glücklich! urtheilt ihr, die ihr Eltern seyd, von meinem damaligen Glücke, von meiner jetzigen Betrübniß! Aber ich erhebe meine Augen zu dem, von dem der Schlag kam, ich erkenne die Hand eines Vaters in allen Züchtigungen meines Gottes! O könnt' ich euch fühlen lassen, welche Wonne es bey der ganzen drückenden Last des Kammers ist, sein Herz in den Busen dessen auszuschnitten, in dessen Händen Leben und Tod ist, auf dessen Macht alles harret, welches sich des erstern erfreuet, und in dessen Betrachtung jede Quaal verschwindet, die den Irgendern begleitet! Wir sind nicht wie jene, die ohne Hoffnung starben; wir wissen, daß unser Erbsitz lebt, daß wir mit ihm, mit unsern Freunden, seinen Knechten, in dem seligen Lande ewig leben werden, wo keine Leiden mehr sind, und wo eine vollkommene Glückseligkeit unser Loos seyn wird! — Gehet dann, meine Freunde, trauert für mich nicht länger; ich habe mein Kind nicht verlohren; nur

nur noch eine kurze Frist, und wir werden uns wieder treffen, um uns nie zu trennen. — Aber auch ihr seyd meine Kinder; wünschet ihr, daß mein finst're Kummer, durch einen schwachen Strahl der Freude erhellet werde: so lebt, wie sie gelebt hat; damit, wenn sich euch die letzte Stunde nähert, euer Tod der Tod des Gerechten, und euer Ende ihrem Ende gleich seyn möge.“

So war die Rede des guten la Roche; seine Zuhörer beantworteten sie mit ihren Thränen. Der würdige Greis hatte die seinigen am Altare des Herrn abgetrocknet; aus seinem Gesichte war die Traurigkeit verschwunden, und in seinem Auge glänzte der milde Schimmer des Glaubens und der Hoffnung. Herr Coverley folgte ihm in sein Haus — Die Begeistrung der Kanzel war vorüber; als er ihn sah, wurden alle die lachenden Bilder seiner vormaligen, ach! nun entschwundenen Glückseligkeit mit verdoppelter Stärke in ihm rege; er warf sich an seinen Hals und benetzte ihn mit seinen Thränen. Auch der Philosoph war innig gerührt; in tiefer Stille giengen sie in den Saal, wo die Abendandacht gefeyert zu werden pflegte. Der Vorhang vor der Orgel stand offen — la Roche fuhr zurück bey dem Anblicke, und heisse Thränen entstürzten seinen Augen — Coverley hatte sich unterdessen gefaßt; er näherte sich der Orgel, und zog den Vorhang zu. Der alte Mann trocknete seine Thränen und ergriff die Hand seines Freundes: „Sie sehen meine Schwäche,“ sagte er, es ist die Schwäche der Menschheit; aber mein „Trost ist darum nicht verlohren.“ — Ich hörte Sie auf der Kanzel, sagte der andre; ich freue mich, daß Sie sich so zu beruhigen wissen. — Ja mein Freund, erwiederte la Roche, und diese Beruhigung wird mir ewig bleiben. Siebt es Menschen, die an unserm Glauben zweifeln, so laß sie bedenken, wie wichtig die Religion für den Unglücklichen ist, und von Stund an ihre Bemühungen, ihre Stär-

te

te zu entkräften, aufgeben — Wenn sie uns unser Glück nicht wieder schenken können; so laß sie uns wenigstens den süßesten Trost in unsrer Betrübniß nicht rauben.

Herrn Coverleys Seele war erschüttert: — und lange nachher gestand er mir noch, daß er Augenblicke hätte, wo diese Erinnerungen ihn ganz danteder schlugen, und wo, trotz aller Vergnügungen des philosophischen Forschens und alles Stolzes eines litterarischen Ruhms, die ehrwürdige Gestalt des edlen la Roche seine Geistesruhe störte, und den Wunsch in ihm erregte, nie gezweifelt zu haben.

Äf 3 8574

ULB Halle
007 544 103

3

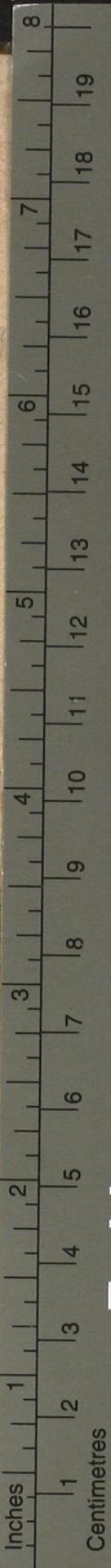


✓D08

.176







Farbkarte #13

B.I.G.



chte

à h e

and Chaßot
court.

s ante omnia Mufae

urg,

Buchhandlung

